

Brigitte Romankiewicz Urbilder des Vaters

opus magnum 2006

Meinem Mann

Brigitte Romankiewicz

Urbilder des Vaters

opus magnum 2006

Zur Autorin:

Brigitte Romankiewicz (Jahrgang 1950) beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Psychologie C. G. Jungs, mit Fragen der Religions- und Kulturgeschichte, der Mythologie und Symboldeutung. Sie hält Vorträge und Vorlesungen zu ihren Arbeitsgebieten an verschiedenen Institutionen, u. a. dem C. G. Jung-Institut in Stuttgart.

Außer Veröffentlichungen in Zeitschriften erschien 1994: "Sternbild Jungfrau – Umkreisung eines Mythos", Düsseldorf, Walter und 2004: "Die schwarze Madonna. Hintergründe einer Symbolgestalt, Düsseldorf, Walter.

Romankiewicz, Brigitte: Urbilder des Vaters opus magnum 2006, Version 2.1 Alle Rechte bei der Autorin Erstmals erschienen bei Stendel, Waiblingenn, 1998

Inhalt

Teil I Vorspiel: Wer ist der Vater? 7 Der Tanz der Eurynome 9 Was heißt "väterlich"? 15 Die Urbeziehung und das Dritte 19 Unterscheidung schafft Wirklichkeit 23 Die Entwicklung des Ich aus dem Selbst 26 Fallen am Wege: Gutsein und Rechtmachen 31 Der "furchtbare Vater" 35	
Teil II	
Mythos und seelische Erfahrung 40 Uranos 42 Kronos 49 Die Nachtseite des Kronos 54 Zeus 60	
Die Göttertriade Uranos-Kronos-Zeus 69 Gottesbild und Vaterfunktion 75	
Teil III	
Das Archetypische und seine Bilder Erwachsensein und Größe 85 Die Alten, das Gewordene 91 Zukunft, Ziel und Sinn 99 Himmel, Höhe, Einheit 105 Licht, Tag, Sonne, Bewusstsein 113 Die Anderen, Gruppe, Gesellschaft 119 Herrscher, Richter, Autorität 125 Lehrer, Leitbild, Norm, Gewissen 132 Schöpfung, Zeit und Technik 139 Wort, Sprache, Logos 148	
Anhang 157	
Anmerkungen 157	
Literatur 162	
Verzeichnis der Abbildungen Bildnachweise 164	ŀ

Teil I

Vorspiel: Wer ist der Vater?

"Am Anfang war Eurynome, die Göttin aller Dinge. Nackt erhob sie sich aus dem Chaos. Aber sie fand nichts Festes, darauf sie ihre Füße setzen konnte. Sie trennte daher das Meer vom Himmel und tanzte einsam auf seinen Wellen. Sie tanzte gen Süden; und der Wind, der sich hinter ihr erhob, schien etwas Neues und Eigenes zu sein, mit dem das Werk der Schöpfung beginnen konnte. Sie wandte sich um und erfasste diesen Nordwind und rieb ihn zwischen ihren Händen. Und, siehe da! Es war Ophion, die große Schlange. Eurynome tanzte, um sich zu erwärmen, wild und immer wilder, bis Ophion, lüstern geworden, sich um ihre göttlichen Glieder schlang und sich mit ihr paarte. So ward Eurynome vom Nordwind, der auch Boreas genannt wird, schwanger …

Dann nahm Eurynome die Gestalt einer Taube an, ließ sich auf den Wellen nieder und legte zu ihrer Zeit das Weltei. Auf ihr Geheiß wand sich Ophion siebenmal um das Ei, bis es ausgebrütet war und aufsprang. Aus ihm fielen all die Dinge, die da sind: Sonne, Mond, Planeten, Sterne, die Erde mit ihren Bergen und Flüssen, ihren Bäumen, Kräutern und lebenden Wesen." (Anm. 1)

Es scheint paradox, ein Buch über das Väterliche mit einem Schöpfungsmythos zu beginnen, in dem die Welt nicht nur von einer weiblichen Gottheit geboren wird, sondern wo diese sich auch den Vater dazu selbst erschafft, durch eigene Manipulation – im wahrsten Sinn des Wortes (lat. manus = Hand). Aber genau hieraus entstand meine Frage nach dem Vater.

Nachdem ich jahrelang die Zuständigkeiten der alten Muttergöttinnen studiert hatte, um herauszufinden, welche archetypischen Muster hinter dem Symbolbild der Jungfrau stehen (Anm. 2), war mir überdeutlich geworden, was Bachofen 1884 mit "Mutterrecht und Urreligion" ans Licht der Öffentlichkeit gebracht hatte und was inzwischen fast zum allgemeinen Bildungswissen gehört: Dass lange, bevor die Vatergottheiten das Zepter übernahmen, ein weiblich-mütterliches Gottesbild die bewusste und unbewusste Welt des Menschen beherrscht hatte und zwar so ausschließlich, dass die Große Göttin völlig ohne ein ernst zu nehmendes männliches Gegenüber auskommen konnte, und die ganze Schöpfung allein nach ihrer Lust und Laune besorgte und verwaltete.

Alle Geschöpfe, die im Himmel und auf Erden Gestalt annahmen, waren ihre Kreaturen. Die Göttin enthielt sie alle und ebenso alle Mittel, sie zu erschaffen. Das heißt, sie war nicht nur weiblich, sondern trug in sich auch das Männliche. Es war Teil ihrer selbst. Sie war Himmel und Erde, gut und böse, Geburt und Tod, Schöpferin und Zerstörerin, Tag und Nacht, Anfang und Ende, allenthaltend, allschaffend, allerfüllend, allmächtig – wo wäre da Platz für einen Vater gewesen? Alle schöpfungsnotwendige Gegensatzspannung lag innerhalb ihres Machtberei-

ches, sie war weiblich und männlich zugleich. In Kultfiguren so genannter primitiver Volksgemeinschaften ist diese omnipotente Doppelgeschlechtlichkeit teilweise drastisch ins Bild gesetzt.

Wenn wir die Bedeutung dieser mächtigen Gottesbilder des Großen Weiblichen und der "Großen Mutter", welche die früheste Form ist, erfassen wollen, dürfen wir nicht nur an einen biologischen Bezug denken.

>Mutter< weist hier nicht nur auf ein Abstammungsverhältnis, sondern auch auf eine komplexe psychische Situation des Ich, und in gleicher Weise drückt der Terminus >Groß< den symbolischen Überlegenheitscharakter aus, den die archetypische Gestalt allem Menschlichen und sogar allem Kreatürlichen gegenüber besitzt." (Anm. 3)

Das heißt, dass im nur-weiblichen Gottesbild sich, bewusstseinsgeschichtlich gesehen, die psychische Gesamtverfassung einer Zeit spiegelt. Anders gesagt: Dominiert in einer Epoche der Menschheitsgeschichte das weiblich-mütterliche Gottesbild, so können wir daraus schließen, dass das kollektive Bewusstsein ebenso wie sein Unbewusstes vom Mutterarchetypus beherrscht werden. Liegt die Macht dagegen bei einem männlich-väterlichen Gottesbild, so kommt darin das vorwiegende Beherrschtsein vom Vaterarchetypus zum Ausdruck.

Der Begriff des Archetypus ist ein Grundstein im Fundament der Psychologie von Carl Gustav Jung. Archetypen sind – ähnlich den Ideen bei Plato – Urbilder des Daseins und Werdens, ausgestattet mit dynamischer und strukturbewirkender Energie. Sie sind an sich unanschaulich und ihre Wirkung ist erst aus dem erkennbar, was sie an Bildern und Ereignissen produzieren:

"Die Archetypen sind, ihrer Definition entsprechend, Faktoren und Motive, welche psychische Elemente zu gewissen (als archetypisch zu bezeichnenden) Bildern anordnen, und zwar in einer Art und Weise, die immer erst aus dem Effekt erkannt werden kann. Sie sind vorbewusst vorhanden und bilden vermutlich die Strukturdominanten der Psyche überhaupt, vergleichbar dem unanschaulichen, potenziellen Vorhandensein des Kristallgitters (Anm. 4) in der Mutterlauge. Als Bedingungen a priori stellen die Archetypen den psychischen Spezialfall des dem Biologen vertrauten pattern of behaviour« dar, welches allen Lebewesen ihre spezifische Art verleiht. Wie die Manifestationen dieses biologischen Grundplanes sich im Laufe der Entwicklung ändern können, so auch die des Archetypus." (Anm. 5)

Erich Neumann schließt hier an, indem er sagt, der Archetypus " ... dirigiert nicht nur wie ein magnetisches Kraftfeld auf dem Wege über die Instinkte als pattern of behavior das unbewusste Verhalten der Persönlichkeit, sondern er erscheint auch als pattern of vision im Bewusstsein in der Anordnung des psychischen Materials als Symbol-Bilder." (Anm. 6)

Jeder Mythos ist eine archetypisch motivierte Vision, in der an sich unanschauliche geistig-seelische Vorgänge in symbolische Bilder gefasst sind. Besonders bei Schöpfungsmythen können wir an der Art der beteiligten Kräfte und der Art und Weise des Welterschaffungsprozesses ablesen, wie weit Unbewusstes bereits bewusst geworden und differenziert ist: "Der Differenzierung des Bewusstseins entspricht also ein differenziertes In-Erscheinung-Treten des Unbewussten, seiner Archetypen und Symbole." (Anm. 7)

Dabei geht der Weg vom unbewussten Erleben und Erleiden eines Archetypus zum bewussten Begreifen und Abbilden in Stufen:

Weitgehend unbewusste Inhalte erscheinen in Symbolen der Unanschaulichkeit oder Nicht-Sichtbarkeit. Auf der nächsten Stufe haben wir es mit Tiergestalten und schwer bestimmbaren Bildparadoxien zu tun. Schließlich wird der Archetypus als differenziert gestaltete (wenn auch nie eindeutige!) Figur sichtbar.

Wenn wir also das "pattern of Vision" betrachten, das in den Bildern des eingangs zitierten frühgriechischen Schöpfungsmythos Ausdruck gefunden hat, so können wir daraus rückschließen auf den entwicklungsgeschichtlichen Stand der innerseelischen Welt derer, die ihn erfunden haben: Eine differenzierte Vaterfigur kommt noch nicht vor. Die Pelasger, ein vorindogermanisches Volk, kamen um 3500 v. Chr. auf das griechische Festland. Es wurden jedoch auch griechische Stämme in Nordthessalien Pelasger genannt. Am Zeitpunkt seiner schriftlichen Niederlegung können wir das tatsächliche Alter des Mythos nicht ablesen, wohl aber annehmen, dass er zu einer Zeit aufgeschrieben wurde, in der die darin gefassten Vorstellungen in der seelischen Befindlichkeit der Allgemeinheit noch Resonanz fand, wenn auch vielleicht schon als ein psychisches Muster, das in der Fortentwicklung begriffen war. Insofern gibt er uns wichtige Aufschlüsse über bewusstseinsgeschichtliche Konstellationen in präpatriarchaler Zeit, also vor der "Herrschaft der Väter", denn in der mythischen Erzählung von Eurynomes Tanz und seinen Folgen wirkt zwar ein als archetypisch männlich zu bezeichnendes Element mit, die Hauptrolle aber ist weiblich besetzt. Ich werde nun versuchen, die Bildersprache des Mythos zurückzuübersetzen in die psychologische Anordnung, die sie hervorgerufen hat. Dabei kann man vor allem beobachten, wie weit die Ich-Struktur entwickelt ist, die im Mythos immer in Bildern des Männlichen erscheint, weil sie als entscheidungsfähige Instanz sich unterscheiden muss vom anfänglich mütterlich-umfassenden "Großen Ganzen".

Der Tanz der Eurynome

"Am Anfang war Eurynome, die Göttin aller Dinge."

Eurynome ist "die Weit-Waltende" (Anm. 8). Die Grundbedeutung von griechisch nómos ist "das Zugeteilte, Verteilte". Es gibt viele Übersetzungsmöglichkeiten. Meist wird nómos im Sinn von "Bezirk", "Gesetz", "Brauch", verwendet,

aber auch als "Wohnsitz". Das vorgeschaltete Eury- kann "weithin", "geräumig" oder auch "breit" heißen.

Wir können uns also Eurynome als Personifikation einer Kraft vorstellen, die einen weiten Raum ausfüllt und ihn rechtmäßig beherrscht. Sie ist eine die ganze Weite des Vorstellbaren bewohnende Göttin und herrscht nach angestammtem Brauch, nach weitgespannten Gesetzen: eine All-Göttin, welche die innere und äußere Weltordnung bestimmt. Ihre "Weite" impliziert auch ihre Omnipotenz: Sie ist "die Göttin aller Dinge", das heißt, alles, was sich in der Schöpfung "verdinglichen" wird, ist in der Latenz bereits in ihr vorhanden und wartet nur noch auf seine Zusammenziehung, Gestaltung – das ist die etymologische Bedeutung von "Ding" (Anm. 9).

"Nackt erhob sie sich aus dem Chaos."

Die Nacktheit der Eurynome unterstreicht die Ewigkeit ihres Wirkens, ihre Alterslosigkeit und Überzeitlichkeit – keine zeitlich begrenzte Kleiderordnung beschränkt sie. Sie ist "gekleidet in ihre eigene Macht", ist die weibliche Urnatur als kosmische Macht, die Urmaterie. Oft symbolisiert die nackte Frauengestalt auch die "Tellus Mater", die Erdgöttin und Mutter Erde. Andererseits bedeutet Nacktheit auch einen Zustand jenseits der Form, eine jungfräuliche Vollkommenheit und Integrität. Dass sie sich "aus dem Chaos" erhebt, kann hier übersetzt werden mit "aus der Unanschaulichkeit und Unbewusstheit": Die unumschränkte Macht eines "weiblichen Gesetzes" (der Psyche nämlich) am Anfang aller Wahrnehmung ist dem Bewusstsein der Pelasger als psychologische Wahrheit präsent. Das sehen wir auch daran, dass Eurynome eine klar gezeichnete anthropomorphe Gestalt hat.

"Aber sie fand nichts Festes, worauf sie ihre Füße setzen konnte."

"Fest" ist das Gegenwort zu "beweglich, flüssig, lose" (Anm. 10). Es gibt außerhalb Eurynomes noch kein Konturiertes, zeitlich oder räumlich Begrenztes, Beständiges, in sich Abgeschlossenes, kein Objekt. Alles ist fließend bewegt und vermengt. Es gibt "Außen" noch kein Anderes, Andersartiges, Nicht-Weibliches, in welchem ein männlich-archetypischer Gegenpol sichtbar würde. Noch ist kein fester Bezugs- und Ordnungspunkt gefunden, der einen "Fort-Schritt" der Entwicklung aus dem matriarchalen Bewusstsein heraus möglich machen würde. Aber man ist auf der Suche nach einer neuen Position (von lat. ponere = setzen), einem haltgebenden Ort, auf dem man "fußen" könnte, und von dessen Fixierung eine Neuorientierung möglich wäre: Wenn man seinen Fuß auf etwas setzt, so hat man damit Position bezogen, eine Ordnung gesetzt. Man hat zugleich einen Raum geschaffen. Da, wo der Fuß hingesetzt wurde, ist unten. Es entsteht eine Richtung von unten nach oben, eine Gegensatzspannung wird erlebt, und diese ist Voraussetzung für Objektivierung, über die allein ein neuer Bewusstseinsschritt zur Ich-Werdung hin möglich ist.

"Sie trennte daher das Meer vom Himmel und tanzte einsam auf seinen Wellen".

Der Schritt in die Zweiheit und Unterschiedenheit wird nun vollzogen, eine Trennung in oben und unten, wodurch symbolisch "klassisch" das Männlich-Väterliche als Himmel und oben angeordnet wird, das Weiblich-Mütterliche unten als Meer. Besonders fest ist das noch nicht, aber wenn wir uns vorstellen, dass Eurynome selbst die Erde im Zustand einer geistigen Vorform darstellt, so haben wir nun immerhin drei der Elemente, die zur Schaffung eines Neuen notwendig sind: Geist/Luft (Himmel), Wasser (Meer) und die nackte Eurynome als Tellus Mater, potenzielle Erdmutter. Was fehlt, ist das vierte Element, das organisch zeugende Feuer, und wenn wir lesen, dass Eurynome "einsam" tanzt, so kommt auch darin zum Ausdruck, dass der Zustand nicht befriedigend ist, unvollständig.

Aber Eurynome tanzt. Tanz setzt räumlich (und damit zeitlich) unterschiedene Positionen voraus, mindestens zwei Orte, zwischen denen man sich bewegen kann, vom einen zum anderen und wieder zurück. Auch damit psychische Energie zum Fließen kommt, braucht es zwei Pole. Nur dann entsteht Gefälle, Bewegung, schöpferische Dynamik. In der tanzenden Bewegung geschieht Verstärkung von Kraft, Emotion, Aktivität, Wärme. Wir sehen also in diesem Tanz zwischen Oben und Unten, Hier und Da, drei wichtige Voraussetzungen entstehen für die Schöpfung einer neuen Qualität: Raum, Zeit und Bewegungsenergie, die zur Erhitzung führt und damit zur Erzeugung schöpferischen Feuers.

Die Vierheit im archetypischen Hintergrund ist damit komplett, nun kann das Neue Figur werden: Auf der Bühne der konturierten Objekte kann ein männliches Gegenüber Gestalt annehmen und zusammen mit Eurynome das Schöpfungswerk fortsetzen.

"Sie tanzte gen Süden; und der Wind, der sich hinter ihr erhob, schien etwas Neues und Eigenes zu sein, mit dem das Werk der Schöpfung beginnen konnte."

Eurynome wendet sich nach Süden: das ist der Ort der Mittagssonne und des Tages – beides Symbole des Männlichen und Väterlichen. Dorthin also soll es gehen, diese Position soll verstärkt werden, und sie macht durch ihre Bewegung Platz, damit eine Gestalt außer ihr Raum finden kann. Das ist das Ende ihres Anspruchs auf Alleinherrschaft. Mit wem wird sie von nun an die Macht teilen? Wer soll der Vater ihres Kindes werden?

Es ist ein Unsichtbarer, eine Kraft aus dem Geist- und Luftraum: der Wind. Das ist ein Bild des männlichen Archetypus auf einer noch sehr unanschaulichen, weil unbewussten Stufe, denn den Wind an sich können wir nicht greifen, nicht festhalten, er entspricht also in keiner Weise einem beständigen Gegenpol. Wir können ihn nicht einmal sehen, sondern nur an seinen Wirkungen erkennen. Außerdem erhebt er sich hinter Eurynome, was ebenfalls auf ein eher unbewusstes Auftauchen hinweist. Dennoch: Dieses männliche Gegenüber wurde erwartet; der Wind

wird als etwas Neues und Eigenes erkannt, und das ist das Wesentliche. Überdies kommt er aus dem Norden, und damit aus der Himmelsrichtung, die mit Eigenschaften der Kälte und Strenge besetzt ist, patriarchalen Eigenschaften reinsten Wassers.

Viele Vatergötter haben ihren Sitz im Norden, auch Jahwe, und der Nordwind ist nicht irgendein Wind: Die klassische Antike kennt ihn als Boreas, der nicht nur die Kälte bringt, sondern auch sonst ein ungestümer und ausgesprochen "männlicher" Geselle ist. Er erlangte Berühmtheit durch die Entführung von Königstöchtern, was ja immer zu den männlichen Großtaten gehörte.

Allgemein wurden die Winde in der Antike gern als geflügelte Jünglinge dargestellt, die auf Muschelhörnern bliesen, wobei das Horn als phallisch-zeugendes Attribut verstanden werden kann. Abbildungen des Boreas haben allerdings wenig Jünglingshaftes an sich. Vollbärtig und kriegerisch ernst "auf Flügeln des Sturmes" einherbrausend, gleicht er den Gesichtszügen nach eher dem Typus eines vehementen Vatergottes vom Schlage Jahwes (Anm. 11).



Abb. 1 Boreas, der Nordwind

Doch der pelasgische Mythos schweigt sich über das Erscheinungsbild des neuen "Eigenen", das nach dieser Deutung ein Männliches ist, aus, belässt es im unsichtbaren Wehen, weshalb wir eigentlich nicht schon auf ein gestaltetes Bild vorgreifen dürfen, obwohl es für die Intuition der Eurynome offensichtlich bereits buchstäblich erfassbar ist: "Sie wandte sich um und erfasste diesen Nordwind und rieb ihn zwischen ihren Händen. Und, siehe da! es war Ophion, die große Schlange."

Das Umwenden, Hinter-sich-Schauen zeigt das "Erfassen" der neuen Dimension, ihre bewusste Wahrnehmung. Stellvertretend für das matriarchal geprägte Bewusstsein ihrer Zeit, erfasst und be-greift Eurynome die Existenz eines Anderen, von ihr Unterschiedenen und stellt eine begriffliche und körperhafte Verbindung her. Durch dieses aktive (= schöpferische Wärme erzeugende) Erfassen und Begreifen verhilft sie dem Unanschaulichen in eine überraschende organisch-belebte Existenz: Der Wind verdichtet sich unter ihren Händen zur Schlange (gr. ophis).

Dem deutschen Wort "reiben" liegt nach Duden eine erweiterte Form der indogermanischen Wurzel uer zu Grunde, aus der auch der "Wurm" entstanden ist, und die eine drehende, windende Bewegung anzeigt.

Wir sind hier also direkte Zeugen einer Verwandlung von einer Bildebene in die andere, ohne dass sich der zu Grunde liegende Sinngehalt wesentlich ändern würde: Wie der Wind ist auch die Schlange (die in vielen Heldensagen "Wurm" genannt wird!) ein Symbol der bewegenden schöpferischen Energie, die eigentlich durch kein angemessenes Bild ausgedrückt werden kann. Insofern gehört sie als Bildsymbol zur Kategorie der schwer bestimmbaren Bildparadoxien (Anm. 12), die anzeigen, dass eine Qualität noch nicht völlig sichtbar ins Bewusstsein getreten ist.

Die Schlange hat ein ungeheures und extremes Symbolspektrum, auf das hier nicht eingegangen werden kann. Für unseren Zweck genügt es, wenn man sie hier als Repräsentanten eines zeugenden Phallisch-Männlichen sieht, das sich dadurch auszeichnet, nicht identisch mit der Göttin zu sein. Es tritt als selbstständige Gestaltform und männlich-schöpferisches Gegenüber ins Bild, damit die Welt einen Vater bekommt.

"Eurynome tanzte, um sich zu erwärmen, wild und immer wilder, bis Ophion, lüstern geworden, sich um ihre göttlichen Glieder schlang und sich mit ihr paarte. So ward Eurynome vom Nordwind, der auch Boreas genannt wird, schwanger …"

Der nötige Grad schöpferischer Hitze ist offensichtlich durch die "Feuerreibung" und Materialisierung des "Anderen" noch nicht genügend erreicht. Nun muss das "Eine" (Eurynome) erst wieder energetisch aufgeladen und das äußere Bild noch stärker angeregt werden, damit ein Funke überspringt und es ebenfalls aktiv wird. Man sieht – wie überhaupt am komplizierten Verlauf dieses Mythos – wie viel (Tanz-) Schritte, wie viel Hin und Her notwendig ist, um Fort-Schritt im Bereich der seelischen Differenzierung zu gewinnen. Das wird auch am weiteren Fortgang der Geschichte nach diesem Höhepunkt sichtbar:

"Dann nahm Eurynome die Gestalt einer Taube an, ließ sich auf den Wellen nieder und legte zu ihrer Zeit das Weltei." Welterschaffung ist in der Auffassung des matriarchalen Bewusstseins ein reiner Naturvorgang – die schöpferische Rolle von Erkenntnis und Vernunft kommt erst mit weiterentwickelten männlich-unterscheidenden Qualitäten zur Zeit der Philosophen ins Welt-Bild. Um nun die Gleichung "Weltschöpfung = natürliche Schöpfung" aufgehen zu lassen, muss der Mythos wieder einen Schritt zurück: Eurynome, die wir bisher als göttliche Frauengestalt hatten agieren sehen, begibt sich auf die Stufe des Tiersymbols, das bewusstseinsgeschichtlich immer "hinter" dem Symbol auf Menschenebene rangiert. Es ist eine Regression, auch wenn die Taube nicht nur eine Wandlungsgestalt der Großen Göttin ist, sondern in der patriarchalen Religion des Christentums auch des Heiligen Geistes.

"Auf ihr Geheiß wand sich Ophion siebenmal um dieses Ei, bis es ausgebrütet war und aufsprang. Aus ihm fielen all die Dinge, die da sind: Sonne, Mond, Planeten, Sterne, die Erde mit ihren Bergen und Flüssen, ihren Bäumen, Kräutern und lebenden Wesen." Das Umwinden und Bebrüten zur energetischen Verdichtung und Reifung der Dinge, besorgt nun – wenn auch auf Anweisung der Mutter – der Vater. Da sich dieses Familienidyll auf der Ebene von tiergestaltigen und äußerst paradox besetzten Symbolgestaltungen abspielt, möchte ich es psychologisch nicht überstrapazieren. Interessant ist jedoch die Zahl Sieben, weil sie im patriarchalen Symbolraum eine bedeutsame Rolle spielt.

Es gibt sieben Schöpfungstage, sieben Urengel, sieben Planeten, sieben Metalle in der Alchemie, sieben Säulen der Weisheit. Sieben zeigt an, dass ein geistiger Prozess durch Verbindung in eine feste Form überführt worden ist, denn drei (Symbol für Geist) plus vier (Symbol für Materie) ist sieben. Eine ähnliche Symbolik finden wir in der Zahl Zwölf (drei mal vier), jedoch betont die Zwölf als gerade Zahl mehr die statische Ordnung, während die Sieben dynamisch ist, über das Erreichte hinaus weist, zukunftsgerichtet ist.

Es wird also in diesem präpatriarchalen mythischen Vorspiel deutlich, dass der Vorgang der Objektivierung unbewusster Vorbilder keineswegs abgeschlossen und darüber ein inneres Wissen vorhanden ist. Das Ich ringt um Bewusstsein, um Bilder, welche die inneren Vorgänge erfassen könnten, und hat in Bezug auf das Männliche noch nicht einmal die Symbolebene der Menschengestalt erreicht. Das scheint zur Konsequenz zu haben, dass auch das Weibliche immer in Gefahr ist, wieder auf eine primitivere Stufe zurückzufallen, sodass wir vermuten können, dass erst dann, wenn die männlichen Funktionen genügend differenziert, das heißt, bewusst geklärt und unterschieden sind, Bewusstsein und Unbewusstes, Männliches und Weibliches in ein ausgeglichenes Verhältnis zueinander kommen können.

Machen wir nun einen Sprung in die Zeit des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts und schauen, was wir bis heute an Klarheit in diesen Fragen gewonnen haben. Das Bild vom Mütterlichen und Weiblichen, ist seit Bachofens "Mutterrecht und Urreligion" (1861) über Helene Dieners ("Sir Galahad") "Mütter und Amazonen" (1932), Ranke-Graves "Die weiße Göttin" (1948), Esther Hardings

"Frauenmysterien", Erich Neumanns "Die Große Mutter" und seither vielen anderen immer differenzierter und anschaulicher geworden. Demgegenüber hat die Erforschung des Väterlichen und Männlichen nichts Gleichgewichtiges vorzuweisen. Die Fragen dieses Buches gelten vor allem dem Väterlichen.

Was unterscheidet väterliche Funktionen von mütterlichen?

Was unterscheidet das Väterliche vom Männlichen an sich?

Wie entwickelt es sich?

Woran erkennen wir das väterliche Strukturprinzip?

Was ist seine Funktion?

Was ist sein Wesen?

Was heißt "väterlich"?

"Der Geschlechterdualismus ist das Paradigma aller Dualismen." (Anm. 13)

Wo ein Vaterbild gegen ein Mutterbild abgegrenzt werden soll, hat man sich zunächst einmal mit den Kategorien männlich und weiblich zu befassen.

In Herders "Kleinem psychologischem Wörterbuch" (Anm. 14) sind folgende geschlechtsspezifischen Bilder formuliert:

Typisch männlich: Betonung der Rationalität und technischer Interessen, stark, energisch, aktiv, selbstständig, kämpferisch.

Typisch weiblich: Betonung der Emotionalität und sozialer Interessen, passiv, hingebungsvoll, zurückhaltend, anlehnungsbedürftig.

Solche eindeutigen Kataloge seelischer Einstellungen hat zum Beispiel die Marktpsychologie im Visier, wenn Bedürfnisse angesprochen oder geweckt werden sollen. Und da Verkaufen ein hartes Geschäft ist, in dem sich Fehleinschätzungen rasch rächen, können wir annehmen, dass diese Einstellungen auch tatsächlich angetroffen werden.

Auch in der kämpferisch im Berufsleben stehenden Frau scheinen die bewusst vielleicht als altmodisch oder gar kränkend abgelehnten Stereotype subtile Resonanz zu finden, und mancher von sanfter Gleichheit der Geschlechter träumende Mann fühlt sich dennoch auf einer unterschwelligen Ebene von Attributen männlicher Pioniermentalität angesprochen. So klischiert also solche einseitigen Bilder vom Frausein und Mannsein anmuten, sie treffen doch einen Gefühlskern, auch wo das Bewusstsein anders argumentiert. Was fangen wir damit an?

Gewiss sollen wir uns nicht bequem auf solche Einseitigkeiten zurückziehen, sondern sehen, dass es sich hier um die extremen Pole eines Gegensatzpaares handelt, das in der menschlichen Realität in Reinkultur nicht vorkommt. In jedem Individuum, ob männlich, ob weiblich, mischen sich die Gegensätze. Aus dem

Spannungsverhältnis, in dem sie zueinander stehen, geht die Persönlichkeit hervor. Darum muss der Geschlechterdualismus als ein Paradigma, ein Musterbeispiel für alle Dualismen gesehen werden. Die konventionellen Zuordnungen sind exemplarischer Ausdruck eines viel allgemeineren Spannungsgegensatzes, der überall präsent ist als Bewegung zwischen Ergänzungs- und Vereinigungswünschen (weiblich) auf der einen Seite und Trennungs- und Autonomiewünschen (männlich) auf der anderen. Mann und Frau sind von jeher hervorragende Projektionsfiguren und Symbolträger für diesen Spannungsgegensatz gewesen, dahinter aber stehen all die anderen Gegensatzpaare, die sie mitverkörpern.

Die Polarität Mann – Frau ist also ein Ur-Bild, das auf der seelischen Symbolebene so tief verwurzelt ist, dass es der Werbepsychologie mit ihren vom Bewusstsein teilweise längst überholten Klischees doch gelingen kann, elementare Innenbilder anzusprechen.

Jung hat solche Innenbilder archetypische Bilder genannt, wobei das griechische Wort arché sowohl steht für etwas wie von Anfang an Gegebenes, als auch für eine hervorgehobene Stellung in der Bedeutung für das seelische Leben des Menschen. Archetypen im Jung'schen Sinn sind ihrem Wesen nach unanschauliche Strukturdominanten, welche die Lebensvorgänge prägen und bewegen. Sie sind " ... die psychischen Abbilder der Instinktstrukturen und verhalten sich genau wie diese." (Anm. 15) Das heißt, es geht von ihnen ein steuernder Druck aus wie von Instinkten, sie sind in uns bereit und warten darauf, verwirklicht zu werden. Ihrem Wesen nach sind sie zumeist unanschaulich. Um sie anschaulich werden zu lassen, projizieren wir sie in geeignete Erlebnisse.

So verbindet sich z. B. das Bild des Helden und Herrschers mit dem männlichen Archetypus, das der Geliebten und Mutter mit dem weiblichen Archetypus. Der Himmel ist in unserem Kulturkreis männlich, die Erde weiblich. Männlich ist das Licht, der Blitz, der Pfeil, der Hammer, weiblich die Nacht, die Höhle, die Pflanze, das Gefäß usw. Solche Bilder sind gleichsam Variationen des jeweiligen zu Grunde liegenden archetypischen Themas. Trotz aller Bedenken gegenüber Schematisierungen in diesem Bereich sei eine Liste männlicher und weiblicher Eigenschaften versucht, die wiederum Kristallisationspunkte für Assoziationen bilden können:

männlich	weiblich
Durchsetzung, Rivalität	Einfühlung, Fürsorge
Aggression, Konfrontation	Ausgleich, Hinnahme
Kontrolle, Beherrschung	Hingabe, Anpassung
Machen, Erfolgsstreben	Lassen, Bescheiden
Trennung	Vereinigung

Überschreitung, Extraversion

Lernen von Neuem

Vorankommen, Überwinden

Riskieren

Leistungsbedingung

Sachorientierung

Objektivität, Außen

Autonomiestreben

Durchdringen, Härte

Kälte, Strenge

Zielrichtung

Eingrenzung, Introversion

Pflege des Bestehenden

Bleiben, Aushalten

Abwarten

Annahme im So-Sein

Gefühl, Fantasie

Subjektivität, Innen

Soziale Bindung

Aufnehmen, Weichheit

Wärme, Nachgiebigkeit

Leben im Moment

Manche Bereiche lassen sich nicht klar abgrenzen und überschneiden sich.



Abb. 2 Kaiser Wilhelm II. mit Familie

Aber wenn wir die Eigenschaften aus dem Katalog beispielsweise auf ein Elternpaar beziehen, könnte vor unserem inneren Auge eventuell der Prototyp eines elterlichen Doppelportraits aus dem 18. oder 19. Jahrhundert entstehen. Vielleicht aus der Gründerzeit, wo der Vater aufrecht, gestrafft, die aus den Augen sprühende Energie ernst bändigend neben dem Sessel der Mutter steht, die milde und freundlich-bescheiden (oder sogar ein bisschen kokett?) dem Gatten zugewendet sitzt (wenn nicht gar zu ihm aufschaut), frei nach dem goetheschen Verslein aus den Xenien:

"Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,

Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren."

Zum Glück gibt es aber auch bei solchen Bildern Väter mit Frohnatur und Mütter, die gar nicht nach "Mütterchen" aussehen; zum Glück kommt bei vielen Vätern ein Zug hinzu, den wir nach unserem schematischen Katalog nicht auf der "männlichen" Seite haben, ohne den aber das Väterliche nicht sein kann: gefühlshafte Lebendigkeit und Wärme. Denn noch weniger als der stürmende und drängende Held kommt der väterliche Vater ohne "weibliche" Eigenschaften aus:

Wir erwarten von ihm Schutz und Güte, Hilfsbereitschaft und Verständnis für das werdende Ich, denn schließlich ist es seine Aufgabe, der kindlichen Seele die un-gemütliche Seite der Realität schmackhaft zu machen und sie dorthin zu begleiten, energisch, aber auch schützend und einfühlsam. Insofern nimmt das Väterliche eine eigene Position ein zwischen dem heroischen Männlichen und dem Mütterlichen und synthetisiert Anteile aus beiden Bereichen: Es muss einfühlend und bewahrend sein, bindungsfähig, kompromissbereit (weiblich) und gleichzeitig trennend, außenorientiert, zielgerichtet, risikobereit, herausführend (männlich).

Gewiss übernehmen auch Mütter von alters her beide Funktionen. Darum spreche ich hier nicht vom Vater als einer Person, sondern benutze die Hilfskonstruktion des Väterlichen oder Vaterspezifischen. Nicht um die Person des Vaters in ihrer Männlichkeit zu depotenzieren (das Väterliche ist grammatikalisch ein Neutrum), sondern weil ich "das Väterliche" zunächst einmal als ein Strukturprinzip und psychodynamische Funktion betrachten will, die in beiden Geschlechtern vorhanden ist und durch beide Geschlechter wirken kann.

Das wird im weiteren Verlauf noch deutlich werden, wie z. B. am Begriff der Grenzsetzung, der sowohl unter männlichem wie auch weiblichem Vorzeichen anzutreffen ist. Hier als kleiner Vorgriff:

Entsteht Begrenzung aus "weiblichem" Bedürfnis, so ist sie ein Merkmal des Absicherns eines Innenbereiches und hat zusammenziehende, vereinigende Wirkung. Geschieht sie mit "männlichem" Impetus, wird sie als trennende Hilfsfunktion im Dienste von Emanzipation und Freiheit gesetzt. In beiden Fällen entsteht Ordnung. Ordnung und Grenzsetzung aber sind "saturnale" Positionen (Anm. 16), und das Saturnische hat sowohl eine mütterlich-weibliche als auch väterlichmännliche Seite. Darüberhinaus impliziert es eine übergeordnete, zukunftsorientierte Führungsinstanz, welche das Vergangene miteinbezieht. In dieser Rolle finden wir es als der oder die Alte Weise in Märchen und Mythen die, wie wir noch sehen werden, beide Repräsentanten des Väterlichen par excellence sind, obwohl sie in verschiedenen Geschlechterrollen auftreten können.

Die Urbeziehung und das Dritte

"Die Luft, sagte mein Vater, die Luft sei das einzig Wahre im Leben, alles andere, wie das Wasser oder der Magnetismus, … das alles sei Elfenrauschen und Blendwerk." (Anm. 17)

Man hat komplizierte Modelle erdacht um zu erklären, wie individuelles Bewusstsein und die Ich- Erfahrung zustande kommen.

Manche Psychologen messen der pränatalen Erlebenssphäre so gut wie keine Bedeutung zu, manche vermuten bis zur Geburt eine Art paradiesisches Wohlgefühl, ein konfliktloses Vereinigtsein mit dem Mütterlichen, wogegen andere annehmen, dass auch pränatal Störungen aufgenommen werden, die sich möglicherweise sogar als existenzielle Ver-störungen recht gravierend im Leben einer Person bemerkbar machen können. Als ziemlich sicher gilt, dass jedem Menschen der Traum von einem ungestörten paradiesischen Zustand eingewurzelt ist. Die Tatsache, dass dieser im allgemeinen auf einen Raum "jenseits" des realen Lebens projiziert wird als einer metaphysischen Sphäre der empirisch nicht auslotbaren Herkunft und Zukunft, lässt annehmen, dass dieses wunderbare Gefühl aus einer Zeit stammt, zu der die bewusste Wahrnehmung noch nicht "geboren" war. Genaueres wissen wir nicht. Nur, dass es auch dem erwachsenen Leben nicht gänzlich verloren, sondern auch dann noch erlebbar ist in herausgehobenen Zuständen der Euphorie oder solchen des herabgesetzten Bewusstseins, in Träumen beispielsweise, Tagträumen auch, oder in der meditativen Versenkung, die qualitativ allerdings auf anderem Niveau stattfindet.

Ein Abglanz dieses Gefühls des Einsseins mit allem und zugleich Ausgebreitetseins in alles könnte das frühkindliche Erleben bescheinen. Erich Neuman spricht diesbezüglich vom "primären Eros-Charakter der Urbeziehung" (Anm. 18). Als Grundgefühl entspricht dieser ungefähr dem "primären Narzissmus" bei Freud, obwohl Neumann sich dagegen scharf verwahrt, weil er sagt, Idee und Begriff des Narzissmus setzten eine Subjekt – Objekt – Beziehung voraus, die in diesem Stadium noch gar nicht vorhanden sei. Neumann setzt dagegen eine "Einheitswirklichkeit", in der das Kind seiner selbst noch völlig unbewusst und seelisch im Mütterlichen enthalten sei, ohne irgendeine Erfahrung der Getrennt- oder Eigenheit. Er schreibt: "Das Kind ist in der nachgeburtlichen Embryonalzeit der Urbeziehung – obgleich schon als Körper geboren – in der Mutter enthalten. In dieser Phase besteht eine primäre Einheit von Mutter und Kind." (Anm. 19)

Einer so weitgehenden Verschmolzenheit des kleinkindlichen Erlebens widersprechen die Schlüsse moderner Säuglingsforscher, die z. B. beobachtet haben, dass schon Neugeborene verschiedene Reize unterscheiden können (Anm. 20). Es müssen demnach gewisse Ordnungsmuster und ein Grundempfinden der eigenen Getrenntheit schon ab der Geburt wirksam sein. Der körperlichen Abtrennung entspricht eine seelische, die Zweiheit ist manifest: Es besteht, zumindest im

Keim, ein Empfinden für Subjekt und Objekt, so müsste der Analogieschluss lauten. Bleibt man jedoch in analogischen Bildern, so legt die körperlich nahezu totale Abhängigkeit des Säuglings von der mütterlichen Zuwendung doch auch nahe, dass, trotz Differenzierungsvermögen und Selbst-Empfindung als unterschiedenes Wesen (Anm. 21), ein Gefühl des innigen Verbundenseins mit der mütterlichen Sphäre in der allerersten Lebenszeit vermutlich überwiegt. Die mütterliche Weltordnung bestimmt den Grundton der Gefühle und sicherlich trägt das positive Gemeinsamkeitsgefühl (das D. Stern und M. Domes hier an Stelle des Begriffs "Symbiose" lieber setzen möchten) mit der Mutter "Eros-Charakter".

Ob nun die vorgeburtlichen und frühkindlichen Erlebnisse der innigen Verbundenheit ausschließlich durch angenehme, "himmlische" Gefühle gekennzeichnet sind, oder ob vorbewusst auch "Höllengefühle" durchlitten werden, lässt sich nicht klären. Tatsache ist, dass weder das eine noch das andere bewusst erinnert wird und nur im Spiegel der Mythologie aufscheint, woraus man schließen kann, dass vermutlich beides erlebt wird, jedoch diffus vermischt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Geschichte von Kaspar Hauser, wie sie sein zeitgenössischer Beobachter Anselm Ritter v. Feuerbach erzählt.

Er berichtet, dass Kaspar nach eigenem Zeugnis während seiner langen Gefangenschaft in einer uterusartigen Unterkunft kaum Unlustgefühle oder gar Leiden verspürt hatte, solange er mit sich allein war (Anm. 22). Seine gefühlsmäßige Erlebnisfähigkeit differenzierte sich vielmehr erst hinterher in dem Maße, wie er mit der Außenwelt konfrontiert wurde und Begriffe bilden lernte. Man könnte zugespitzt sagen: Erst das Erfassen seiner Not machte ihn auch fähig, sie zu fühlen. Erst der Blick der anderen lehrte ihn sehen. Das Leiden entsteht mit der Wahrnehmungsdifferenzierung.

Die volkstümliche Annahme, Gefühle seien grundsätzlich unabhängig von Denkanordnungen und damit "ur-sprünglicher", steht deshalb auf unsicherem Boden. Wahrnehmungsdifferenzierung entsteht durch Begegnung, Objektivierung, durch eine Bewegung, die zwischen Subjekt und Objekt hin und hergeht.

Das zeigt ein Blick auf die Etymologie des Wortes "leiden": "Das im heutigen Sprachgebrauch im Sinne von ›dulden, ertragen, Schmerz, Kummer empfinden« gebräuchliche Verb bedeutete früher: ›gehen, fahren, reisen«." (Anm. 23)

Hierin ist enthalten, dass die Voraussetzung des Leidens die Möglichkeit zu Bewegung, Eigenaktivität und Objektivierung ist: Es entsteht eine Spannung, ein Kontrast zwischen einem Innen und einem Außen, einer Eigenempfindung und der Empfindung eines Anderen, dem man sich nicht entziehen kann.

Und es scheint unterschiedliche Einstellungsmöglichkeiten zu diesem Konflikt zu geben: Ich kann verharrend mich passiv dem Anderen als übermächtigem Verhängnis ausgeliefert fühlen, was unser Gebrauch des Wortes "leiden" seit dem

Mittelalter ausdrückt. Ich kann aber auch den Wirkkreis des Anderen, Fremden als Herausforderung ansehen, in ihn hinein gehen, ihn er-fahren, reisen, mich leiten lassen durch das unvermeidliche Leiden (leiten und leiden stammen aus derselben Wurzel!) und dadurch lernen – über mich und das Andere. Im ersten Fall werde ich zum ohnmächtigen Objekt des Verhängnisses, wie einst der mythische Sohngeliebte ohnmächtiges Spielzeug der Großen Göttin war. Im zweiten Fall begegne ich dem Schicksal lernbereit und mitgestaltend als ein selbstmächtiges Subjekt, das sich als Zentrum seiner Eigenerfahrung sieht. Dazu aber muss man "Ich" und "meine" Welt sagen können, was das Kind nicht vor dem zweiten Lebensjahr lernt und mancher Erwachsene im erweiterten, existenziellen Sinn nie.

Der vielstrapazierte Satz des Descartes ("Ich denke, also bin ich"), mit dem man den Beginn der Aufklärung verbindet, ist in dieser Richtung ein Versuch gewesen, sich über das Instrument des eigenen Positionen-Abgrenzen-Könnens aus der dunklen Herrschaft des mutterarchetypischen Verhängnisses zu emanzipieren. Dass man damit schließlich dem "furchtbaren Vater" in die Arme gelaufen ist, und das ganze Verhängnis auf das Leiden projiziert, weil man keine Lust hat, sich von der damals hochnötigen und revolutionären aber heute unzureichenden Denkposition der cartesischen Aufbruchszeit wegzubewegen, werden wir im Mythos des Saturn, der seine Kinder frisst, angesprochen finden. Festhalten, Ignorieren des Aufforderungscharakters einer Störung ist letztlich eine Weigerung, die symbiotische Beziehung mit einem der Elternarchetypen zu verlassen und Eigenraum zu wagen.

Zunächst erleben wir Leiden immer als etwas, was die symbiotische Dyade stört, als ein Fremdes, Drittes, was eindringt und eine Trennung bewirkt. Auch wenn diese Störung zunächst nicht bewusst wahrgenommen werden kann, ist anzunehmen, dass schon im Geburtsaugenblick das Kind ein Gefühl der Trennung hat und eine wie auch immer geartete Empfindung davon, dass da ein neues Element die Kontinuität unterbricht, teilt, (lat. pars = Teil; partus = Geburt – vgl. auch Otto Rank, "Das Trauma der Geburt"). Physikalisch gesehen ist dieses neue Element die Luft.

Statt der gleichtemperierten Dichtigkeit des Mutterkörpers umgibt das Kind nach der Geburt plötzlich ein Nicht-Haltendes, ein Leichteres, Unverbindlicheres, Kühleres, Trockenes: Luft lässt es seine Körpergrenzen spüren, sein Gewicht. Es ist nicht nur ein Temperaturunterschied. Es wird ein Außen spürbar: mehr Attacke wahrscheinlich als Freiheit. Was von nun an Halt gibt, umhüllt nicht mehr ganz, keine Flüssigkeit puffert mehr das Aufeinandertreffen fester Körper, Druck, Konfrontation.

Das Erlebnis des neuen Elements ruft Resonanz hervor, ermöglicht über das neue Element: Im Schrei wird die Luft zum tönenden Widerhall aus dem Innern. Es geht ja nicht nur um ein neuartiges Gefühl an der Außengrenze des Körpers,

vielmehr wird augenblicklich das isolierende Dritte als zukünftig lebensnotwendige Kraft im Inneren aufgenommen, wodurch es zur lebenswichtigen Verbindung wird zwischen gerade isoliertem (vereinzeltem) Organismus und Welt, und zur Quelle des Selbsterlebens.

Kann man also schon im ersten Atemzug die paradoxe Funktion des >triangulierenden (Ernst Abelin) Dritten sehen, das sowohl vom gegebenen Mütterlichen abtrennen und Eigenheit schaffen muss als auch Verbindung schaffen soll hin zum Äußeren, Anderen und so das Werdende zu eigener Freiheit leiten?

In der Schau der ägyptischen Mythologie sähen wir hier Schu am Werk, den altägyptischen Luftgott, der die allzufest verbundenen Welteltern trennt und damit Raum für das Werden schafft.

Auch der sumerische Enlil, der "Luftherr", der später zum väterlichen Götterkönig und Hauptgott Sumers aufsteigt, der die Ordnungskräfte des Universums einsetzt, muss zuerst Frei-Raum zwischen den Ureltern herstellen, damit Weltschöpfung möglich wird.

Sollten wir dieses Mythem der Weltelterntrennung nicht übertragen dürfen auf allererstes Welterleben außerhalb des Verschmolzenseins, das erst durch das Wirksamwerden des Luftelements entsteht, innerhalb und außerhalb? Die Luft trüge demnach väterlichen Charakter: zwar stört sie die paradiesische Einheit, aber sie befreit auch. Das soll nicht heißen, dass der Vaterarchetypus erst ab dem Augenblick der Geburt relevant würde. Er wird, genauso wie der mütterliche, viel früher gebraucht, zeugend zunächst, strukturierend im Verborgenen – die kosmischen Ordnungskräfte des Enlil wirken auch dort, wo wir sie nicht sehen. Als unsichtbares, anordnendes archetypisches Muster sind sie immer und überall vorhanden. Ihre Ausdrucksebene aber wechselt. Hier ist im Bild der Luft, mythologisch des Enlil und des Schu, welche den Luftraum schaffen, eine ihrer Ausdrucksformen anschaulich geworden.

Da nun aber auch die nachgeburtliche Erlebniswelt des Säuglings noch weitgehend unter dem alles einschließenden Vorzeichen des mütterlichen Einen steht, sodass das Kind alles, was ihm geschieht als "mütterlicher" Herkunft erlebt, wird zunächst auch das Erlebnis des "Anderen", der Unlust des Schmerzes als von diesem Einen irgendwie verursacht erlebt. Das ist die im wahrsten Sinn fatale (= schicksalhafte) Lage der ersten Lebenswochen.

Solange Gutes von der Mutter kommt, kann sich das Kind angenommen und geborgen fühlen. Ist die Mutter aber nicht verfügbar, wenn gerade Unbehagen aufkommt, oder ist sie gar verstimmt, so verschwindet für das Kind zusammen mit der "guten" Mutter die ganze Mütterlichkeit. Stattdessen ist es überschwemmt von der Bedrohung durch das Andere, der Störung.

Man nimmt an, dass in Ermangelung einer wahrnehmbaren anderen Projektionsfigur zunächst eine unbewusste Spaltung des vorerst noch allumfassenden Einen in eine gute und eine "fürchtbare Mutter" (Erich Neumann) stattfindet. Erst allmählich kann in manchen Momenten eine Art neutraler Zwischenraum entstehen, der zunehmend auch positiv besetzt wird. Aber erst wenn es gelingt die neue Struktur, welche in diesem Zwischenraum zur Wirkung kommt, positiv als "Anders-als-Mutter" zu besetzen, ist auch eine positive väterliche Kraft mit ins Spiel gekommen.

Übertragen auf das Gottesbild des Frühmenschen wird von hier aus die Übermacht der Muttergöttin klar. Sie ist Quelle allen Schicksals und Trägerin aller Eigenschaften, männlicher sowie weiblicher. Leben und Tod, Jagdglück und Versagen, Erntesegen und Naturkatastrophe, Sommerwärme und Winterkälte, das eine und das andere – alles entspringt ihrem Wohl- oder Übelwollen, ihrer bedingungslosen Liebe und Freigebigkeit auf der einen Seite und ihrer unvermittelten Abwendung und Grausamkeit auf der anderen, die durch nichts, was der Sohngeliebte tun könnte, modifiziert werden kann. Er ist ihr ausgeliefert auf Gedeih und Verderb.

Kein Wunder, dass sich der Mensch, sobald sein Ich an Stärke gewonnen hat, ein väterliches Gottesbild ersinnt, das zwar längst nicht mehr alles gewährt und zur Bedingung stellt, dass der Sohn aller Versuchung widersteht, als Geliebter mit der Mutter zu verschmelzen. Dafür bietet der väterlich-männliche Gott jedoch verlässliche Verträge an, moralische Direktiven, an die er sich selbst ebenfalls zu binden verspricht. Das bedeutet Orientierungshilfe und Leitung, sowie Anerkennung von Eigen-Leistung, und das Leiden kann durch eigene Anstrengung als Herausforderung zur Entwicklung erkannt werden. Voraussetzungen sind Bewusstsein der Getrenntheit und Leistung moralischer Grenzsetzung, vor allem aber Unterscheidungsfähigkeit.

Unterscheidung schafft Wirklichkeit

"Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt." (Anm. 24)

Schon im Mutterleib ist das Kind betroffen von Faktoren, die aus der Beziehung der Mutter zu sich selbst und zu ihrer Umwelt resultieren, letzteres allerdings nur mittelbar. Es überwiegt die Geborgenheit im Archetypisch-Mütterlichen, das auch der bewussten Wahrnehmung der persönlichen Mutter entzogen ist.

Dennoch dringen Reize, mit denen die Mutter innerlich und äußerlich beschäftigt ist, bis zum Kind hin. Jede Mutter hat während der Schwangerschaft erlebt, wie früh schon Aufregungen aller Art das Kind in unruhige Bewegung versetzen können. Hier findet bereits ein "Zusammenstoß" mit einer Wirklichkeit statt, die wie das Erlebnis eines Anderen, Fremden in das genuine Gestaltbild des Kindes hineinreicht. (Was nicht heißt, dass sie dazu in Gegensatz stehen müssen!) Wie

ein landwärts kaum wahrnehmbares untermeerisches Beben, hinterlässt solch eine Erschütterung Spuren in den Tiefenschichten.

Könnte man solche Spuren bereits als Reflexe einer unterscheidenden äußeren, vaterspezifischen Kraft bezeichnen, eines Außen- oder "Weltfaktors", der im Keim der werdenden Gestalt ihre Eigentümlichkeit wachruft?

Neumann bezeichnet alle Archetypen als "doppelfüßig": Sie sind als komplexes Feld zu denken, und jeder archetypischen Strukturanlage innerhalb der Psyche entspricht ein "Weltfaktor" draußen, der den inneren Pol gleichsam weckt (Anm. 25). Er muss ihn wachrufen, um ihm einen Weg in die Realität zu bahnen und später bewusstseinsfähig zu machen.

Mit der Geburt entsteht eine entscheidende Intensivierung solcher Zusammenstoß-Erlebnisse mit dem "Weltfaktor", die von da an allmählich auf Ich-Bildung hinzielen. Jung schreibt dazu:

"Das Ich ist … eine empirische Erwerbung des individuellen Daseins. Es geht, wie es scheint zunächst hervor aus dem Zusammenstoß des somatischen Faktors mit der Umwelt, und, wenn einmal als Subjekt vorhanden, entwickelt es sich aus weiteren Zusammenstößen mit der Umwelt sowohl wie mit der Innenwelt." (Anm. 26)

Das Herausgedrängtwerden im Geburtsvorgang, der Kontakt mit dem Luftelement, das Durchschneiden der Nabelschnur sind drastische Zusammenstöße und leiten eine neue Stufe der Empfindungsfähigkeit ein. Das "cut off" (Laing), das traumatische Gefühl des Abgeschnittenseins, steht in unmittelbarer Wechselwirkung mit der allmählich sich bildenden Wahrnehmung einer eigenen Begrenztheit, die das Gefühl des all-einen Ausgebreitetseins ablöst. Das Kind hat einen eigenen, vom mütterlichen unterschiedenen Körper, und es nimmt ihn unter anderem wahr über das, was es an der Hautgrenze erfährt. Und die Haut fungiert nicht nur als trennendes somatisches Organ, sondern dient auch der Erfahrung des Anderen – und damit der Selbst-Erfahrung. So hebt Neumann hervor: " ... dass sich an der Haut, der Grenzfläche zum Außen, das beginnende Bewusstsein individuellen Abgesondertseins entwickelt. Aber auch hier formt die Urbeziehung sowohl die Verbundenheit wie die sich entfaltende Selbstständigkeit. Die immer wiederkehrende Berührung mit dem Körper der Mutter bringt allmählich das Sein des Körperselbstes dem Ich-Komplex zur Erfahrung und zum Bewusstsein." (Anm. 27)

Die Haut, an deren Oberfläche Luft spürbar wird, Kälte, Nässe, Druck, Reibung und die Festigkeit und Wärme von Haut und Körper des Anderen, Getrenntsein und Berührtwerden, mobilisiert auch erst unsere taktilen Sinnesempfindungen, die, wie auch der Gesichtssinn, vor der Geburt noch keine Gelegenheit hatten, sich zu erproben. Jungs typologische "Empfindungsfunktion" meint Realitätssinn, irdischen Realitätssinn und körperliche Kontaktnahme mit der Dinghaf-

tigkeit der Welt. Die Empfindung ist ein erdhaft-sinnlicher Welt- und Ordnungsfaktor, der erst mit unserer nachgeburtlichen Existenz einen Realisationsraum bekommt. An den Grenzen ist die Erfahrung des jeweils Anderen am intensivsten. Darum ist dort auch die Verbindungsstelle zum Anderen (Anm. 28).

Innen, Außen und die Grenze dazwischen ergeben zusammen ein Dreiergespann. Zunächst aber wird die Grenze, das Dritte, vom Kind gegenüber dem Einheitsgefühl in der Urbeziehung, als das Andere, das Eindringende schlechthin empfunden. Gewöhnlich sehen wir den "Wirklichkeitsfaktor" aktiv und außen, das mögliche Potenzial, das er wecken soll, ruhend und innen. Indessen sollten wir uns stets präsent halten, dass alle Muster, die unsere Entwicklung leiten, das ganze trianguläre Spannungsfeld umfassen: Innen, Außen und Grenzsetzendes; Subjekt, Objekt und die dritte Position. Die Initiative, Reifung zu veranlassen, kann von jedem der drei Punkte ausgehen, sie kann auch aus dem Innern des Subjekts aufsteigen, ohne dass eine äußere Verursachung erkennbar wäre. Es scheint dann ein innerer Reifungsdruck (M. Mahler) am Werk, der auf die nächsthöhere Strukturebene hinführen hilft. Auch in diesem Druck von innen ist ein typisch saturnales, das heißt in unserem Sinne "väterliches" Prinzip erkennbar, wie wir noch sehen werden. Er macht sich bemerkbar in einem unruhigen Spannungszustand, der nicht auf Außenreize zurückgeführt werden kann.

Wir kennen dieses Gefühl aus allen Lebensphasen, nicht nur der frühkindlichen: Es stellt sich eine innere Unruhe ein, eine Spannung, die durch kein äußeres Ereignis ausgelöst wurde, nun aber – und daher hat die Annahme eines notwendigen äußeren Wirkfaktors des Archetypus seine große Berechtigung – seine gemäße Form auf der Realitätsebene zu suchen scheint, in der dieser Drang konkrete Gestalt annehmen kann. Es muss eine Realisationsform für diese spezielle Strebung gefunden werden; das innere Bild ist ein Ruf, ein Auftrag, ein "Wort", das "Fleisch werden" will, sich inkarnieren in der Realität. Insofern kann man dann doch sagen, dass der Inhalt, der da nach Ausdruck drängt, erst dann "geboren" ist und begreifbar (auch einem "Begriff" liegt eine im weitesten Sinne "sinnliche" Anschauung zu Grunde), wenn eine äußere Anordnung gefunden ist, die ihm die Möglichkeit gibt, sich dort zu etablieren. Die "richtigen" äußeren Bedingungen erst rufen den Inhalt heraus ins Weltleben. Das väterliche Element liegt in der begleiteten Herausforderung und Hervorrufung des inneren Bildes.

Daraus ist ersichtlich, dass auch die Mutter von Anfang an "väterliche" Funktionen übernimmt: Ihre Berührungen, ihr Blick erfassen und bestätigen das Kind in seinem Sein und Sosein. In ihr und der mit ihr gegebenen Weltordnung spiegelt sich zunächst das Wesen des Kindes. Durch die Bestätigung des Sein-Dürfens, durch die Freuden des Zusammenspiels können Distanz, Grenzen und Zusammenstöße angenommen und ausgehalten werden, wird unterscheidende Ich-Bildung möglich.

Die Entwicklung des Ich aus dem Selbst

"Ich bin nicht durch meine Geschichte verursacht – durch meine Eltern, meine Kindheit und meine Entwicklung. Dies sind Spiegelbilder, in denen ich einen Blick auf mein Bild erhasche." (Anm. 29)

Es gibt in der Analytischen Psychologie keine einheitliche Auffassung des Selbst. Immer aber ist es dem Ich gegenüber das Ursprünglichere, Größere, welches sowohl das ganze persönliche Potenzial eines Menschen umfasst als auch dessen "Nährboden" ist, die Summe aller Möglichkeiten, die über seine Eltern und Ahnen, über das ganze Kollektiv, dem er entstammt, in ihm enthalten ist. Es enthält Urtümlich-Instinktives und kulturell Gewordenes, Persönliches und Überpersönliches und es übersteigt das Fassungsvermögen des Einzelnen, möge er sich im Laufe eines langen Lebens zu noch so großer Bewusstheit und Ichstärke aufschwingen, bei weitem. Doch scheint von seinem Zentrum eine Art steuernde Absichtlichkeit auszugehen, es scheint ein Entwurf dort niedergelegt zu sein, dem Gestalt zu geben persönliche Aufgabe und Ziel der personalen Existenz ist. Es scheint ein Bild dort vorhanden, das nicht nur das spätere Ich umfasst, sondern darüberhinaus ein Resonanzfeld, das sich in den Beziehungen zum "Außen" manifestiert.

Das Grundmuster dieses Bild-Feldes, das zugleich das Grundmuster unseres persönlichen Mythos ist, meint z. B. die Astrologie, dieses älteste aller psychologischen Systeme, im Horoskop einzufangen. In einer Art Momentaufnahme des Geburtsaugenblicks zeigt es ein kompliziertes Kräfteverhältnis archetypischer Grundstrukturen auf und berücksichtigt dabei nicht nur keimhaft angelegte persönliche Bedürfnisse und Möglichkeiten, sondern auch Grenzen, die als von außen kommend erfahren werden. Faktoren, die man gewöhnlich den Eltern oder anderen äußeren Gegebenheiten zuschreibt, sind im Horoskop als gemeinschaftliches dynamisches Wirk-Feld der individuellen Seelenkräfte aufgezeichnet, symbolisch verschlüsselt.

Durch das gelebte Leben wächst diesem abstrakten Anlagegerüst dann Fleisch und Farbe zu, entfaltet es sichtbar die Fülle seiner möglichen Bilder, geführt von einer Macht, einem Daimon oder Genius, der das Zusammenspiel der Kräfte koordiniert und immer neue Bilder hervorbringt, welche auf die verschiedenartigste und doch immer "selbst-treue" Art und Weise das innere Wesen des ursprünglichen Bildes zum Ausdruck bringen.

Die Geschichte eines Menschen ist also Ausdruck seines Inbildes. So gesehen ist sie das Sekundäre. Ihre Ur-Sache ist das bewegende innere Bild, das in jedem Augenblick des Lebens Bilder seines Wesens entfaltet. Jede Lebenssituation ist eine Inszenierung der anfänglichen Idee.

Die Dinge so zu betrachten, bedeutet, erlöst zu sein von dem Zwang, die Geschehnisse in der frühen Kindheit als alleinig festlegende und "fatale" (lat. fatum

= Schicksal, Götterspruch, Verhängnis) Verursacher aller späteren Bedrängnis zu sehen. Nicht das, was uns geschieht, legt uns ein für alle Mal fest, sondern das Selbst, unser Daimon oder Genius, konstelliert Geschehnisse, in deren Bildern wir uns erkennen sollen. Unsere Geschichte ist Teil des Selbst, dessen Entwurf unsere Entwicklung in jedem Lebensaugenblick folgt, in diesem jetzt gerade gelebten genauso wie in der frühen Kindheit. So gesehen ist unsere Lebenssituation in der Kindheit nicht mehr das einzige Bild, das wir betrachten und analysieren müssen, um prägnante Lebensmuster, exemplarische Konstellationen unseres Daseins zu erkennen, sondern ein Bild unter anderen im "Bilderbuch unseres Lebens". Unsere äußeren Elternfiguren sind der "Weltfaktor" der in uns wirkenden Elternarchetypen, welche uns auf den Weg der bewussten Wahrnehmung bringen sollen. Sie sind in das Selbst eingebettet. Sie sind in der speziellen Art, wie wir sie erleben, buchstäblich "Äußerungen" unseres Selbst.

Damit können wir unsere persönlichen Eltern entlasten, und uns selbst, sofern wir Eltern sind. Wir können auch unseren Groll auf die Umstände unserer Kindheit aufgeben, die uns angeblich zeitlebens in Bann halten. Auch sie gehören zum Selbst, zum "Urbild des Herzens", sind seine "Weltfaktoren" und für ihre Bilder lassen sich andere, der jeweiligen Entwicklungsstufe angemessene Entsprechungen er-finden, denn es ist letztendlich unsere eigene Interpretation und Imagination, die ihnen Gewicht und Sinn gibt.

Diese sinngebende Interpretation ist jedoch eine Leistung des Ich in Wechselbeziehung mit dem Vaterarchetypus. Solange Ich und Eltern im umfassenden Selbst miteinander verschmolzen sind, gibt es keine objektive Position, aus der heraus eine sinnstiftende Deutung möglich wäre. Erst das durch den Vaterarchetypus motivierte Heraustreten des Ich aus dem Selbst, ermöglicht weitere Schritte. Ein Blick auf das Verhältnis des Ich zum Selbst soll diesen Vorgang erläutern. Erich Neumann sieht das Selbst als "das Gegebene", dem Ich Vor- und Übergeordnete:

"Die Ganzheit der Persönlichkeit und ihr dirigierendes Zentrum, das Selbst, existieren vor der Bildung und Entwicklung des Ich zum Bewusstseinszentrum, und die Gesetzmäßigkeit der Ich- und Bewusstseins-Entwicklung hängt vom Unbewussten und von der Persönlichkeitsganzheit ab, die das Selbst repräsentiert." (Anm. 30)

Das Selbst als Persönlichkeitszentrum und Ganzheit der Persönlichkeit drängt im Lauf des Lebens danach, ein Bewusstseinszentrum zu bilden, das Ich, das seine Interessen, seine Idee in der Welt vertritt. Das Selbst errichtet im Ich eine "Filiale", wie Neumann sagt. Filius ist lateinisch der Sohn, filia die Tochter – mythologisch gesehen ist das Ich also eine Inkarnation des Kindes, das den Auftrag hat, den Entwurf des Selbst in der Welt der Realität zu verwirklichen, und zwar in größtmöglicher Übereinstimmung mit der vom Selbst ausgehenden Idee, welche

den Charakter eines Elternarchetypus hat. Das Ich hat somit Vermittlerstellung zwischen Innen und Außen, Unbewusstem und Bewusstem, Selbst und Welt. Im Ich mischen sich Anteile aus jeweils beiden Bereichen, weshalb man auch vom "Ich-Komplex" spricht.

Im Götterhimmel der Antike und Vorantike, ebenso in den planetaren Symbolen der Astrologie, haben wir diese Vielzahl seelischer Einzelkomponenten noch viel anschaulicher vor Augen als in den späteren monotheistischen religiösen Systemen. Das Ich ist kein Monolith, sondern ein Konglomerat. Das monolithische Ich-Denken entspringt dem Wunsch nach einer einfachen Lösung der Probleme. Es möchte endlich Ruhe haben vor dem turbulenten Hin und Her, von kleinlichem oder größenwahnsinnigen Gezerfe, vor pathetischen Auftritten und sonstigem intriganten Gewurstel, das sich zwischen Olymp, Erdbewohnern und Unterwelt unentwegt abspielt. Doch im Ich geht es weder immer zivilisiert zu noch ist etwas end-gültig und ewig. Es entsteht, wie Jung sagt, durch "Zusammenstöße" (die durchaus auch lustvolles Zusammenspiel sein können), denen der Einbau zusammengefügter Elemente des Innen und Außen folgen muss.

Michael Fordham hat ein Modell der Psychogenese entworfen, nach dem aus dem anfänglich unbewussten und unkonkreten Selbst im Laufe des Lebens schrittweise Elemente "de-integriert" werden, das heißt in Bewegung gesetzt und mit ihrem äußeren Pol zusammengebracht, um dann wieder "re-integriert" zu werden, wonach sie eine brauchbare Instanz im Ich sind, eine hilfreiche innere Figur oder – in der nicht besonders ästhetischen Sprache der Psychologie – ein inneres "Objekt", was bedeutet, ein vom Unbewussten unterschiedenes Gegenüber, zu dem das Subjekt in Beziehung treten kann. Der jeweils "innere" Pol des zu erfüllenden Seinsmusters, der noch unformuliert im Selbst – des Kindes oder des Erwachsenen – liegt, sucht "Paarung" (Fordham) mit einer in den äußeren Umständen vorhandenen Entsprechung gemäß der hermetischen Weisheit "wie innen so außen" (Anm. 31). Wenn diese Vereinigung geglückt ist, kann das zuvor archetypisch-unbewusste Potenzial als Baustein des Ich fungieren.

Die alchemistische Symbolik hat dafür die poetische Metapher des Königssohnes, der in der Tiefe des dunklen Meeres (= des Unbewussten) liegt und ruft (Anm. 32). Er muss gehört werden und herausgeführt.

Die berühmte Schriftstellerin Helen Keller (1880-1967), die mit 19 Monaten durch Krankheit blind und taub wurde und später mehrere Sprachen verstehen, lesen und sogar sprechen lernte, Vorträge hielt, Unglaubliches für die Behindertenpädagogik leistete und deren Lebendigkeit und Weitläufigkeit von vielen zeitgenössischen Künstlern geschätzt wurde, brachte ihre Kinderzeit bis zum 7. Lebensjahr in einem Zustand des dunkeln Vegetierens und zunehmend heftig werdender wütender Reizbarkeit zu. Den Tag, an dem die pädagogisch hoch begabte

Anne Sullivan sich ihrer als Lehrerin annahm, bezeichnete sie später als den "Geburtstag ihrer Seele".

In ihren Büchern beschreibt sie, wie erst durch die Erfahrung, dass innere und sinnliche Empfindungen mit Dingen, Bedeutungen und Begriffen in der Außenwelt korrespondieren, ihre seelische Anteilnahme an sich und der Welt begann und die dunkle Wut sich in eine reiche Palette von Gefühlen differenzierte, ja, wie die innere Erlebniswelt durch die Verbindung mit äußeren Entsprechungen überhaupt erst hervorgerufen wurde. Sie schreibt in ihren 1908 erschienenen autobiografischen Skizzen "Meine Welt":

"Bevor meine Lehrerin zu mir kam, wusste ich nicht, dass ich vorhanden war. … Ich wusste nicht, dass ich etwas wusste, oder dass ich lebte oder etwas tat oder wünschte. Ich hatte weder Willen noch Intellekt. Ich wurde durch einen gewissen blinden, natürlichen Trieb zu Gegenständen und Handlungen geleitet … Mein inneres Leben war also eine Leere ohne Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Erwartung, ohne Wissbegier, ohne Freude oder Glauben … Als ich die Bedeutung von >ich< und >mir< lernte, und merkte, dass ich etwas bedeutete, da begann ich zu denken. In diesem Augenblicke gab es für mich zum ersten Male ein Bewusstsein." (Anm. 33)

Das in vieler Hinsicht faszinierende Beispiel dieser Frau illustriert, wie sehr der im Inneren "rufende" Pol eines Archetypus angewiesen ist auf eine Antwort durch die passende äußere Entsprechung, damit seelisches Leben Gestalt annimmt und schließlich auch ein Ich. Und es zeigt, dass dazu eine Instanz notwendig ist, die diese Verbindung nach außen herstellt: erst die kompetente Bemühung ihrer Lehrerin führt sie aus ihrer seelischen Verdunkelung. Der Lehrer aber ist ein klassisches archetypisches Bild des Väterlichen, wie wir noch sehen werden.

Das Ich bildet sich also allmählich, es geht aus dem Selbst hervor durch Begegnungen mit der Außenwelt. Die Aufgabe des Ich ist, die Ganzheitsinteressen des inneren Bildes gegenüber "den Einzelansprüchen der Innenwelt und Umwelt" (Neumann) zu vertreten. Sowohl vom inneren als auch äußeren Kollektiven gehen Irritationen aus, die als "fremd" empfunden werden und teils abgewehrt, teils integriert werden müssen, um der eigenen Struktur gerecht zu werden. Das Ich hat die heikle Aufgabe, zu unterscheiden, was im Sinne des "Eigenen" ist, und dazu braucht es zum einen irgendeinen zugewandten "väterlichen" Helfer in der Außenwelt, zum anderen muss es in Verbindung bleiben mit dem inneren Bild, dem "Genius" oder "Daimon", oder "Engel" (Anm. 34), der zugleich den inneren Pol des Elternarchetypus vertritt. Der "Engel" (oder "Genius" oder "Daimon") ist der Angelpunkt, der bestimmt, nach welcher Seite die Tür geöffnet oder geschlossen werden soll. Das heißt, dass das Ich nicht nur unterscheiden und dem Genius und der äußeren Realität gegenüber offen sein muss, sondern auch Türen zumachen können muss. Es muss Grenzen nicht nur erkennen, sondern auch setzen, was uns

wieder zu Saturn bringt, der offensichtlich eine gewichtige Rolle in der Dramaturgie der Ich-Funktionen und des Eltern- und Vaterarchetypus (Anm. 35) spielt. Sein schlechter Ruf bedarf genauer Betrachtung ihrer Ursachen – genauso wie der schlechte Ruf der "Verdrängung" in der Psychologie, derer oft pauschal jeder Entschluss, eine abgrenzende Tür zu schließen, geziehen wird.

Vielleicht sollte man im herkömmlichen psychoanalytischen Denken eine Tür zumachen in Richtung der überwältigenden Gewichtung der Kindheit: als werde allein in der kurzen Zeitspanne der frühen Kindheit über alle wesentlichen Dispositionen eines Menschenlebens entschieden. Liegt in dieser Einstellung nicht eine geradezu archaische Gefühlseinstellung, ein Starren des Kaninchens auf die Schlange, des mythischen Sohngeliebten auf die Große Mutter, die seinen einzigen Bezugspunkt bildet? Niemand wird leugnen, dass ein stabiles Urvertrauen ein unschätzbar wertvolles Startkapital für erfreuliche Lebenserfahrungen ist. Aber lässt sich denn wirklich beweisen, dass die Ursachen dafür in ganz bestimmten Umständen der uns wahrnehmbaren Realität liegen? Wir sehen gewisse Entsprechungen zwischen Umständen und Wirkung, ordnen sie ihrer Erscheinung nach in gewisse statistische Gruppen, mehr ist es eigentlich nicht. Wir sehen Wirkungen und schauen zurück, als sei das Geschehene, die Geschichte, die Vergangenheit die allmächtige Bewirkerin alles Werdenden. Das scheint uns logisch und wir sind in dieser Vorstellung von Logik gefangen, mehr noch in der Gefühlsanordnung die sie zwangsläufig reproduziert. Zwar setzen wir der Unentrinnbarkeit der Vergangenheit unser heroisches "Dennoch" des Helden-Ichs entgegen, aber wir lernen nicht, dass auch das Vergangene von uns selbst, von unserem Selbst nämlich, unserem inneren Dämon ausgegangen ist und damit unserem ureigenen Bild, unserem persönlichen Mythos entspricht. Vielmehr betrachten wir uns als ohnmächtige Opfer übermächtiger Geschichte, die wir auf Mütter, Väter, Krankheiten, Umstände projizieren und somit delegieren, an etwas außerhalb, das angeblich die erste Entscheidung über unser Werden trifft. Die Kraft, aus der wir hervorgegangen sind, die unser Gegebenes ist, bildet sich jedoch nur in den Umständen ab, sie ist nicht die Umstände selbst.

Das heißt nicht, dass die Umstände für uns bedeutungslos wären. Sie stellen ja den äußeren Pol, den "Weltfaktor" des doppelfüßigen Archetypus dar und es gehört durchaus zu den Aufgaben des Lebens, die bestmögliche Entsprechung für das Potenzial der Persönlichkeitsganzheit zu finden. Aber indem wir uns dessen bewusst werden, dass wir unserem Wunsch nach Schuldzuweisung Grenzen setzen müssen und einen anderen Standpunkt einnehmen dürfen, mit einer anderen Perspektive gegenüber Ursachen und Vergangenheit, überschreiten wir den magisch-fatalistischen Kreis einer verhängnisvollen Fixierung. Diese ist auf der Gefühlsseite bedingt durch das archetypische Bild der "furchtbaren Mutter". Die vermeintliche Zwangsläufigkeit des Denkmusters gehört jedoch in den Bereich

des "furchtbaren Vaters". Beide treffen zusammen im Bild des Saturn, der seine Kinder verschlingt.

Fallen am Wege: Gutsein und Rechtmachen

"Während wir vor der dämonischen Kindheitsangst hinter uns davonlaufen, wird unser Leben von ihr beherrscht." (Anm. 36)

Über einen modellhaften Verlauf der Ichbildung kann man zusammenfassend etwa folgendes sagen: Im Idealfall erfährt das zur Welt gekommene Kind genügend mütterlich-liebende Zuwendung, um das Mütterliche als eine Quelle der Nahrung und Beruhigung zu erfahren und als eine Kraft, welche die gefährlich störend eindringenden Erlebnisse des Getrenntseins, des Hungers, der Entbehrungen immer wieder gut genug auffängt, um das Grundgefühl zu installieren, dass es das Leben gut meint. Im besten Fall intensivieren erlebte Phasen der Unlust das Glücksgefühl der Phasen der Erfüllung, wobei man vielleicht von "paradiesischen" Gefühlen sprechen könnte, nach denen man sich ein Leben lang sehnen wird. (Womit keinesfalls gesagt sein soll, dass alle Paradiessehnsucht des Menschen regressiv sei.)

Gleichwohl kann nicht ausbleiben, dass negative Gefühle entstehen, ja Hass in Bezug auf dasjenige, was immer wieder Unlust verursacht, was herausreißt aus dem Paradies, und was zunächst vermutlich als eine dämonische Seite der Mutter erlebt wird.

Das Hineinwachsen in die Welt, die wir "Realität" nennen, bringt zunehmend die Fähigkeit mit sich, "Zwischenräume" des Mütterlichen zu erkennen, Unterschiedenheiten wahrzunehmen. Voraussetzung ist das Gewohntwerden des Wechsels von Lust- und Unlustgefühlen, und dass die Unlust immer wieder zuverlässig ausgeglichen wird. Der Wahrnehmung der Unterschiedenheit von der Mutter, entspricht die Wahrnehmung einer "Anders-als Mutter-Welt". Sie "trianguliert" die gemeinsame Beziehung. Es entsteht ein Raum, aus dem heraus sowohl die undifferenzierte Bindung an die Mutter überschritten werden kann, als auch darin ein abgrenzendes Erleben des eigenen Selbst möglich wird. Beides sind unabdingbare Voraussetzungen für die Bildung eines Ich. Alles, was in diesem sich erweiternden Raum erscheint, alles, was ihn erweitern hilft und zur Eigen-Ständigkeit der Wahrnehmung beiträgt, möchte ich als "Väterliches" bezeichnen.

Entscheidend für das Verhältnis zu diesem Väterlichen ist nun zweifellos, ob es gelingt, die Erfahrungen in diesem Raum positiv zu gestalten.

Es gibt eine Menge Theorien über die einzelnen Schritte und Phasen, in denen dieses Registrieren und Anerkennen eines Anderen, Dritten in der frühen Kindheit vor sich geht und was durch die fortschreitende Wahrnehmung im Einzelnen für seelische und geistige Reaktionen ausgelöst werden, wie die Beziehungen zwischen Mütterlichem, Eigenem und Anderem sich psychodynamisch gegensei-

tig aktivieren und verändern. Ich möchte keine dieser Theorien mit ihren Festlegungen auf bestimmte Altersabschnitte hier referieren, weil ich meine, dass diese dynamischen Prozesse zwar am Anfang des Lebens besonderes Interesse verdienen, aber dort niemals bereits zum Abschluss gebracht werden. Vielmehr durchzieht dieses Thema des Heraustretens, Abstandgewinnens und Neuordnens das ganze Leben als eine Art grundsätzliches, Reifungsschritte initiierendes Muster und wird in vielen, der frühkindlichen Entwickung folgenden Lebensphasen immer neu aktualisiert gemäß den Lernschritten, die zu leisten sind, auf immer neuem Niveau. Es ist ein Spiel mit wechselnden Akteuren und Kulissen, solange ein Mensch mit Welt und Leben in Beziehung steht.

In den meisten psychologischen Theorien, ob sie sich nun auf die frühkindliche Psyche beziehen oder auf aktuelle Probleme des Erwachsenen, herrscht Übereinstimmung darüber, dass die seelische Entfaltung dort beeinträchtigt ist, wo es nicht gelingt, aus dem Gefühl einer völlig von der mütterlichen Weltordnung dominierten Grundstimmung herauszukommen. Das heißt nun nicht, dass dort keinerlei Form des väterlichen Archetypus Strukturen vermittelt hätte. Wo immer Gestalthaftes sich in der Welt formiert, muss dieses strukturierende Prinzip da sein.

Aber es heißt, dass dieses strukturierende väterliche Prinzip nicht explizit als das Nicht-Mütterliche, das Andere, ja Fremde erlebt wurde, sondern als ein der Mutter Zugehöriges, mit ihr Vermischtes. Das Mütterliche war dort so dominant, so mächtig, dass Bilder des Väterlichen nur schwach und meist aus kollektiven Schichten stammend über die Vorstellungswelt und das Unbewusste der Mutter (ihre "Animusse" bei E. Neumann) transportiert wurden, ununterscheidbar vom Mutterwesen. Der Archetyp der alleinherrschenden, autarken, auf kein selbstständiges Väterlich-Männliches angewiesenen Muttergöttin bestimmt hier die ganze psychische Befindlichkeit des Kindes beziehungsweise noch das Ich des Erwachsenen. Es ist dies ein archaisches Mutterbild, das dem Werdenden den Geleitschutz ins Leben hinaus verweigert und ihm keine Selbstständigkeit zubilligen kann.

In diesem Fall wird die Welt völlig unberechenbar. Alle glücklichen Momente tragen den Keim des Grauens in sich, weil die "gute Mutter" jederzeit zur "furchtbaren Mutter" werden kann, vor der keinerlei Rettung möglich ist, denn es gibt ja kein wirksames Anderes außerhalb ihrer Weltordnung. Und da es kein auch-mächtiges Anderes gibt, wird das Ich durch keine dritte Dimension gestärkt, die ihm erlaubt, seine Position nach realistischen Kriterien zu bestimmen und eigenständige Anordnungen zu treffen. Außenwelt und Innenwelt bleiben gleich unberechenbar, da in beiden das launische Gesetz der archaischen mütterlichen Weltordnung herrscht. Das Mütterliche ist nicht durch eine gleichrangige Kraft auf seinen Platz verwiesen, eingegrenzt, sondern füllt, mythisch-bildlich gedacht, Himmel, Hölle und Erde aus, was es unmenschlich, unüberwindbar und dämonisch macht.

Wenn es nicht gelingt, aus dem Gefühl dieser allmächtig dominanten Mutterwelt herauszukommen, die eine Welt der verschlingenden Affekte und Stimmungen ist, muss sie stets durch "Gutsein" des Kindes gnädig gestimmt werden. Das bedeutet Verzicht auf jegliches Grenzsetzen, Nein-sagen, Weg-gehen, was die Voraussetzung von Autonomie ist. Nur im Verschmolzenbleiben mit den mütterlichen Werten, im Beschwichtigen und Erfüllen ihrer Bedürfnisse liegt eine gewisse Sicherheit. Fatalerweise kann diese Überwertigkeit des weiblich-mütterlichen Pols demjenigen, der in seinem Bannkreis bleibt, sogar gewisse inflationäre Größenfantasien erlauben in der Art: Wenn ich es ihr recht mache, bei ihr bleibe, sie nie enttäusche, mit ihr mich stets innig verbinde (mit der Mutter, der Natur, der Heimat, dem Nähren und Genährtwerden, dem Guten und Schönen, der Harmonie, der Nachgiebigkeit und Einfühlsamkeit), vermag ich alles und es kann mir nichts geschehen.

Die fürchterliche Kehrseite dieser Fantasie ist: Wehe, wenn ich sie verlasse, ihre Launen nicht achte, dann wird sie mich verfolgen und vernichten. Jede Empfindung des "Anderen", das nicht mit dieser "guten Mütterlichkeit" identisch ist, der Unlust, des Hungers, der Disharmonie, des Konflikts, des Wunschs nach Fortgehen, Risiko, der Selbstdurchsetzung und Aggression wird dann mit innerer Panik bestraft, die sogleich eine heftige Gegenbewegung einleitet: Esszwänge, Kaufzwänge, Depression, alle Suchten, die der Verdrängung der Selbstdurchsetzungswünsche so trefflich dienen, körperliche Krankheiten inklusive.

Wo das Väterliche nicht als eigenständige, dem Machtbereich der Mutter Grenzen setzende Größe erlebt wird, wird die Mutter nicht als Mensch erlebt, sondern als übermächtiges Schicksal. In diesem Sinne hat Winnicott einmal gesagt, der Vater habe die Aufgabe, die Mutter menschlich zu machen (Anm. 37).

Ein Schritt heraus aus dem übermächtig-magischen Erleben der Mutter ist getan, wo in den Zwischenräumen der Anders-als-die-Mutter-Welt immerhin väterlich-männliche Repräsentanzen aufleuchten. In der Vergangenheit waren sie meist fern, unpersönlich und eher schemenhaft, so wie Anfang des Jahrhunderts Väter der gehobenen Schichten sich ihren Kindern oft präsentierten: distanzierte oder despotische Personifikationen der öffentlichen Moral, nach außen Miniaturausgaben Gottvaters, von der Innenansicht her oft launisch, unsicher und infantil. Sie füllten den Raum des Anderen mit überhöhten Vorstellungen vom idealen Menschen (sowohl Mann wie Frau wie Kind betreffend), der idealen Gesellschaft und mit Autoritätshörigkeit (auch bei innerer Ablehnung), vermischt mit Fantasien über die gefährliche tierische Triebnatur des Männlichen und Weiblichen (also der Instinktebene überhaupt) und die Verunsicherung der Welt dadurch.

So wurde ein Weltbild hervorgerufen, in dem allein Identifikationen mit dem moralisch Gerechtfertigten, Wohlanständigen und der Pflicht erlaubt sind, wobei gleichzeitig die resignative Grundstimmung der zwangsläufigen Unterlegenheit dieser Werte in der Welt mitläuft und die Triebebene als das Männlich-Böse oder Weiblich-Fressende abgespalten wird, das jederzeit vergewaltigend einbrechen kann und das bekämpft werden muss.

Es wurde zusammen mit der eigenen Unreife und Schwäche und Verführbarkeit (welche weiblich besetzt werden) als Feindbild abgespalten.

Immerhin ist hier ein gewisses Maß an Selbstbehauptung der Macht der Mutter gegenübergestellt, solange man mit der allgemeinen Moral und Meinung konform geht. Dieser ist auch die Mutter nicht absolut überlegen. Insofern entsteht ein durch das Kollektiv sanktionierter Rahmen, der ein Gegengewicht darstellt und die Gelegenheit bietet, durch Identifikation mit diesem Väterlichen der Mutter gegenüberzutreten. In der Maske des Vaters kann sie dann überwältigt werden, ohne die infantile Sehnsucht nach Rückkehr in den Mutterschoß aufzugeben. Die Sehnsucht bleibt unerkannt bestehen, getarnt durch kulturell gebilligtes, ja sogar anerkanntes Rollenverhalten.

Wer immer dem eigenen inneren Reifungsdruck zu entgehen versucht dadurch, dass er ewige Sicherheit im Schoße gesellschaftlicher Konformität sucht und seine Selbst-Durchsetzungswünsche in die kollektiven Feindbilder umleitet, findet sich in der Identifikation mit dem Vater wieder und wird zum Träger dessen, was wir patriarchale Haltung nennen. Die Omnipotenzfantasie dieser Vateridentifikation lautet: Wenn ich es ihm recht mache (dem Vater, der >Amts-< Funktion, der öffentlichen Meinung, dem Gesetz, der Pflicht, der Leistung, der Tradition, der Ordnung, dem Willen zur Stärke), vermag ich alles und es kann mir nichts geschehen. Doch auch diese Verschmelzung, diese Usurpation eines nicht durch die Erprobung der allerpersönlichsten Kräfte erworbenen Königtums erlaubt das Selbst, der innere Genius, der "Engel" nicht. Es widerspricht seinen Absichten der Selbst-Verwirklichung, die das Ich in die Wege leiten soll. Darum konstelliert es den "furchtbaren Vater", den E. Neumann in seiner "Ursprungsgeschichte" beschreibt, den alten, bösen König, der den jungen zur Auseinandersetzung und zum Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit zwingen soll.

Sowohl in der seelischen Entwicklung des Individuums als auch bewusstseinsgeschichtlich kann die unkritische Identifikation mit dem Väterlichen – in welcher Form auch immer es auftritt – als Reaktion auf die Angst vor dem übermächtigen, alles-enthaltenden Mütterlichen gesehen werden, aber auch als ein auf dem Weg zur Ich-Entwicklung notwendiger Schritt, der nicht übergangen werden kann.

Man muss jedoch klar sehen, dass diese Identifikation mit dem Väterlichen (oder überhaupt mit dem Männlichen, zum Beispiel mit dem permanenten Aktivitätsprinzip, was gleichbedeutend mit Heldenidentifikation ist und eine Zwischenstufe darstellt), die Angst vor dem Großen Weiblichen nicht aufhebt. Die Große Mutter, die aus dieser Sicht gespalten ist in eine gute, alle Bedürfnisse erfüllende Seite und eine "verhexte", undurchschaubare und darum dämonische Seite, sitzt

uns auch in der patriarchalen Gesellschaft im Nacken. Kriminalität, Verantwortungslosigkeit, Flucht- und Suchtbewegungen sind ihre Symptome, solange ein vaterinflationierter Ich-Wille das Mütterlich-Natürliche und seine Entsprechungen nur funktionalisieren und manipulieren will. Dazuhin herrscht eine unterschwellige Rachsucht allem Weiblichen gegenüber aus dem Gefühl heraus, um die Verwirklichung des Eigenen gebracht und in die Rollenidentifikation mit dem "Gegner" gezwungen worden zu sein. Das Mütterlich-Natürliche betrifft auch unsere körperliche Gegebenheit, unsere Innenwelt und unsere Umwelt. Wird es unterdrückt, befehdet und verachtet, bricht es als "Schicksalsmacht" hervor, die uns solange hinterrücks überfällt, solange wir nur vorwärts fort-schreiten wollen, ohne den Kopf zu wenden um zu sehen, wie es dem Gegebenen (und vielleicht Ver-nach-lässigten!) hinter unserem Rücken geht.

In dieser Beziehung Verantwortung zu übernehmen wäre Aufgabe von reifen Elterninstanzen, die sie aber nur erfüllen können, wenn sie in gutem, gleichrangigem Kontakt zueinander stehen. Janus, eine Personifikation des Kronos-Saturn, hat zwei Köpfe. Man könnte fantasieren, dass diese ihn befähigen, wechselweise zu registrieren, wie es sich auf Vater- und Mutterseite anfühlt. Winnicott hat das "Kreuzidentifikation" genannt, die das Kind lernen muss und die ihm hilft, auszuhalten, dass es weder Mutter noch Vater sein kann und immer nur kurze Zeit mit dem einen oder anderen sich eins fühlen darf. Auch kann es nur so seine Ausgeschlossenheit von der Gemeinsamkeit der Eltern aushalten lernen. Als ein von den Eltern Unterschiedenes muss es seinen eigenen Weg finden. Jeder Versuch, sich im mütterlichen oder väterlichen Paradies auf Dauer einzurichten, konstelliert den negativen Archetypus gegenüber. Die einzig mögliche Position für das Kind beziehungsweise sein werdendes Ich, ist eine nichtidentifizierte, selbstständig abgegrenzte.

Grenzen setzen, Konfliktspannung kanalisieren, "optimale Frustration" (Winnicott) richtig dosieren aber sind letztlich wiederum Funktionen des Väterlichen.

Dort, im "richtigen Dosieren", Annehmbarmachen von Frustration, im menschlichen Verstehen und Verständlichmachen hätte ein positives Väterliches sich zu bewähren. Dazu aber müsste es sich selbst erst seiner Funktionen, Beziehungen und Abhängigkeiten bewusst werden.

Der "furchtbare Vater"

"Die Struktur des ›Vaters‹, sei er persönlich oder überpersönlich, ist wie die der Mutter doppeldeutig, positiv und negativ. In der Mythologie steht neben dem zeugend positiven der tötend negative Vater, und beide Vaterbilder leben in der Seele des modernen Menschen ebenso wie in den Projektionen der Mythologie." (Anm. 38)

Der "furchtbare Vater" und die "furchtbare Mutter" sind die dunklen Aspekte der Elternbilder.

Beide bezeichnen Instanzen, die sich den Autonomiestrebungen des werdenden Ichs des Kindes gegenüber feindlich verhalten.

Sie treten auf, wo das Ich an einseitigen Identifikationswünschen beziehungsweise Regressionswünschen festhält, weil es nicht gelingt, einen individuell als berechtigt empfundenen Standpunkt zwischen beiden zu finden und eine Brücke zu schlagen zwischen Vereinigungs- und Loslösungswünschen, zwischen Gefühlsbindung und sachlicher Distanz. Dasjenige, "was nicht sein darf", muss ausgegrenzt, abgespalten werden und erhält gerade dadurch unbewusst überwertige negative Energie.

In Mythos und Märchen sind diese destruktiv gewordenen Elternbilder als verschlingende, zerstückelnde oder verzaubernde Mächte zu finden, als tückische Alte, intrigante Königinnen, grausame Tyrannen, unbeugsame Götter, bösartige Schicksalskräfte in allen vorstellbaren und unvorstellbaren Gestalten, die den Helden oder die Heldin am Bestehen ihrer Lebensprüfungen hindern wollen oder sie sogar vernichten. In der individuellen Geschichte eines Menschen treten sie auf als Lebensangst, Hemmungen und Depressionen, als Zwangshandlungen und Wahnideen oder affektive Besessenheiten.

Manchmal scheinen sie verursacht durch lieblose Eltern, freudlose Mütter und uninteressierte oder überstrenge Väter. Manchmal jedoch auch durch unbewusste Schattenanteile gerade jener Eltern, die es besonders gut und richtig zu machen meinen, indem sie das Kind zum Gefangenen ihrer Überfürsorglichkeit oder ihres moralischen Lebenshilfekorsetts machen. Das erste entspräche dem mütterlichen, das zweite dem väterlichen negativen Archetyps, der genauso über die Mütter vermittelt werden kann.

Nicht nur Individuen, sondern auch Gruppen oder ganze Gesellschaften können vom einen oder anderen negativen Elternarchetypus beherrscht sein. Die Kennzeichen sind nicht immer klar klassifizierbar, weil vielfache Wechselwirkungen hin und hergehen. Dennoch gibt es ein paar bezeichnende Merkmale. Im gesellschaftlichen Bereich erkennt man den Archetyp der furchtbaren Mutter im Bereich von Massenhysterien, emotionsgeladenen Haltungen und affektbedingten Ausbrüchen aller Art, den des furchtbaren Vaters an harten Gesetzen und Ver-

boten, rigiden Ideologien, beziehungsweise ideologischen Erstarrungen und Fixierung auf "ewige Werte". Im Krieg gehen beide eine unglückselige Ehe ein.

Kennzeichnend für das furchtbare Weibliche ist sein Wirken aus dem Trieb-, Instinkt- und Affektbereich heraus. Es wirkt aus dem Unbewussten, ja, es ist das Unbewusste. Es will die Kultivierung, die Bewusstwerdung verhindern. Unter seiner Regie konstelliert sich ein destruktiv Männliches, das aber unterschieden werden muss vom Archetyp des furchtbaren Vaters. Das aggressiv-destruktive Männliche wie wir es in kriminellen Gewalttaten erleben, handelt als ein Unentwickeltes, im Trieb- und Affektbereich Hängengebliebenes, Unreifes, das entweder noch nicht genügend Bewusstsein erlangt hat, um dem archaischen Affektbereich gegensteuern zu können, oder dorthin zurückgefallen ist. Die kultivierenden Normen sind in diesem Fall wieder unwirksam geworden, das Bewusstsein hat kapituliert vor der Übermacht der amoralischen Triebebene. Neumann spricht hier von den "Trabanten der Großen Mutter". Sie sind moralisch infantil, verfallen allzuleicht ihren primitiven Wünschen und begeben sich damit gewissermaßen in den Dienst des archaischen Unbewussten, in dem es noch kein wirksames Väterliches gibt, kein Drittes, welches das Ich aus seinen Begehrlichkeiten herausführt.

Während das furchtbare Weibliche inklusive seiner gewalttätigen Trabanten als bewusstseinsauflösende Macht wirkt, ist für den furchtbaren Vater kennzeichnend, dass er das Bewusstsein einseitig verbohrt fixiert, unbeweglich an starren oft veralteten Bewusstseinsmustern festhält, oft unter dem Vorwand des Absicherns, Beschützens, Bewahrens oder aber der Überwindung des "inneren Schweinehundes", um Recht und Ordnung zu schaffen.

Neumann beschreibt den Unterschied so: "Ein Inhalt, der von seiner dynamisch-emotionalen Seite her, z.B. als festhaltende Macht der Trägheit oder als Überwältigung durch die Triebseite wirkt, gehört zum Mutterbezirk, zur Natur. Immer aber, wenn es sich um die Auseinandersetzung mit einem bewusstseinsfähigen Inhalt, einem Wert, einer Idee, einem moralischen Kanon oder einer anderen geistigen Gegebenheit handelt, wird sie dem Vater-, niemals dem Muttersystem zugeordnet." (Anm. 39)

Das furchtbare Väterliche bedroht uns also mit geistigen und/oder intellektuellen Systemen, die absolut gesetzt werden. Schon David klagt in Psalm 69 vor Gott: "Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen"; plastischer kann man es kaum sagen. Fressend sind auch gesellschaftliche Utopien, die, wenn in der Realität installiert, diejenigen, um deren Wohl es angeblich geht, zu Gefangenen macht, geistig und faktisch, und unter deren Flaggen alle Gewalthandlungen leicht zu rechtfertigen sind. (In ihnen kann sich dann das Primitiv-Männliche ausleben, das seinerseits im Dienst der furchtbaren Mutter steht.) Aber Gewalt kann auch subtiler ausgeübt werden, scheinbar von den kollektiven Strukturen selbst ausgehen, völlig unpersönlich sein.

Wir kennen das: Im Namen des Fortschritts, unter dem Vorwand der bitteren, aber unausweichlichen, ja schicksalhaften Notwendigkeit müssen wir uns angeblich dem Diktat von Technologien unterwerfen, müssen wir, um Schlimmeres zu verhüten oder weil nicht sein kann was nicht sein darf, Kranke, Schwache und "Asoziale" kasernieren oder zumindest moralisch herabsetzen. Wir müssen unsere Kinder und uns selbst unter Leistungs- und Anpassungsdruck setzen, unser Mitleid, unser Bedürfnis, Schwächen zu verzeihen, unterdrücken. Um des Friedens willen müssen wir uns bewaffnen, um des Erhalts unserer Existenz willen müssen wir andere ausbeuten, um der Erhaltung unseres Selbstwerts willen müssen wir immer die Besten und Ersten sein, das Neueste haben, die Ellbogen gebrauchen, übervorteilen, andere ausstechen und als systemimmanente höhere Wahrheit hinnehmen, dass immer die Mächtigsten auf Kosten der Machtlosen leben, und dass die Mächtigen sich um Pflichten drücken, deren Nichterfüllung bei den Machtlosen schwer bestraft wird, und dass dies alles im Namen des Gesetzes geschieht.

Der furchtbare Vater bezichtigt uns ständig der Todsünde der Trägheit, er macht uns glauben, dass der Mensch im Grunde schlecht sei, nichts als ein faules, wollüstiges, böses Tier, das sofort zum Vorschein komme, wenn die Selbstbeherrschung zusammenbräche oder das Korsett der allgemeinen Norm aufgebrochen würde. Der furchtbare Vater macht uns glauben, dass uns allein das Denken, der Intellekt, die "mentalen" Kraftakte vor dem Zurücksinken ins verschlingende Chaos der Urmutter bewahren können, aber er verschweigt, dass lat. "mentiri", (franz. "mentiri") lügen heißt, und dass alle Philosophen der Weltgeschichte sich einig sind, dass Denken Zurechtmachen ist, dass es immer einseitige Perspektiven formuliert, die zur Lüge werden, wenn sie verschweigen, dass sie nur einen einzigen möglichen Ausschnitt der Wirklichkeit beschreiben.

Der furchtbare Vater jedoch präsentiert uns seine verstandesmäßig erworbenen kulturellen Krücken als unumstößliche, ewige und höchste Werte und er liebt Formeln wie "Entweder-oder", "Ein-für-Alle-mal", liebt überhaupt Formeln aller Art und will uns überzeugen, ja besessen machen von dem Glauben, dass die herrschenden Kategorien, Standards, Statistiken, Systeme, Modelle und andere Verallgemeinerungen der allein selig machende Rettungsanker für das gefährdete Schifflein unserer Existenz seien. Mithilfe seiner Methoden sollen wir unser Leben planen, strukturieren, vorbereiten, auf später verschieben, Ungeplantes ausschalten, Ungewolltes eliminieren, Unliebsames überwinden, hinter uns bringen, nichts dem Zufall überlassen, immer aktiv sein: Vermeintliche Herren von Zeit und Leben. Die Besessenheit vom furchtbaren Vater erzeugt Omnipotenzgefühle im intellektuellen Bereich. Sie lügt (mentiri) uns durch ihre mentale Fähigkeit zur ausschnitthaften Wahrnehmung vor, wir könnten und müssten zu Alleskönnern und Alleswissern werden, wenn wir uns nur rastlos und effektiv genug darum bemühten.

Ein untrügliches Zeichen der Herrschaft einer negativen Elterninstanz ist immer die Abwesenheit von Humor. Manchmal sind furchtbare Mutter und furchtbarer Vater schwer zu unterscheiden, besonders dort, wo sich moralische Bequemlichkeit und Eigennutz, Karrieresucht, soziale Verantwortungslosigkeit und regressive Pascha-Allüren tarnen mit vorgeblichen "Sachzwängen" oder vorgeblichem Gemeinsinn. Rationales Denken und Scheinlogik werden zur Konstruktion eines gedanklichen Überbaus verwendet, der "höchste Werte" zum Wohle der Gemeinschaft vortäuscht und unter diesem Mäntelchen die unreifen, infantilen Omnipotenzfantasien und Triebwünsche der ideologischen Konstrukteure verbergen soll (Anm. 40)

In der Tat sind die negativen Elternaspekte grundsätzlich immer ineinander verstrickt, aus nahe liegenden Gründen: Es ist ja die unerfüllbare Sehnsucht nach dem Mutterschoß, die zugleich die Abwehr gegen alles Weibliche mobilisiert und ihm rational, "überlegen" und aggressiv entgegentritt als das "Andere". Und doch kann das "Andere" ohne das "Eine", Gegebene, Weibliche nicht sein, denn dort liegt die Quelle alles körperlichen, seelischen und auch geistigen Lebens. Wird diese gewaltsam unterdrückt oder vergiftet, so kehrt sie ebenfalls ihre destruktive Seite hervor. Wo der Instinktbereich vernachlässigt oder schlecht behandelt wird, macht er sich mit Gewalt bemerkbar.

Das väterlich-männliche Prinzip kann nur dort positiv sein, wo es seiner selbst bewusst und in gutem Kontakt ist mit dem mütterlich-weiblichen. Und, wie wir noch sehen werden, auch dem kindlichen. Das gilt auf der ganz konkreten Ebene der Familie, das gilt intrapsychisch für jedes Individuum, dessen strukturierende Denk- und Willenskraft nicht auf Kosten der Sinne, Gefühle und Instinkte überbewertet und überbetont werden darf, und das gilt für das Gemeinwesen, wo autoritäre Strukturen und Pseudo-Logik (Anm. 41) nicht das Individuum zum unmündigen Produktions- und Konsumsklaven degradieren dürfen und "nutzlose" Unangepasste und Schwache aussondern.

Andererseits wird aus dem Gesagten deutlich, dass die dunklen, Leiden schaffenden Aspekte des Mütterlichen und Väterlichen auch nicht eliminiert werden können, ausgemerzt oder vermieden zu Gunsten ihrer nur-guten, immer-freundlichen, stetsbeglückenden Ansichten. Auch das wäre eine Sehnsucht nach Rückkehr ins Paradies. Alle Dunkelheiten sind Durchgänge, Schwellen, die dazugehören und passiert werden müssen, wenn Persönlichkeit und Bewusstsein reifen sollen. "Das Geschehen der Welt ist groß, und da wir nicht wünschen können, es möchte lieber friedlich unterbleiben, dürfen wir auch die Leidenschaften nicht verwünschen, die es bewerkstelligen; denn ohne Schuld und Leidenschaft ginge nichts voran." (Anm. 42)

Teil II

Mythos und seelische Erfahrung

"Die Bildwelt des Psychischen ist eine Synthese von Innen- und Außenwelterfahrungen, wie in jedem Symbol deutlich wird." (Anm. 43)

Alle Denkmodelle, alle Theorien gehen ursprünglich aus psychischem Erleben hervor.

Alle Begriffsbildungen sind Versuche, seelische Anschauung zu fassen und begreif-bar zu machen, also quasi-dinglich: sie aus sich herauszustellen, gegenüberzustellen, als seien sie Objekte (lat. objectum = das Herausgeworfene, Gegenübergestellte), als seien sie Sachverhalte für sich und hätten ein selbstständiges Leben, eine eigene Wahrheit und Wirklichkeit, die tatsächlich durch den Akt der Hinausstellung und Abtrennung von der nur-seelischen Imagination auch entsteht. Durch die Festlegung in sprachlicher oder bildlicher Form bekommt die seelische Welt eine andere, veräußerlichte Form und Existenz (lat. ex-sistere = hervortreten) in der Vorstellung, die ein verbindliches, verbindendes Eigenleben im allgemeinen Raum des "Anderen", zu führen beginnt.

Mehr gewohnheitsmäßig als bewusst wird diese Sphäre der Verdinglichung und Versachlichung "Realität" genannt, wobei das lateinische Wurzelwort "res", gemeinhin übersetzt mit "Ding, Sache, Angelegenheit", ein äußerst breites Spektrum an Bedeutungen umfasst. Fast alle lassen sich dem Symbolkreis des Väterlichen zuordnen, so wie wir ja bereits auch schon in diesem "Raum des Anderen" das Väterliche schlechthin am Werk gesehen haben. Jeder Vorgang der Objektivierung, alles Bemühen um objektive Distanz sowie alle Verallgemeinerung gehört zum Archetypus des Vaters.

Als modellhafte Geschichten, die dem psychischen Erleben vieler Individuen Namen und Rahmen geben und hinausgetreten sind in die Welt der objektivierten und objektivierenden Form, kommt auch den Mythen eine explizit väterliche Funktion zu. Sie verlegen das psychische Geschehen in den Raum außerhalb des in Nöten der seelischen Verwicklungen verfangenen Subjekts und sollen von dorther wieder durch ihren bedeutungsvollen Inhalt Sinn und Halt geben. Was auch gelingt, wenn das Individuum darin etwas von der eigenen vagen Seelenempfindung in Form gebracht und geklärt sieht. Darum ist auch der Mythos eine so ergiebige Quelle bei dem Versuch, etwas über die archetypischen Bilder der Seele, ihre grundlegenden Muster zu erfahren. Denn in den mythischen Ahnen verdichten sich die Ahnungen der Seele in Handlungsfiguren und Schicksalen.

Mythen haben eine zeitlose, das heißt evolutionäre und eine historische Dimension.

Zeitlos sind sie insofern, als sie schicksalhafte Erfahrungen aller formulieren und dramatisch ausarbeiten in Bildern, in denen sich Persönliches in Transpersonalem wieder finden kann.

Die Seele, die hier, ausgefaltet im mythischen Schauspiel, Schicksal erleidet und sich darin bewährt, ist die Seele als das unveränderliche Leben in den Tiefenschichten. Sie ist das, was sich durch die Zeitläufe hindurch in seiner Substanz nicht wesentlich ändert und grundsätzlich immer wieder vor dieselben Aufgaben gestellt wird.

Eine historische Dimension haben Mythen insofern, als im Augenblick ihrer Festlegung dasjenige mit einfließt, was im kollektiven Bewusstsein an Erkenntnis über diese seelischen Grundmuster schon erworben und gefestigt worden ist; realistische Erkenntnis auch über die Möglichkeiten und Grenzen kultureller Einflussnahme und bewusster Aufklärung. Und es ist im Mythos zugleich eine Absicht und Aufgabe mitenthalten, ausgesprochen oder unausgesprochen, eine Moral und ein Ziel, das sich aus den Spezifika der Herkunft und des Schicksalsverlaufs der handelnden Mächte ergibt und einen Aufruf zu weitergehenden Kulturleistungen enthält.

Das Paradox im Kern des Mythos ist, zugleich überzeitlich zu sein und doch den kulturellen Ausgangspunkt, Standort und Ziel in sich zu tragen, in der Vorzeit zu spielen und doch bedeutsam zu sein für Gegenwart und Zukunft, sodass sich der in die Zukunft gerichtete Wille zugleich als ein modifizierendes Element für die Ausgangslage der Ahnen auswirkt. Hesiods griechischer Mythos von Uranos und Gaia, der hier genauer betrachtet werden soll, erzählt nicht mehr von der Großen Göttin allein, die sich selbst befruchtet oder mit nicht-personifizierten Mächten paart. Zwar hat auch sie ihren Ehegatten selbst geboren, aber als "ihr gleichen" (Anm. 44), nicht als den Sohngeliebten früherer Zeiten. Der Blick des sich entwickelnden Bewusstseins der Zeit geht inzwischen hinaus über die Allgewalt des Natürlich-Uranfänglichen, über die unbedingte Dominanz der Muttergöttin, die noch in den Eurynome-Mythos hineinspielt.

Es hat sich also etwas verändert in der geistig-seelischen Grundeinstellung durch den handelnden Umgang des Menschen mit dieser Fähigkeit, Bildinhalte aus sich herauszustellen in den konkreten Raum des Irdischen, von Mensch zu Mensch Vermittelbaren. Was einst mehr Ahnung aus dem Jenseits war und dem Menschen durch den Mythos als Aufgabe gegeben, die Differenzierung der Muttergöttin in ein sich dynamisch ergänzendes Gegensatzpaar, ist zum mythischen Ausgangspunkt geworden, weil es Eingang gefunden hat in das Realitätsbewusstsein. Die himmlische Intuition von damals ist zur irdischen Wirklichkeit geworden und fordert eine veränderte Position der Götter.

Insofern wirkt die Zeit vaterspezifisch hinein in den Mythos. Und doch ist die mythische Zeit der Seele nicht die unseres historischen Bewusstseins und ihre

Kultur nicht die, die wir mit dem Blick auf "historischen Fortschritt" erfassen. Vor ihr sind vielmehr und im wahrsten Sinn "tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist", wie es im neunzigsten Psalm heißt, welcher vielleicht schon aus der Zeit des Mose stammt und seit dessen Entstehung also ungefähr drei Seelentage vergangen sein dürften ... Wer je die zeitlose Aktualität der Psalmen erfahren hat, die Tröstung und Befreiung, die von ihnen ausgeht, weiß um die profunde Wahrheit des biblischen Satzes. Unsere seelischen Nöte und Bedürfnisse, Gestimmtheiten in Niedergeschlagenheit oder Euphorie, der Verzagtheit und Hoffnung, des Zweifels und der Zuversicht haben sich seit den Anfängen ihrer Niederschrift vor drei oder gar vier Jahrtausenden nicht sehr verändert, auch wo wir "aufgeklärtere" oder "psychologischere" Gottesbilder vertreten. Insofern können wir uns getrost den Bildern des Mythos anvertrauen in der Gewissheit, dort etwas über Grundstrukturen zu erfahren, die von der lärmenden Vielwisserei unserer Tage überdeckt sind. Schon Freud hat dieser Weg zurück gute Dienste geleistet, indem er den "Ödipus" des Sophokles (496 – 406 v. Chr.) unter die Lupe nahm. Gehen wir noch einige Seelenminuten weiter zurück zu Homer (9. Jh. v. Chr.) und Hesiod (8. Jh. v. Chr.) und betrachten, was sich in ihren Dichtungen über den Anfang der Götter- und Bewusstseinsgeschichte finden lässt.

Ich folge dabei zunächst Karl Kerenyis "Mythologie der Griechen", dann aber vor allem der "Theogonie" ("Götterlehre") des Hesiod in der Übersetzung von Luise und Klaus Hallof.

Uranos

"Sapere aude! – Wage zu wissen!" (Anm. 45)

Wenden wir uns dem griechischen Urelternpaar Gaia und Uranos zu, um zu sehen, in welchem Verhältnis die beiden zueinander und zu ihren Kindern stehen. Denn erst die Kinder machen die Mutter zur Mutter und den Vater zum Vater. Gaia ist die Urmutter Erde, auch Gé oder Da genannt (Anm. 46). Ihr Gatte ist Uranos, der gestirnte Himmel – auch das Neugriechische ist bei diesem Namen geblieben: ouranós = der Himmel. Das Weltelternpaar tritt uns als grundsätzlich schon voneinander unterschieden entgegen, nicht ungetrennt, in fortwährender Umarmung vereinigt wie die Ureltern vieler früherer Mythen. Das bedeutet, dass das griechische Ich-Bewußtsein zu diesem Zeitpunkt bereits weit aus der magischen Einheitswirklichkeit des naturhaften Verschmolzenseins herausgetreten ist in die Welt der Gegensätze.

Auch sind die Bereiche des Tagesbewusstseins und des Nächtlichen deutlich getrennt und in ihren Zuständigkeiten geregelt, denn es heißt, dass Uranos allnächtlich zur Begattung kam, also nur zu einem dazu bestimmten und begrenzten Zeitabschnitt, der die Gegensätze aufhebenden Nacht. Der Tag gehört dem die Objektivität achtenden und klar beobachtenden Wachbewusstsein. Seine Verei-

nigung mit den "unteren" Schichten, die Aufhebung der unterscheidenden Wahrnehmung der Objekte ist der Nacht vorbehalten, der Dunkelheit, in welcher die trennende Konturierung der raumordnenden Perspektive aufgehoben ist.

Gaia repräsentiert Erde, Weiblichkeit, Dunkelheit, Uranos Himmel, Männlichkeit, Licht. Ganz nebenbei suggeriert diese Symbolik wieder das weibliche Prinzip als das umfassendere, mächtigere, denn Himmel und Erde sind nachts, zur Zeit der Vereinigung, dunkel.

Uranos also besucht Gaia allnächtlich, und das ist auch im Lichte der erwachenden Rationalität durchaus in Ordnung, geradezu bürgerlich.

Was aber im Leben der griechischen Ureltern nicht in Ordnung ist, wird im Verhalten des Vaters seinen unablässig sich mehrenden Kindern gegenüber offenbar.

Es heißt, dass er "sie in der inneren Höhlung der Erde verbarg" (Anm. 47), sobald sie geboren waren, und dass er sie hasste und niemals zum Licht (das ja sein Licht ist) heraufließ. Er will sie nicht sehen, nichts von ihnen wissen und verweigert ihnen Achtung im Licht des Da-Seins. Er negiert sie, verdammt sie zur Umnachtung.

Es handelt sich dabei um kein naturhaftes Zurückhalten eines Unreifen, sondern es wird etwas, das ein natürliches Recht hätte, die Mutterhöhle zu verlassen, ja um seiner Existenz willen dringend an das Licht des Tagesbewusstseins gebracht werden müsste, absichtlich und gewaltsam am Da-Sein gehindert aus finsterem Hass gegenüber diesem anderen, hilfsbedürftigen Leben.

Hass kommt aus der Angst, aus der Enge, die oft eine Angst vor Veränderung ist: Im Anderen fürchten wir das Unbekannte, das unsere gewohnte Ordnung stören, ja sprengen kann. Jedes Kind, jedes Neue ist zunächst so ein Unbekanntes, von dem wir nicht im Vorhinein sagen können, wie es unser Leben beeinflussen wird, zu welchen Änderungen, welchen unbequemen Reifungsschritten es uns zwingen wird.

Uranos will den unliebsamen "Zusammenstoß" mit der Realität unbedingt vermeiden. Es soll alles bleiben, wie es war. Und kann das doch keinesfalls: Dass diese barbarische Verdrängungstechnik, welche die Früchte seiner Zeugungskraft zurückstaut in den dunkel-unbewussten Mutterschoß, nicht lange funktionieren kann, müsste er wissen.

Wenn er wissen wollte. Aber er will eben nicht. Er will nicht wissen, wie es weitergeht, will nicht wissen, wie andere sich fühlen, seine Frau, seine Kinder, will nicht Vater werden, sondern bewegt sich selbst noch auf einem infantil-unverantwortlichen Niveau des Lustprinzips beziehungsweise der primären Triebebene. Dass er tagsüber Triebverzicht leistet, wird ihm wohl schon schwer genug.

Uranos also will weder wissen noch wollen, was dieses Wissen nötig machen würde, sein Wille verdient diesen Namen noch nicht, er wagt weder Willen noch

Wissen. Zwar hat ihn Gaia als Gleichen beabsichtigt und behandelt ihn ihrerseits nicht mehr als Sohngeliebten wie Ischtar den Tammuz, Kybele den Attis, aber er ist seiner neuen Aufgabe, mitverantwortlich zu sein für die Hervorbringungen seiner Zeugungskraft, noch nicht gewachsen. Der Vater muss erst werden, und er müsste sich dem Wissen stellen, was es bedeutet, Kinder zu haben. Er müsste um seiner eigenen Selbstwerdung willen den Kindern bei ihrem Werden helfen und die Mutter nicht nur rücksichtslos benutzen.

Schwer zu entscheiden, welche Seite unter dem "furchtbaren Vater" mehr zu leiden hat: die Kinder, die in Enge, Angst und Finsternis mehr und mehr zusammengequetscht werden, je zahlreicher sie sind, oder Gaia, die Gattin und Mutter, die diesen immer qualvoller werdenden Druck und Drang von Innen auszuhalten hat. Jedenfalls ist es ein Bild der Höllenpein: von der einen Seite her des Erstickens, Erdrückt- und Zermalmtwerdens, von der anderen her der Angst vor dem Zerrissenwerden durch die unerbittlich anwachsende Masse, den Innendruck, das gnadenlose immer mehr Aufnehmenmüssen, bis zum Bersten Gefülltseins.

Es kann so nicht weitergehen. Wo gezeugt wird, muss auch geäußert werden, muss der Äußerung Raum gegeben werden, sie ans Licht geführt, damit sie gewusst und gesehen werde und dass sie Impuls und Reifungsanlass für sich selber und andere werden kann. Das Neue bedarf der Objektivierung und Konfrontation. So mancher ist schon in schwärzeste Depression geraten, weil er Dinge, die schon an die bewusste Oberfläche gedrängt hatten, wieder ver-drängte, voller Angst vor den Konsequenzen, die das Sehen und Annehmen derselben nach sich gezogen hätte. Oder ist durch seine fruchtbare, aber ungeäußerte Fantasie in furchtbare Zwänge gekommen, weil er ihre Produkte zu unscheinbar, zu minderwertig und hässlich fand, um ihnen einen Platz am Licht einzuräumen.

Im Symbolfeld der Astrologie steht der Planet Uranus unter anderem für ein elitäres Selbstverständnis, das alles "Kleine", Unentwickelte, noch nicht zu erlesener Kultur Gereifte hasst oder wenigstens verachtet, und es auch für unter seiner Würde erachtet, dieses "Kleine" bei seinen wenig glanzvollen Anfangsschritten zu begleiten, die langsame Mühsal des Alltäglichen mit ihm auf sich zu nehmen. Was nicht "originell" oder "erhaben" von vornherein daherkommt, was geduldige Anteilnahme und mitleidigen Beistand für seine Unbeholfenheit brauchte, wird mit Nicht-Achtung (= Nicht-Sehen, Nicht-Wahrhaben, Nicht-Wissen) gestraft oder in heftiger Ver-Achtung und Abwehr in den Bann getan, so lange, bis – scheinbar aus heiterem Himmel – dies für nicht lebenswert erachtete Sein plötzlich und furchtbar zurückschlägt, weil der Druck unerträglich geworden ist. Der Planet Uranus wurde nicht lange vor der französischen Revolution entdeckt, als schon längst die Verdrängungs- und Unterdrückungsstrukturen der feudalistischen Herrschaft überfällig geworden waren und ist seither das astrologische Symbol aller plötzlichen Umstürze.

Im griechischen Mythos wird der Schrecken der Revolution den Uranos selbst treffen, sodass wir schon hier ein Beispiel dafür haben, wie furchtbarer Vater und furchtbares Weibliches sich gegenseitig als solche hervorrufen. Man findet nie das eine ohne das andere.

Uranos ist hier in Reinkultur der furchtbare Geist-Vater, der die "niedere" Natur, vor allem die weibliche und kindliche, verachtet, der alles Unentwickelte, "Primitive" hasst. Das hindert ihn nicht, zur Steigerung der eigenen solaren Großartigkeit sich barbarischer primitiv-männlicher Mittel zu bedienen. Ein Beispiel sind die fürchterlichen Begleiterscheinungen aller Revolutionen, die sich zunächst gegen den verantwortungslosen und in Selbstgefälligkeit erstarrten "alten König" wenden, dann aber meist ebenfalls Anwendung finden, um die Installierung der "großen Idee" zu garantieren. Das Volk, in diesem Fall Vertreter des Mondhaft-Unbewussten, Kindlichen, Kleinen, Unentwickelten und allenfalls als Mittel zum Zweck Geschätzten, kommt dabei meist gleich zweimal unter die Räder. Das Uranische in seinem Schattenaspekt als der furchtbare Vater, reklamiert nämlich für sich absolute Gesetze: ab-solut, das heißt losgelöst von Verpflichtungen an das organische Leben, sei es die Natur oder die Gemeinschaft als eines "Volkskörpers". Das Uranische bindet sich nicht an Bedürfnisse des Körpers und der Seele. Es will Freiheit, absolute Freiheit, und das bedeutet stets Willkür. Soll Freiheit als humanistische Idee verwirklicht werden, muss sie sich binden an die menschlichen Bedingtheiten und Voraussetzungen: an das Gegebene und Werdende, das Weibliche und Kindliche. Sonst bleibt es selbst unentwickelt und an seine infantile Selbstherrlichkeit (sprich: Omnipotenzfantasie) gebunden.

Diesen Aspekt muss man auch im Auge behalten, wo man von der Heraufkunft eines "Wassermannzeitalters" spricht. Astrologisch gehört Uranus zum Sternbild Wassermann, weshalb all seine Eigenheiten auch als Spezifika einer entsprechenden Zeitqualität zu sehen sind. Was wir heute in der westlich geprägten Welt beobachten können, ist ein Befreiungsdrang, der sich zum absoluten Wert erheben will. Noch nie hatten so viele Menschen die Mittel, sich zu ermöglichen, was sie für "Freiheit" halten, während auf der anderen Seite eine enorme Anzahl an Bevölkerungsgruppen nicht einmal die elementare Freiheit zu überleben haben. Und das in vielen Fällen, weil die "Freien" nicht wahrhaben wollen, dass sie mit ihrem inflationären Wirtschaftsliberalismus das Elend mitverursachen. Der omnipräsenten werbetechnischen Suggestion der "grenzenlosen" Möglichkeiten, wirkt keinerlei politisches oder ethisches Konzept entgegen. Stattdessen findet eine gigantische Verleugnung und Verdrängung der realen Existenzbedingungen statt, die sich unausweichlich eines Tages unliebsam bemerkbar machen wird. Der Mythos des Uranos schildert eine unveränderliche seelische Dynamik, die sehr wohl auch die Seele des Kollektivs betrifft.

Die moderne Gesellschaft will nicht wissen, wie es weitergeht. Sie verschließt vielerorts einfach die Augen, weil vor lauter Entgrenzung sich selbst Tag und

Nacht kaum mehr unterscheiden. Möglichst rund um die Uhr soll alles jederzeit möglich sein. Die zeugerische Potenz des Tagesbewusstseins, das Erfindertum, zeugt blindlings weiter ohne Rücksicht auf natürliche Gegebenheiten und Leben in der Zukunft. Wer wagt denn, zu sehen, zu wissen, zu konfrontieren, was es bedeutet, Uran (!) abstrahlende Brennstäbe mit einer Halbwertszeit von mehreren tausend Jahren in immer größeren Mengen zu erzeugen und unterirdisch zu "entsorgen" (ein zynisches Wortgebilde). Wer wagt, sich auszumalen, was es für die Zukunft bedeutet, Kinder in muffigen Innenräumen vor dem Fernseher oder Computerspielen ruhig zu stellen, statt ihnen Spiel- und Entfaltungsräume in Licht und Luft zu verschaffen. Wer will so genau wissen, was in Menschen vorgeht, die durch Technisierung und Rationalisierung (im Doppelsinn) ihres Betätigungsfelds im Licht öffentlicher Anerkennung ihrer Arbeit beraubt werden und damit den dunklen Gefühlen des Versagens überlassen sind, während soziale Belange immer theoretischer und der psychosozialen Realität immer weiter entfremdet via Computerprogramm abgehandelt werden.

Der uranische Geist zeugt und zeugt, aber seine Kinder verantwortlich führen will er nicht. Er lässt sie seelisch in finsterer Not und Drangsal, treibt sie mit seiner veräußerlichten Freiheitswut in ein archaisches Steckenbleiben im Bereich der Großen Mutter, die für sie unausweichlich zur furchtbaren Mutter wird, so wie er selbst der kalte, kontrollierende und anonyme furchtbare Vater ist.

So jedenfalls ist die mythische Situation, die sich aber, Gaia, Kronos und Zeus sei Dank, weiterentwickelt. Im Mythos greift Gaia nämlich zur Selbsthilfe, da das "böse Werk", an dem Uranos nach Hesiod seine Freude hat, nicht endet.

Sie tut zweierlei. Als erstes "brachte sie den grauen Stahl hervor; daraus machte sie eine Sichel mit scharfen Zähnen" (Anm. 48). Man sieht, die Große Mutter ist durchaus in der Lage, der Evolution des Bewusstseins durch überraschende Sprünge beziehungsweise eigenschöpferische Hervorbringungen eine unvorhersehbare Wendung zu geben. Und sie erweist sich in Zielbewusstsein und der Wahl ihrer Mittel als nicht zimperlich; eine stählerne Sichel mit scharfen Zähnen erfindet man nicht zur sanften Überredung. Die Sichel ist ein altes Mondsymbol, kommt also durchaus aus dem weiblichen Symbolbereich. Sie ist aus Stahl, das macht deutlich, dass auch das symbolisch unbestreitbar Männlichste sich aus dem Großen Weiblichen herleitet, in dem die Geschlechter beide enthalten sind. Auch die "Erfindung" ist offensichtlich keine rein männlich zuordenbare Domäne, und auch nicht die Metallurgie und Schmiedekunst, wie sowohl der mittelmeerische als auch der keltische Mythos zu berichten weiß. (Vgl. hierzu Eliade, "Schmiede und Alchemisten")

Schaurig und wie eine Übersteigerung in der Ausschmückung der destruktiven Absicht mutet das Bild der gezähnten Sichel an, was wohl auch so beabsichtigt ist. Jedenfalls betont sie deutlich die Herkunft aus dem Machtbereich der

furchtbaren Mutter, denn rein logisch-technisch würde eine geschliffene Schneide durchaus genügen, um die Pläne Gaias zur Rettung ihrer selbst und der Kinder zu verwirklichen. Das Gezähnte der Sichel gibt ihrer Absicht einen Beigeschmack des rachsüchtig Grausamen und außerdem den Hinweis auf die über die Erde weit verbreitete archaische Angst vor der urmütterlichen "vagina dentata", der gezähnten Vagina, welche die in den fressenden Abgrund bringende Seite der Todesmutter darstellt. In afrikanischen Kultmasken ist sie auch heute noch gegenwärtig.



Abb. 3 Afrikanische Kultmaske

Bis zum Letzten soll es jedoch mit Uranos nicht kommen, und es wird auch nicht Gaia selbst sein, die Hand an ihn legt. Jetzt nämlich wendet sie sich an ihre Kinder, die erstaunlicherweise doch auch schon Namen haben, obwohl das Namengeben eindeutig zum väterlichen Pflichtenkanon gehört und nicht gut durch Uranos geschehen sein kann, nach dem, was wir über ihn gehört haben. Gaia hat demnach nolens volens, wie es alle auf sich selbst gestellten Mütter tun müssen, in aller Stille von ihrem eigenen väterlichen Potenzial Gebrauch gemacht, da sie wusste, dass es mit den Fähigkeiten ihres Gemahls in dieser Beziehung noch nicht weit her sein würde. Es ist von "Bestrafung" des Vaters die Rede, und dass die Kinder erschraken.

"... Doch Furcht hielt alle gefangen, und keiner redete." (Anm. 49)

Die Angst davor, sich gegen den Vater zu erheben, ist enorm. Er, so tyrannisch er sein mag, repräsentiert ja doch die Existenz des Himmels mit seinen ewigen Ordnungen der Gestirne und ist somit der Garant jeder Ordnung, der wir verlustig gehen, wenn er fehlt. Lässt er es auch an himmlischer Gerechtigkeit uns gegenüber völlig fehlen, so verschwände mit ihm doch auch alle Hoffnung, dass sie überhaupt möglich sei. Es ist eine in der Praxis schier unfassliche Erfahrung, wie selbst schwer misshandelte Kinder oft an ihren Vätern hängen, sie sogar in Schutz nehmen. Der Väter ist doch all das, was sie über ihren momentanen Zustand hinausführen soll, repräsentiert das Andere, das sie kennen lernen wollen, ihre Zukunft. Selbst in der Auflehnung gegen den Vater oder die gesellschaftlichen Autoritäten, ja, gegen Gott, schwingt immer noch die geheime Hoffnung mit, irgendwann doch noch verstanden, ernst genommen, angesehen und "erwählt" zu werden, beim Namen genannt, was bedeutet, sich selbst verstehen zu können und zu werden, was man sein soll. Der tiefste Wunsch aller Provokation ist, der Vater möge sich letztendlich doch als der Überlegene zeigen, der in der Lage ist, Sinn und Richtung zu weisen. Der Schrecken der Kinder der Gaia und des Uranos also ist verständlich. Aber einer fasst Mut: Kronos, "der große Kronos, von krummen Gedanken".

Warum "groß"?

Warum "von krummen Gedanken?"

Wir werden es noch sehen. Hier genügt, dass ihn seine krummen Gedanken und seine Größe befähigen, sich zum Werkzeug der Mutter zu machen in Sachen Vaterbestrafung, die zugleich ein Trittstein auf dem Wege der Bewusstseinsentwicklung ist. Kronos nämlich weiß was er tut und wird es nicht vergessen. Von Gaia eingeweiht ist er des nachts zur Stelle: "Uranos kam mit dem Einbruch der Nacht, der große; begierig schlang er voll Liebe die Glieder um Gaia und dehnte sich endlos überall hin. Doch da griff zu der Sohn mit der Linken aus dem Versteck, mit der Rechten nahm er die riesige Sichel, stark und mit Zähnen bewehrt, und mähte dem teuersten Vater augenblicks ab die Scham; dann warf er sie rückwärts, dass jene hinter ihn fiel ... " (Anm. 50)

Die rechte Hand zeigt nicht nur das Recht an, sondern auch dass die Tat aus dem Bewusstsein kommt. Die Sache wird dem Titanen noch zu schaffen machen. Auch den Menschen, denn aus den Blutstropfen, die zur Erde fielen, entstehen die Erinnyen, weibliche Rachegeister.

Eine eigenartiger Einfall dieses Mythos ist jedoch, dass Kronos quasi mit der linken Hand und hinter seinem eigenen Rücken – also hierin unbewusst – zum Vermittler einer Zeugung bemerkenswerter Art wird: Das männliche "Werkzeug" des Himmels, des Uranos, fällt ins Meer und zeugt dort als erste Gestalt des zukünftigen Göttergeschlechts die Liebesgöttin Aphrodite. Können wir das Ge-

schehnis so deuten, dass nur wer die Tyrannei des furchtbaren Vaters ein Ende setzt und die Schuld daran auf sich nimmt, zu wirklicher Liebe fähig wird? Der Mythos wird uns weiter führen.

Kronos

"Ein Jeder doch bedenck den dag

Dem Niemandt gantz entgehen mag" (Anm. 51)

Uranos verlässt die Bühne des Geschehens. Es heißt, dass er nie mehr zur Erde herabstieg. Eine andere Version versetzt ihn in die Unterwelt. Gleichviel, ob er in überirdische Höhen entrückt ist oder in unterirdische Tiefen: lat. altus bedeutet beides, hoch und tief, und in der mythisch rollenden Sphäre schließt sich die Tiefe an die Höhe an und umgekehrt, mündet Unterwelt in Himmel.

In jedem Fall gehören Uranos und Gaia nun, da sie ihre Geschichte erfüllt haben, zu den Alten, zu denen, welche entrückt und ausgezeichnet sind dadurch, dass sie eine Aufgabe vollendet haben, ihren Einsatz geleistet und den Lauf der Dinge auf die nächste Stufe ihres Weges gebracht haben. Die gelebte Erfahrung und die Entrückung aus der unmittelbaren Präsenz des Handlungsschauplatzes hinter die Kulissen, ob oben ob unten, verschafft ihnen einen Abstand und eine Weisheit, die sie nun in den Stand einer neuen Rolle versetzt: die der Alten Weisen, der Wissenden und Ratgeber. Beide sind sie in dieser Funktion Träger des Vaterarchetypus. Kronos also tritt die Nachfolge des entmannten und damit entmachteten Vaters an und wird König, König auch über seine befreiten Geschwister. Zur Gemahlin erwählt er sich seine Schwester Rhea, in welcher Gaia, die Erdmutter wiederverkörpert ist. Ranke-Graves sieht in ihrem Namen eine Variante von "Era", was "Erde" bedeutet. Das Spiel kann weitergehen. Es heißt nun, dass dem Kronos von seinen Eltern geweissagt worden sei, auch er werde durch einen starken Sohn gestürzt werden.

"Wusste er doch vom gestirnten Uranos und auch von Gaia, dass ihm bestimmt, vom eigenen Sohn bezwungen zu werden, ihm, so stark er auch war … " (Anm. 52)

Uranos, der nicht wissen wollte, ist durch sein eigenes Schicksal und die daraus folgende Distanz ein Wissender geworden, dessen Autorität in diesem Punkt vom Sohn gewiss nicht angezweifelt werden kann, ist diesem doch durch die eigene Tat dieses Wissen gewissermaßen eingefleischt. Das Wissen des Vaters wird ihm zum Gewissen, das nicht allein durch die internalisierte Vaterinstanz zustandekommt, sondern eben durch den eigenen Handlungsanteil zu einem "Wissen im Fleische" wird. Es ist allerdings auch ein Schicksalsspruch, dessen grundsätzliche Unausweichlichkeit so allgemein ist, dass sich kein lebendes Wesen seiner Offensichtlichkeit entziehen kann: Die Durchsetzung des eigenen Rechts auf Leben ist nicht ohne Schuldigwerden möglich, und wer sich dieser Schuld bewusst ist,

muss damit auch zugleich seiner eigenen existenziellen Endlichkeit ins Gesicht sehen, die ihm die Grenzen der Eigenmacht und das Unvermeidliche zukünftigen Abschieds von der Macht deutlich vor Augen führt.

Dieser Abschied ist ein Ab-Schnitt von dem, was wir zu erhalten trachten. Die Sichel oder Sense des Kronos (römisch = Saturn) ist die Sichel des Todes, dessen Sinn uns nicht immer klar ersichtlich ist, sondern oft "krummsinnig" und böse erscheint, auch dort, wo es nicht um den endgültigen Abschied vom Leben, sondern um die Trennung von einem Lebens-Abschnitt geht.



Abb. 4 Die Lebensalter, Bilderbogen aus dem 17. Jh.

Mittelalter und Renaissance, wo Kronos in der Gestalt des Saturn eine philosophische Wiedergeburt erlebt, kennen das Bild der "Lebensalter" oder "Lebensstufen". Sie werden ikonographisch buchstäblich als Stufen dargestellt, die zuerst hinauf- und dann wieder hinabführen. Es entsteht eine Doppeltreppe, auf welcher der Mensch zunächst von unten hinaufsteigt, nacheinander die Altersstufen des Säuglingsdaseins, der Kindheit, Adoleszenz, der jugendlichen Blüte und tatkräftigen Lebensbewältigung hinaufsteigt, bis er mit 50 Jahren die Höhe (altum) seiner Reife erreicht hat, und nun auf der anderen Seite der Treppe wieder herabsteigt, bis er schließlich in der Tiefe (altum) der altersschwachen Hinfälligkeit und ganz zuletzt des Grabes endigt. Oft steht in der Mitte des Brückenbogens, der unter der

Doppeltreppe entsteht, das Skelett mit der Sense als Symbol des Todes (Anm. 53), was auch ein Symbol des Kronos-Saturn ist. Denn jeder Fort-Schritt von einer Stufe zur nächsten bedeutet einen Tod, einen Abschied und Ab-Schnitt von den spezifischen Möglichkeiten einer Phase.

In der bildlichen Darstellung der "Lebensalter" kommt dies bisweilen im Wechsel der Tracht zum Ausdruck, die vor allem in der ständisch gegliederten Welt des 15. bis 18. Jahrhunderts mit ihrem strengen Sinn für das jeweils Angemessene, von Altersstufe zu Altersstufe anders geordnet ist (siehe Abbildung 4). Auf die eine oder andere Weise haben sich viele Künstler dieses Themas angenommen, wo nicht allegorisch, so im Motiv des Familienbildes, in dem mehrere Generationen vertreten sind. Vielen dieser Darstellungen haftet etwas Mythisches und Melancholisches an, denn in ihnen lebt die universale Weissagung des Uranos an Kronos (des Vaters an sein Kind), sein Königtum werde endlich sein. Das heißt, dass dem Aufstieg in den Zenith der Lebenspotenz, zum Gipfel der Doppeltreppe, notwendig ein Abstieg folgen muss.

Es ist jedoch auch die Botschaft darin enthalten, dass ein "starker Sohn" geboren werden wird, der an seiner Stelle und in Fortsetzung seines Lebens die Lebenstreppe ersteigen kann. Es kommt also auf die Einstellung an, in der das Orakel gehört wird: Nicht nur Kronos-Saturn hat die Wahl, eher die Bedrohung des Ich daraus herauszuhören oder aber die Tröstung, dass das Leben weitergehen wird im Sohn und "Zeugnis" vom Leben, was eine Betrachtungsweise in größerem Zusammenhang ermöglicht. Vom obersten Treppchen aus könnte der Horizont auch weiter werden.

Kronos jedoch hört nur die Einschränkung, der Sohn bedeutet ihm einzig Gefahr. Er wird verschlungen von seinem Schuldgefühl, in das er tragisch und momentan hoffnungslos verstrickt ist, denn er hat nicht nur die Last der eigenen Schuld des "Vatermords" und des schlechten Gewissens zu tragen, dass er seine Macht dem Pakt mit der furchtbaren Mutter verdankt. In ihm ist auch das väterliche Prinzip verdunkelt, das bisher nur in seiner negativen Ausprägung existiert und zum Sohn in keinerlei fördernden Beziehung steht, sondern nur als Vernichtungsdrohung internalisiert ist. Es gibt zu diesem mythischen Zeitpunkt in der Bewusstseinsentwicklung offensichtlich noch keine positive Vaterinstanz. Vielmehr ist diese im Kern noch vermischt mit den Eigenschaften der Nachtmutter. Der Vater verdient diesen Namen noch gar nicht, denn er hat seine Zeugungskraft nicht dazu verwendet, seinen Kindern Licht und Raum zu verschaffen, was zugleich bedeuten würde, einer anderen Sichtweise der Dinge einen Raum mit weiterem Horizont zu geben. So muss es nicht wundern, dass auch Kronos-Saturn dieser latenten Möglichkeit der positiv väterlichen Potenz in sich unbewusst ist, deren späterer Beweis aber sein Sohn Zeus sein wird.

Bis zu dessen Geburt bleibt Kronos nur die tragische Rolle des in der Identifikation Verstrickten (im Bann des furchtbaren Vaters), der die dritte, erlösende Dimension noch nicht kennt und sich gefangen wähnt in der dumpfen Nacht des Schicksals (in der Symbiose mit der furchtbaren Mutter). Wie immer konstelliert das eine das andere.

Kronos also setzt zunächst die stumpfe Gewalttätigkeit des Vaters fort, wenn auch modifiziert: Anstatt die Kinder dorthin zurückzustopfen, woher sie kamen und dadurch auch zum Gewalttäter an der Mutter zu werden, verschlingt er sie selbst. Man kann darin einen gewissen "Fortschritt" sehen. Man kann jedoch auch die "Krummsinnigkeit" dieses Fortschritts sehen: Die Methode des Uranos konnte nicht funktionieren, weil sie blind und dumm jeder Naturgesetzlichkeit entfremdet war. Dem Vorgehen des Kronos, die Kinder höchstselbst zu verschlingen, könnte theoretisch Erfolg beschieden sein.



Abb. 5 F. Goya: Saturn verschlingt eines seiner Kinder,

Da wir jedoch erfahren, Kronos habe zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt durch die List des Zeus alle seine Kinder unversehrt wieder von sich gegeben, dürfen wir diese Metapher des Fressens und Verschlingens nicht allzu wörtlich nehmen, sondern müssen sehen, dass es sich hier um einen dem "In-die-Höhlezurück-Schleudern" des Uranus analogen Vorgang handelt. An Stelle der Höhle des urmütterlichen Bauches steht hier die des urväterlichen Magens, was wohl den Bewusstseinswandel vom Matriarchalen zum Patriarchalen hin vorsichtig anbahnt, aber im Kern nicht allzu unterschiedlich zu deuten ist. Das Leibesinnere ist immer der Bereich der Großen Mutter und des Unbewussten, in das hier immer noch die Früchte der Zeugungskraft verdrängt werden.

Welche Früchte, welche "Kinder", welches Neue ist hier gemeint?

Die Zeit des Hesiod, aus welcher dieser Mythos überliefert ist, (8. Jh. v. Chr.) ist eine Zeit des Umbruchs im griechischen Denken, das schließlich mit der Entstehung der Polis seine von Grund auf gewandelte Form zeigt.

Hesiod kann auf einen Wandel der Weltanschauung zurückblicken, einer Weltanschauung, die vormals genau wie in vielen anderen Teilen der Welt zu dieser Zeit, ganz im Mythisch-Magischen und in einem um einen Gottkönig zentrierten Kultus wurzelte.

Mykene ist hierfür ein Beispiel. Religion und Staatswesen sind ungetrennt. Der göttliche König mit dem Titel anax steht an der Spitze des Sozialwesens, er ist oberster Kriegsherr und oberster Eingeweihter des religiösen Kultes, verfügt über magische Kräfte, gebietet über die Zeiteinteilung und spendet Fruchtbarkeit (Anm. 54). Als "Mund Gottes" empfängt er in geheimer Kommunion mit der Gottheit im heiligen Palastinneren unumschränkt gültige Weisungen, die er mithilfe einer komplizierten Hierarchie von Würdenträgern und einem gewaltigen bürokratischen Apparat von Schreibern, Verwaltern und Inspektoren zu verwirklichen beauftragt ist. Der Palast ist der politische und religiöse Mittelpunkt des Staates, das Palastinnere quasi die heilige Höhle, in welcher der anax mit den Schicksalskräften in Verbindung tritt, die wir uns durchaus noch, analog zum Bild des Palastinnern, als von einer nicht eindeutig männlichen Gottheit ausgehend vorstellen dürfen. Denn der Innenraum ist ein Symbol des weiblichen Ur-Archetypus. und des Magisch-Unbewussten.

Andererseits weist der hoch entwickelte bürokratische Apparat, die Raffinesse der gesamten Organisation in Verwaltung und Kultus auf eine bereits vorhandene wache, außengerichtete Bewusstseinsdifferenzierung hin, die irgendwann zwangsläufig in Konflikt kommen muss mit der magisch-kultischen Unterwerfung unter die im streng geheimen Dunkel waltende göttliche Allmacht, die sich jedem kritischen Blick von außen entzieht.

Alle Argumente bewussten Denkens sind Früchte der väterlichen Zeugungskraft. Aber die Logik hat noch keine Chance gegen die Vorherrschaft des Magisch-Mystischen. Die kollektiven wie auch individuellen Bewusstseinskräfte, die Licht und Raum brauchten wie die Kinder des Kronos, werden gefangen gehalten in einer erstarrten hierarchischen Herrschaftsform des anax, des "Alten Königs", der so zum furchtbaren Vater wird, indem er am Prinzip des geheimen Götterspruchs im nächtlich-heiligen Palastuterus festhält und damit – wieder nur scheinbar paradox – selbst dem Bereich des archetypischen Weiblichen negativ verfallen ist.

Es ist klar, dass dadurch für das in der Entwicklung begriffene Bewusstsein der Reifungsdruck verschärft wird. Die Unterdrückung der neuen geistigen Ideen, des erwachten Intellekts, kann nicht ohne Folgen bleiben. Der Umwandlungsprozess aber braucht diesen Druck geradezu, den Druck und die Verborgenheit, in dem er sich anbahnt. Dass für die Entwicklung der individuellen Persönlichkeit dieselben Gesetzmäßigkeiten gelten, wie sie im Bild des kinderverschlingenden Kronos-Saturn mythologisch gefasst sind, soll ein Satz von Jung bestätigen. Es ist immer ein Druck, eine Not, ein innerer Zwang, der Reifung veranlasst:

"Ohne Not verändert sich nichts, am wenigsten die menschliche Persönlichkeit. Sie ist ungeheuer konservativ, um nicht zu sagen inert [=reaktionsträge]. Nur schärfste Not vermag sie aufzujagen. So gehorcht auch die Entwicklung der Persönlichkeit keinem Wunsch, keinem Befehl und keiner Einsicht, sondern nur der Not; sie bedarf des motivierenden Zwanges innerer und äußerer Schicksale." (Anm. 55)

Not, Druck, Zwang und Verborgenes aber sind immer mit Unterwelt und Dunkelheit verbunden. Darum soll ein Exkurs der Nachtsymbolik des Kronos-Saturn gewidmet sein.

Die Nachtseite des Kronos

"Das Verborgene (die Latenz) ist die nachweisbare Gegenwart (Präsenz) der Zukunft." (Anm. 56)

Im zweiten Akt der dramatischen "Vatergenese" sehen wir Kronos als Hauptakteur in einer zwittrigen Rolle. Immerhin ist er die erste dominante männliche Figur auf dem Thron der Göttergeschichte.

Ihm zur Seite, nicht überlegen, die Schwester-Gemahlin Rhea, welche ihm Kinder gebiert, die er sich sofort einverleibt aus Angst vor Entmachtung durch den Sohn, nicht durch die Mutter. Und vor allem aus Angst vor seinem Gewissen, das durch die bewusste Tat entstanden ist.

Kronos, der seine Kinder verschlingt, "nährt" also seine inneren Zwänge, aus denen es vorderhand keinen Ausweg gibt. Es gibt im Außen (d. h. von väterlichbewusstseinsfördernder Seite her) noch keine zukunftsträchtige Kraft, welche die Rolle des herausführenden Realitätspols übernehmen könnte. Es ist noch keine Form da, in die sich die neuen, sich stauenden Inhalte kanalisieren ließen.

Kronos wird auch mit Chronos, der Zeit, gleichgesetzt.

Indem er seine Kinder verschlingt, verhindert er das Werden der Zeit, die Zukunft. Es gibt also auch keine positive Zukunftsvision, welche die schuldbeladene Abtrennung aus der Elternumklammerung positiv gewichten und so Raum schaffen würde für autonome Entscheidungen und Hervorbringungen. Kronos hatte zu seiner emanzipatorischen Tat nur den Segen der Mutter, nicht auch einer väterlichen Elterninstanz, wie sie später Zeus haben wird. Darum bleibt er muttergebunden und unerlöst. Jede Regung einer über die alte, enge Bewusstseinsgrenze

hinausweisenden Energie fließt immer nur zurück ins hermetische Gefäß des Unbewussten, in den Wiederholungszwang der entschlossenen Abwehr. Es wird kein Impuls frei zur Überschreitung der Vorurteilsgrenze. Fast sieht es so aus, als sei das Kostüm des Kronos nur eine Tarnung der Großen Mutter in ihrem verschlingenden Aspekt.

Aber Kronos ist eindeutig ein Vater, und Zeus wird später als "der Kronide" bezeichnet werden; ein Abstammungs- und Ehrentitel, womit Kronos eine hohe Würde und Auszeichnung in seiner Eigenschaft als Stammvater zugesprochen wird. Kronos leitet also eine patrilineare Götterhierarchie ein, aber von deren Nachtseite her, was in vielen symbolischen Einzelaussagen zum Ausdruck kommt.

Ich möchte diese Nachtseite näher betrachten, weil sich dort das Väterliche eng mit dem Mütterlichen berührt. Das Väterlich-Männliche unterscheidet sich ja vom Heldisch-Männlichen dort, wo es bewahrende, beschützende, bergende, Entlastung gewährende Funktion übernimmt, was an sich eine "gute" Funktion der Nacht ist.

Aber der Schutz der Nacht kann auch zu gut funktionieren und zum lichtlosen Gefängnis werden, in dem kein eigenständiges Bewusstsein aufkeimen kann. Das gilt auf der mutterarchetypischen Seite für ein gefühlsmäßiges Verharren in der Symbiose mit der Mutter, wodurch sie auch zur Todesmutter wird. Auf der vaterarchetypischen Seite entspricht der Nacht das Abwehren neuer Einsichten und der Erkenntnis der eigenen Endlichkeit.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Personifikation des Todes als männliche Gestalt, seit der Gotik als saturnischer Sensenmann mit dem Stundenglas. Einige weitere Beispiele zur inneren Verwandtschaft der beiden dunklen Pole und der Nachtsymbolik, in der sie wurzeln: In einem Nachdruck des Vollmer'schen Lexikons der Mythologie von 1874, habe ich eine Abbildung (Abb. 6) der nordischen Unterweltsgöttin Hel gefunden, die im Begriff ist, ein Menschlein zu verspeisen, sehr ähnlich den Darstellungen des Kronos-Saturn.

Die Todesgöttin Hel regiert in Niflheim über all jene, die nicht den Heldentod auf dem Schlachtfeld starben, sondern durch Alter und Krankheit weggerafft wurden. Mit anderen Worten: Sie selbst ist Alter und Krankheit, was genau der Saturnsymbolik der Renaissance entspricht. Von der Riesin Hel heißt es zudem, sie sei zur Hälfte dunkel gewesen, schwarz oder blau. Schwarz oder dunkles Blau ist auch die Farbe der indischen dunklen Muttergöttin Kali, welche einen Gürtel aus Menschenschädeln um die Hüften trägt, was genug über ihren Charakter sagt. Aus Griechenland ist die kinderfressende Lamia bekannt, eine Variation der hebräischen Lilith, Adams erster, aufsässiger und deshalb in die Apokryphen (jüdisch-christliche Schriften, die offiziell nicht in die Bibel aufgenommen wurden) verbannter Gemahlin. Alle diese fressenden Göttinnen kann man auch sehen



Abb. 6 Hel

Bemerkenswert sind auch die Belege, mit denen er die Herkunft des Kronos aus der Nachtsymbolik herleitet. So zeigt z. B. eine Abbildung (Abb. 7) aus Eleusis das Kronos-Haupt umgeben von einem dunklen Kreisband, von dem sich eine Doppelreihe heller Punkte abhebt, was die Assoziation des nächtlichen Sternenhimmels nahe legt.

Kronos ist also zugleich Sohn als auch Vertreter dieses Nachthimmels. Dasselbe Thema ist auch in einem Kalender von 354 n. Chr. aus der als Fantasien der "Vagina dentata", welche die Kastrationsängste des männlichen Bewusstseins symbolisiert, die Angst vor dem Unbewusstwerden, dem körperlichen oder geistigen Tod.

Jean Gebser leitet die Verwandtschaft des Kronos mit den griechischen Todes- und Unheilsgöttinnen, den Keren (Anm. 57), die gleichzeitig mit dem Moiren geboren werden, her. Gebser sieht in der indogermanischen Wurzel kel (Hel!) die unveränderliche, statische Höhle des "Großen Runden", in der Wortwurzel ker dann eine Tendenz zur seelischen Bewegung, welche auf ein Gewahrwerden der zeitlosen Bezogenheit von Werden und Vergehen schließen lässt. Zwischen den Wortwurzeln kel und ker liegt also ein Bewusstseinsschritt. Diese Beobachtungen führen Gebser unmittelbar zum mythologischen Bild des Kronos (Anm. 58). Auf Grund ihrer sprachgeschichtlichen Verwandtschaft sieht Gebser Kronos mit Chronos, den Gott der Zeit, als identisch an (im Gegensatz zu M. Lurker, Anm. 59).



Biblioteca Vaticana gestaltet (Anm. 60), wo das Gewand des Kronos diesem auch das Haupt bedeckt. Darin wiederholt sich das Motiv des Weiblich-Umhüllenden, denn Verhüllung und Verschleierung gehören zum Symbolkreis des Weiblichen. Ähnlich zu deuten ist die (Mond-) Sichel, die er in der Rechten hält, womit sich nun Symbolik des Bewussten (rechts) und Unbewussten (Mond), des männlichen und Weiblichen kreuzt.

So deuten also verschiedene Indizien auf die Zugehörigkeit des Kronos zum Nachtbereich und seine Affinität zum Reich des Unbewussten, Mütterlich-Nächtlichen: " … er trägt die Sichel, die ein Mondsymbol ist; und er wird verschleiert dargestellt. Der Schleier aber ist das Symbol des verhüllenden Nachthimmels … Da in dieser Form aber auch die Nacht, soweit sie personifiziert dargestellt wurde, verhüllt wird, wobei diese Verhüllung oder Verschleierung den Nachthimmel symbolisiert, dürfte es nicht abwegig sein, diese Gewandung des Kronos als eine Nachtsymbolik zu deuten." (Anm. 62)

Ein starkes Bild, das die Herkunft des Kronos-Saturn aus der Sphäre des nächtlich-Unbewussten oder auch archaisch-Vorzeitlichen belegt, ist das Tierkreiszeichen, als deren astrologischer Regent er angesehen wird, das des Steinbocks oder Ziegenfischs. Dieses Sternzeichen wurde von alters her als "Königszeichen" angesehen.

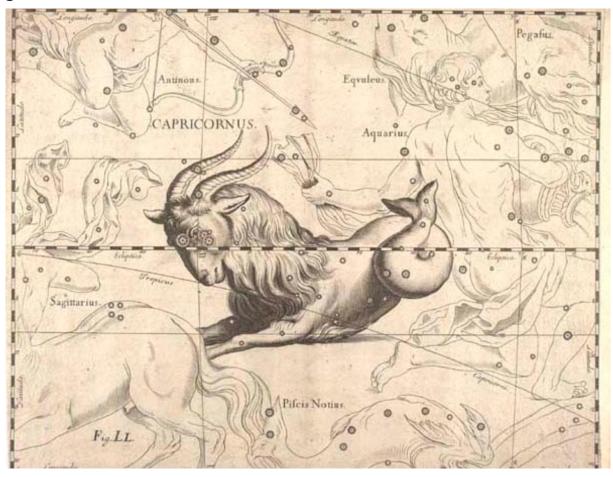


Abb. 8 Tierkreiszeichen Steinbock (Ziegenfisch)

Augustus, im Zeichen des Ziegenfischs geboren, ließ sich gern mit diesem Signum abbilden, um sich als wahrhaft göttlicher Kaiser auszuweisen, als "Kronide" gewissermaßen.

Der Vorderleib dieses fantastischen Tieres ist der eines Steinbocks, der ja als ein "König der Berge" ähnlichen Ruf und Himmelsnähe wie der Adler genießt. Gehörnte Tiere waren den Babyloniern, Ägyptern und auch den Kelten heilig an oberster Stelle, bevor das Christentum den großen Gott Pan (= All) als bocksfüßige dunkle Hörnerkreatur in Satan (!) verwandelte und zur Hölle schickte. Mit seigefräßig-gefährlichen Höllenrachen ist er dort in guter Gesellschaft der vorhin erwähnten germanischen Hel. In der Ikonographie der alten Astrologen ist jedoch



Abb. 9 Saturnus

eben nicht der Bocksteil der untere, sondern die Herkunft aus der Unterwelt wird durch den Fisch- oder Drachenschwanz des Ziegenfischs versinnbildlicht, in dem die unbewusste Schlangennatur, mitsamt ihrer "unteren" Weisheit, gefasst ist.

Im Herrschaftszeichen des Kronos-Saturn mischt sich die nächtlich-chthonische (= erdhafte, unterweltliche) Herkunft mit der himmlischen. In den Bildern der "Planetenkinder", die im späten Mittelalter verbreitet sind, fährt ein alter, bärtiger Kronos-Saturn mit Sichel oder Sense bewaffnet im schlangen- oder drachengezogenen Planetenwagen über den Himmel (Anm. 63).

Auf manchen dieser Holzschnitte oder Kupferstiche erinnert die Szene so stark an eine Abbildung, die ich vom Günstling (oder Sohn) der griechischen Korngöttin Demeter Triptolemos gefunden habe, dass mir ein Saturn als Erntegott verständlich wurde (Anm. 64).



Abb. 10 Triptolemos

Der Kronos des Hesiod ist bei aller verdächtiger "Krummsinnigkeit" ein Sohn des Himmels, des Uranos. "Krummen Sinn" aber legt Hesiod auch dem Prometheus bei, diesem Lichtbringer. Gerade diese Art "krummer Sinn" hebt Kronos, den "listigen, großen" (Hesiod) hinaus über die Geschwister, die alle in der Furcht befangen bleiben. Als einziger fasst er den Mut, die erlösende Tat zu begehen und die Königswürde zu erlangen. Als einziger ergreift er dabei den Strohhalm moralischer Rechtfertigung, welchen die geschundene Mutter allen angeboten hatte: Sie sagt, eine Vergeltung sei rechtens, denn der Vater hat zuerst die bösen Schandtaten verübt.

Wie bedeutsam diese "erste Rationalisierung der Weltgeschichte" ist, die einen tragischen Konflikt und eine unumgängliche, not-wendige Tat in eine moralische Ordnung stellt, sieht man daran, dass wörtliche Rede benutzt wird. Es liegt unüberhörbare Größe und der entscheidenden Verpflichtung bewusste Feierlichkeit, auch eine gewisse Verzweiflung, in den Worten des Kronos, wenn er wie eine Schwurformel seinen Entschluss vorträgt:

"Ich, Mutter, nehme den Auftrag an und will ihn erfüllen,

da nicht Schonung ich weiß

dem Abscheu verdienenden, eignen Vater:

Zuerst hat doch er auf schlimme Werke gesonnen." (Anm. 65)

Hier tritt der Umbruch nicht als zwangsläufige, quasi-naturhafte Konsequenz ein, sondern es bildet sich individuelle Verantwortung mit der ganzen moralischen Last des Schuldigwerdens trotz guter Gründe heraus. Hier ist wirklich eine erste Vaterfigur am Entstehen, auch wenn sie in ihrer Muttergebundenheit unselbstständig und "krumm" bleibt. Die Tat mit der muttergeschaffenen Sichel und sein angstbeladenes Gewissen werden dann gewissermaßen der nächtliche Hintergrund, von dem die revolutionäre Gestalt des Kronos sich abhebt und der ihn tragischerweise zu neuen verdunkelnden Maßnahmen greifen lässt, um seine schwer errungene Position zu halten, beziehungsweise schlau und eigenmächtig das Schicksal außer Kraft zu setzen.

Kronos lässt nicht irgendwelche unhaltbar gewordenen Verhältnisse auf sich beruhen. Er kämpft, er wagt, er will, er hat ein Ziel: Das macht ihn zum Vater einer neuen Bewusstseinshaltung, auch wenn er seinen Kindern gegenüber versagt und ihnen Gewalt antut. Und letztendlich ist es dann seine gewalttätige aktive Abwehr und Verbissenheit, welche die Situation so zuspitzt, dass man sagen könnte: Er selbst erzwingt geradezu einen Umschwung, auch wenn die ausführenden Rollen anderen Mitakteuren zufallen.

Zeus

" ... durch Gewähren gewinnen wir Freunde. Zuverlässiger ist aber der Wohltäter, da er durch Freundschaft sich den, dem er gab, verpflichtet erhält ... " (Anm. 66)

Die nächste Szene beginnt damit, dass die wieder schwangere Rheia das zwanghafte und destruktive Treiben ihres Gatten nicht länger erträgt, und sich an die Eltern um Rat wendet, wie sie ihr erwartetes Kind vor dem furchtbaren Vater retten kann. Schon die Umstände vor der Geburt weisen darauf hin: Zeus, Dias, der zum "Vater der Götter und Menschen" bestimmte, wird ein Heilsbringer sein, ein Retter, ein Lichtsohn. Sein Name bezeichnet ein Leuchtendes und mag von der indogermanischen Wurzel dei (= leuchten) abgeleitet sein (Lurker, Götter und Dämonen). Mit ihm bricht der Tag (lat. = dies) an, die Tages-Zeit (Anm. 67) des wachen Bewusstseins und der Befreiung des Willens aus den Banden der verdunkelnden Schicksalsmacht, der affektiv-unbewußten Zwänge. Seine Ankunft in der Welt ist begleitet von den typischen Merkmalen des Erlösers und Hel den: Weissagung, Gefährdung seines Lebens, Hilfe durch höhere Mächte, Aufwachsen im Verborgenen. Nur mithilfe von "Ahnenwissen" kann er dem Bann seines Vaters, dem alten bösen König, entzogen werden.

Auch für die Psychodynamik des Individuums gilt, dass die Hervorbringung der erlösenden Kraft nicht voraussetzungslos und ohne Schwierigkeiten geschieht. Erst das Durchlittenhaben bestimmter Entwicklungsschritte, welches ein "Älteres", Weiseres herauskristallisiert und über die unmittelbare Affektverwicklung hinaushebt, macht den Umschwung im festgefahrenen Muster möglich. Im Mythos werden psychologische Reifeprozesse oft durch die schicksalhaften Erfahrungen innerhalb der Generationenfolge illustriert.

Die Großeltern des Zeus, wo sie als beratende Einheit auftreten, verkörpern eine archetypisch väterliche, weil durch gelebtes Leben und Leiden gewordene Instanz, ohne die Zeus nicht über die negative zwangsfixierte Affektbeziehung des Kronos zu seinen Kindern hinausgelangen könnte.

Der Generationenabstand, aus dem heraus Gaia und Uranos als Großeltern annehmbaren Rat geben können, stellt die triangulierende und damit fördernde vaterarchetypische Dimension dar und entspricht einer durch Reife erworbenen Fähigkeit der Distanz zur Affektebene. Ein typisches Merkmal dieser Instanz ist, dass sie die Erfahrung der Vergangenheit dem Bewusstsein eingearbeitet hat und aus dem Überblick über die spezifischen Bedingtheiten einstigen Versagens oder Gelingens eine wahrscheinliche Voraussage für die Zukunft destillieren kann. Der zeitliche oder räumliche Abstand, im Mythos ausgedrückt durch das Alter und den Aufenthalt in himmelhoher Entfernung (Uranos) oder abgründiger Urtiefe (Gaia), die im sphärischen Denken im Unendlichen vereint sind, schafft einen weiten Horizont, eine übergeordnete Ebene der verallgemeinernden Sicht.

Die Ureltern also, welche von überlegener Warte aus die Situation in jeder Richtung überblicken, greifen mit Rat und Tat ein, um die Geschichte ihrem Kulminationspunkt zuzutreiben. Die riesige Gaia selbst (eine symbolisch hochwichtige Tatsache!) nimmt sich des Zeus an mit dem ihr eigenen Mutterwitz, ihrer Mutterweisheit,

"um ihn im breiten Kreta zu nähren und dort zu erziehen; kam, nachdem sie durch schnelle, finstere Nacht ihn getragen, dort nach Lyktos, der frühesten Stätte, und barg mit den Händen ihn in der schroffen Grotte tief in der heiligen Erde unter dem Berg Aigaion, dicht mit Wäldern bestanden; windelte dann einen mächtigen Stein und gab ihn dem großen Herren, dem Sohn des Uranos, König der früheren Götter.

Der nahm ihn in die Hände und schlang ihn hinab in den Magen ... " (Anm. 68)

Auffallend ist, wie viel hier "mit den Händen" getan wird. Es zeigt, dass es um die Konkretisierung geistiger Vorstellungen geht; dann die helfende Rolle der Gaia, die echtes Interesse zu haben scheint an der Verwirklichung einer neuen Bewusstseins stufe, im Gegensatz zur Göttinnengestalt der Vorzeit. Selbstverständlich sind Unannehmlichkeiten zu überwinden, durch die finstere Nacht geht es zuerst, und auch die "schroffe Grotte" als Aufenthaltsort hört sich nicht besonders anheimelnd an, kaum beneidenswerter, als derjenige der Geschwister in der innerleiblichen Höhle des Kronos. Aber Zeus wird dort wunderbar genährt werden im "breiten", mütterlichen Kreta, und vor allem: erzogen. Das ist ein völlig neues

Wort in der Göttergeschichte, aus dem man ablesen kann, dass geistesgeschichtlich eine neue Kulturstufe, die nämlich der großen Erzieher beginnt, ohne welche keine patriarchale Kultur denkbar ist, und in welcher der Wert des "Kindes" (in seinem ganzen symbolischen Spektrum) und der paideia (Erziehung und Bildung des Menschen) erst wahrgenommen wird.

Dass als erste Erzieherin Gaia genannt wird, spricht nicht gegen das Vorhandensein eines väterlichen Archetypus. Vielmehr wird er an dieser Stelle erst wirksam entfaltet, nachdem Uranos und Kronos sich als noch nicht sehr geeignet für diese Rolle erwiesen hatten. Wie Gaia erzieht, wissen wir nicht, aber zum Beispiel ist schon Vaterarchetypisches enthalten in der Absonderung und Entfernung des Zeuskindes von der leiblichen Mutter. Außerdem wird in nicht-hesiodschen Erzählungen berichtet von der Anwesenheit einer Schar Jünglinge (Kureten), die bei der Höhle geräuschvolle Waffentänze aufführten, angeblich um das Weinen des Kindes zu übertönen (Anm. 69). Man kann in dieser Jünglingsgruppe einen Hinweis auf Initiationshandlungen von der uranisch-männlichen Seite her sehen, die hier inszeniert werden, um die Ablösung des Zeus aus der Mutterabhängigkeit zu bewirken. Jedenfalls sorgt Gaia für Erziehung, welches Wort an sich schon die Anwesenheit eines Väterlichen beweist, denn Erziehung ist geknüpft an einen kulturellen Kontext und dessen Werte und Ziele, die sich hier mit Sicherheit auf Bewusstseinsstärkung beziehen.

In anderen nicht-hesiodschen Zeusgeschichten wird der Göttersohn von der Ziege Amaltheia genährt. Zeus wird sie später zum Dank als Sternbild Steinbock an den Sternenhimmel versetzen (Anm. 70).

Es wurde schon beschrieben, dass das Zeichen Steinbock dem Kronos-Saturn zugeordnet ist. Man könnte vielleicht auch sagen, dass in der Ziege Amaltheia eine unbewusst weiblich-fördernde Seite des Kronos am Werk ist, oder die noch unbewusste positiv-väterliche Kraft, die ohne weibliche Anteile nicht denkbar ist. Während im Vordergrund der brutale Machtwille scheinbar nur auf Vernichtung aus ist, arbeitet der "krumme Sinn" subversiv schon wieder in der anderen Richtung und ist am weiteren Ausspinnen des Komplotts gegen die untragbaren Verhältnisse beteiligt.

Zeus nämlich, in der kretischen Abgeschiedenheit zum Manne gereift (und erzogen), begibt sich zuallererst zur Titanengöttin Metis, die ja wohl eine Schwester des Kronos, also auch wieder seine intuitiv-weibliche Seite ist. Das griechische Wort, das Hesiod für die "Krummsinnigkeit" des Kronos benutzt, ist nun aber "agkilometis", wobei "agkilos" = krumm, verschlagen, hinterlistig bedeutet und "metis" = Plan, Rat, Anschlag, was gängigerweise als "Sinn", als etwas klug Geplantes, auf ein Ziel Gerichtetes übersetzt wird. Metis ist also die Personifikation der Fähigkeit zum klugen sinngerichteten Planen und Raten, sie ist die Weisheit selbst.

Zu ihr führt des Zeus' erster Gang. Zeit seiner Herrschaft wird es so bleiben, dass er Rat bei der göttlichen Seelenweisheit in Gestalt wechselnder weiblicher Göttinnen sucht. Und genau darin liegt seine väterliche Stärke, die ihm die Beinamen des "weithinschauenden", "um ewige Ratschlüsse wissenden" eingetragen haben, dass er stets die Rückverbindung zu den weiblich-seelischen Urquellen sucht und sich des tiefen Ursprungs seiner Macht darin bewusst ist. Es ist dies auch der wesentliche Unterschied zwischen ihm und Kronos.

Der furchtbare Vater, der nichts will, als Herrschaft um jeden Preis, ist von den Wurzeins des Seins abgeschnitten. Er verdrängt alles, was "von Unten" kommt, seien es Wünsche, Bewusstseinskeime, seelische Regungen.

Der gute Vater hingegen hört auf den Rat und Sinn seiner Seelentiefe. Er verachtet sie nicht und verdrängt sie nicht, um "absolut" (= losgelöst) zu sein, weil er weiß, dass sie die Basis ist, ohne welche auch er selbst mitsamt seinem enormen Bewusstsein und seiner Macht nicht wäre. Metis rät Zeus, sich an seine Mutter zu wenden, damit sie ihn zum Mundschenk des Kronos macht (Anm. 71). Was er diesem dann eintränkt, ist eine bittere Wahrheit. Mit Senf und Salz vergällt er ihm den Honigtrank seiner Größenillusion, und dem Zwang der Mutter Natur folgend muss Kronos hergeben, was ihm nicht zusteht: die Kinder und die Macht. Es ist nicht ohne Ironie, dass dieses einfache Hausmittel aus der Apotheke der Rhea-Era den gewalttätigen Tyrannen zum ohnmächtig seinen Körperreaktionen Ausgelieferten macht.

Zuerst erbricht er den Stein, der Zeus' Existenz gerettet hat, und sogleich sehen wir, dass dieser seine Lektionen in der großelterlichen Schule gelernt hat.

Als erste Tat nach der Befreiung der Kronoskinder nimmt Zeus den schicksalhaften Stein, diese massive und langlebige Frucht der Erde und "rammte" ihn (Anm. 72):

```
" ... am Fuß des Parnassos ein im geheiligten Pytho,
künftig ein Zeichen zu sein, ein Staunen den sterblichen Menschen."
(Anm. 73)
```

Indem Zeus diesen Stein in Delphi, dem Sitz des Orakels der Pythia, installiert, ergreift er ganz eindeutig Besitz von dieser ursprünglich der Muttergottheit geweihten Stätte. Es ist aber auch ein Zeichen der Verbindung, das ihn selbst an die Erde bindet, und damit auch den Menschen. Insofern ist es eine vorbildliche religiöse (d.h. "zurückbindende") Tat, eine Rückerstattung, ein Tribut. Gewiss ist es auch ein phallisches Symbol der Aufrichtung nach der Wiedergeburt aus dem Rachen des Todes und eine Manifestation der dritten Dimension, die aus der unbewussten Horizontallage des Bewusstseinsschlafs herausführt zur Höhe hin, und eine Demonstration des Aufrechten, des Eigen-Seins, dessen Bedeutung Ingeborg Clarus in "du stirbst, damit du lebst" für Ägypten herausarbeitet (Anm. 74).

Seine nächste Tat gilt einer weiteren Befreiung (einer seiner späteren Beinamen ist Eleutherios = der Befreiende), nämlich der Brüder des Vaters aus Uranos' Stamm, den Kyklopen (einäugige Riesen). Kronos hatte sie bei seinem Machtantritt in Fesseln gelegt, vermutlich, weil er ihre archaische Undifferenziertheit und Rivalität fürchtete und dadurch einen Rückfall ins Chaos. Nachdem der dunkle Vater sie martialisch eingeschränkt hat, fällt dem Lichtsohn Zeus jetzt die angenehme Rolle des Retters und Wohltäters zu. Voll der Dankbarkeit statten die Kyklopen ihn mit Blitz und Donner aus und schenken ihm "feuriges Gleißen". Eindrucksvolle Machtinsignien sind dies, die früher Gaia verborgen hielt (Anm. 75).

Tatsächlich gehören alle Naturphänomene, welche in der Frühzeit des Menschen als machtvolle Numinosa empfunden wurden, ursprünglich zur Ausstattung der Muttergottheiten. Wenn sie nun an Zeus weitergegeben werden, so ist das eine Konsequenz der bewusstseinsmäßigen Machtverschiebung vom Matriarchat zum Patriarchat hin. Ihm, Zeus, wird die Verantwortung übertragen, er ist ausersehen als "Vater der Götter und Menschen" Weiter ist bei Hesiod von einer bemerkenswerten Eigenschaft die Rede, ohne die der positive Vater nicht auskommt, und die in der bisherigen Göttergeschichte nicht vorkam, von Vertrauen (Anm. 76). Der junge König hat, im Gegensatz zum krumm sinnigen, misstrauischen alten, die Fähigkeit, Göttern und Menschen vertrauend zu begegnen.

Vertrauen ist eine beziehungschaffende Qualität und gehört streng genommen auf die Seite der weiblichen Eigenschaften, denn es setzt die Erfahrung verlässlicher mütterlicher Fürsorge voraus und zeitigt Hingabefähigkeit. Vertrauen ist die Frucht einer gelungenen Mutterbeziehung, die an der richtigen Stelle Ablösung erlaubt durch die Richtung des Interesses auf ein Anderes, diese Beziehung Bereicherndes und Übersteigendes. Dieses Andere übernimmt die Funktion des triangulierenden Dritten indem es eine Aufgabe, einen Be-Ruf in Aussicht stellt. Die Berufung des Zeus, durch Weissagung ergangen, ist die des Lichtbringers und Vaters: Er ist Lichtsohn und Lichtvater in einer Person.

Vertrauen wird übrigens im athenischen Stadtstaat zur wichtigen politischen Säule werden, wie wir aus der berühmten Totenrede des Perikles wissen (Anm. 77).

Auch die nächste Tat des Zeus gilt einer Befreiung aus unterirdischer Enge und Nacht ans Licht "nach dem Ratschlag [metis!] der Gaia" (Anm. 78): Kronos hatte seine Brüder Briáreos, Kottos und Gyges, die Hundertarmigen, Fünfzigköpfigen, ihren Riesenkräften argwöhnisch misstrauend, tief in die Unterwelt verbannt.

Diese drei:

" ... gewaltig und roh, man darf sie mit Namen nicht rufen, Kinder voll Hochmut und Stolz ... " (Anm. 79) werden die anschließende Schlacht gegen die Titanen zu Gunsten des Zeus und seinem Gefolge entscheiden, ohne sie hätte der über zehn Jahre währende Kampf noch länger angedauert, das heißt, an ein geordnetes, friedliches Reich wäre nicht zu denken gewesen. Zeus hat die Hundertarmigen, genau wie die Kyklopen, durch seine Wohltat elegant auf seine Seite gebracht.

Kronos hatte die innere Freiheit zu solcher Großmut noch nicht, das muss man sich vor Augen führen: Kräfte, die so roh, gewaltig und mit stolzer magischer Kraft aufgeladen sind, dass man sie nicht beim Namen nennen darf, verkraftet ein erst erwachender Wille kaum. Kronos hat getan, was er in seiner Situation tun musste, um den ersten Schritt zur Bewusstheit hin zu tun: er hat diese monströsen Naturgewalten mit klarer Entschlossenheit so weit weg verbannt, verdrängt, wie irgend möglich. Erst Zeus kann sich ihre Befreiung leisten, und nur, weil er von der Urmutter autorisiert ist und gute Beziehungen zu ihr pflegt. So wächst ihm von der dunklen Seite der Natur her positive und entscheidende Kraft zu. Weder hätte er ohne Blitz und Donner der Kyklopen den Kampf gewinnen können, noch ohne die Hundertarmigen, deren einen er sich sogar zum Schwiegersohn macht. Zu dritt aber übernehmen sie nach dem Sturz der Titanen, so tief, wie ein Amboss Zeit braucht um neun Tage und neun Nächte zu fallen, die Bewachung des Tartaros, Grenzwächter nun, nicht Verdrängte.

Zeus ist jetzt Alleinherrscher im Himmel und die Geschichte könnte an ihr glückliches Ende kommen. Aber möglicherweise ist ihm sein Sieg doch etwas zu Kopf gestiegen und er ist schon im Begriff, ihn allzu erhoben und erhaben nur als sein Verdienst zu sehen. Jedenfalls sieht sich Gaia bemüßigt, ihn noch einmal massiv herauszufordern. Sie zeugt nämlich mit dem Tartaros zusammen einen Sohn namens Typheus oder Typhon, eine wahre "Ausgeburt der Hölle". Er ist unglaublich grässlich anzuschaun, entfaltet bei seinem Auftritt ein wahrhaft apokalyptisches Hör- und Schauspiel und ist schier un-bezwinglich in seiner Furchtbarkeit. Man meint, es müssten noch einmal alle kämpfenden Götterscharen aufgeboten werden, um ihm beizukommen, so ungeheuerlich kommt er daher. Doch gegen Typhon muss Zeus nun allein antreten. Es ist sein Heldenkampf. Er gewinnt ihn und wirft den übel zugerichteten Gaia-Sohn "zornigen Sinns in des Tartaros Tiefe" (Anm. 80).

Doch völlig unter Kontrolle wird er dieses gefährliche Alter-Ego nie bekommen. Denn des Typheus Hinterlassenschaft sind die rasenden, tobenden Stürme, die das Land verheeren und den Seeleuten den Tod bringen. Kein Gott, auch Zeus nicht, kann vor ihnen schützen. So verschwindet also des dunklen Bruders Wesen nicht ganz aus der neuen Ordnung. Mit diesem Schönheitsfehler hat sich auch der "höchste der Ewigen und an Stärke der größte" (Anm. 81) abzufinden.

Es gibt kein besseres Mittel gegen Größenwahn.

Dieses Detail, dass Zeus zwar auch den letzten, entscheidenden Heldenkampf gegen Typheus gewinnt, aber doch an eine überraschende Grenze seiner Macht kommt, halte ich für das ausschlaggebende Moment, das ihn über den Heldenstatus hinausbringt und vollends fähig macht, die "Vaterschaft", die Herrschaft zu übernehmen

Der Herrschaftsantritt des Zeus unterscheidet sich nun auch völlig von dem des Kronos. In ihm spiegeln sich seine Befreiungstaten als die Freiwilligkeit, mit der ihn die anderen Götter zum König wählen ebenso, wie das Vertrauen, das er in alle gesetzt hat, zu ihm zurückkehrt. Und doch – ist es denn sein eigenes Verdienst?

"Aber als die seligen Götter die Mühsal beendet, sich im Streit um die Ehren mit den Titanen gemessen, wählten sie den weithin schauenden Zeus, den Olympier, nach dem Ratschluss der Gaia, König und Herrscher zu werden über die Götter. Und gut verteilte er ihnen die Ehren." (Anm. 82)

"Nach dem Ratschluss der Gaia" also wird er zum König gewählt. Und er erweist sich ihres Ratschlusses würdig, indem er die Ehren gut verteilt.

Teilen bedeutet Verzicht auf Omnipotenz. Damit kommt auch an dieser Stelle zum Ausdruck, dass er zur Grenzsetzung sich selbst gegenüber fähig ist, zu Verzicht und Selbstbeschränkung, die andererseits auch wieder seine Souveränität ausmachen. Die Macht teilen heißt auch, Vertrauen in eine Gemeinschaft setzen. Auch auf diesem Gebiet ist das griechische Bewusstsein unter der Führung der olympischen Göttergemeinschaft zu neuen Ufern aufgebrochen.

Die nächste Tat beweist ebenfalls Konsequenz: Zeus nimmt Metis, zur Gemahlin, die kluge Ratgeberin bei seinen ersten emanzipatorischen Schritten. Lange soll ihr Glück allerdings nicht währen, denn plötzlich fällt etwas wie der Schatten des Kronos über die glanzvoll erleuchtete Bühne. Metis wird schwanger, und das Großelternorakel sagt voraus, sie werde zuerst eine Tochter (Athene) gebären, hernach jedoch einen Sohn als künftigen König.

Die Lage wird heikel. Säße das neue Herrschertum stabil im Sattel, wäre das neue Bewusstsein genügend in sich gefestigt, das Kräfteverhältnis zwischen Gegebenem und Gewordenem hinlänglich geklärt, so müsste eigentlich Zeus diese Nachricht gelassen oder sogar erfreut hinnehmen können. Er hat große Taten getan, eine neue Ordnung installiert. Eine lange glanzvolle Regierungszeit liegt vor ihm, während der er sich, zusammen mit der ihm "angetrauten" Klugheit, in den verheißenen Kindern die Nachfolger heranziehen könnte, die er sich zum Wohle des Ganzen wünscht. Doch scheint dieser weibliche Weisheitsaspekt, den Gaia, Rhea und Metis verkörpern, noch außerhalb von ihm zu liegen. Es hat noch keine befriedigende persönliche Anverwandlung stattgefunden. Es fehlt noch ein

Schritt der Verinnerlichung, und wie dieser zu machen sei, wird von Hesiod wieder als von Gaia und Uranos souffliert dargestellt. Es ist eine Entscheidung der Elterninstanz, die außer dem Mutterwitz auch eine rationale vaterarchetypische Komponente und eine schon geläufige "Krummsinnigkeit" enthält. Auf Anweisung der Eltern

" ... täuschte ihr [Metis] Zeus mit falschen, schmeichelnden Worten listig den Sinn und barg sie selber im eigenen Leibe, wie es Gaias und des gestirnten Uranos Ratschlag.



Abb. 11 Thronender Zeus

... dass die Göttin mit ihm dort Gutes und Böses bedenke." (Anm. 83)

Im Klartext: Zeus verschluckt Metis.

Damit ist die Integration des Weiblichen in die "Psyche" des Zeus, das heißt, auf der Ebene des kollektiven Ideals, scheinbar perfekt. Wie wenig gefestigt sie tatsächlich ist, zeigen vielleicht die vielen nachfolgenden Liebesabenteuer des Zeus, beziehungsweise sein ewig gespanntes Verhältnis zu Hera. Ich fürchte, unsere intrapsychischen Zeusse befinden sich immer noch auf diesem Niveau

Ganz unproblematisch ist das "Bergen" im eigenen Leibe auch im Fall des Zeus nicht. Mit der Kronos-Geschichte im Hintergrund hinterlässt es ein beunruhigendes Gefühl des geschickten Euphemismus, der listigen Rationalisierung, das es

durchaus wachzuhalten gilt, auch wenn dieses entschlossene Einsetzen strategischen Vorgehens im historischen Kontext gewürdigt werden muss.

Es ist zweifellos das Anliegen Hesiods, in der Theogonie alle Geschehnisse auf die Notwendigkeit der Herrschaft des Zeus hinzuführen und deren Dauerhaftigkeit zu verkünden und zu bekräftigen. Zeus vereitelt einen allzu frühen Machtwechsel nicht aus schierem Eigennutz. Zuvor schon hat er durch seine Taten bewiesen, dass er nicht für sich allein "Großes sinnend" (Anm. 84) ist, sondern auf die Etablierung einer neuen Einstellung des Bewusstseins auf breiter Ebene hinarbeitet und dies mit weittragenden gemeinschaftlichen Konsequenzen. So will er die Weisheit der Metis nicht unterdrücken nach dem Kronos-Muster, sondern mit ihrer Hilfe eine neue Moral installieren (im Innern Gutes und Böses bedenken).

Auch wird er das beträchtliche erfinderische Ingenium, das aus seiner Verbindung mit Metis entsteht, nicht aus blindem Machtinteresse (wie Kronos) unter Verschluss halten, sondern die gemeinsame Tochter Athene zur rechten Zeit dem



Abb. 12 Zeus mit den Göttern des Olymp

Wohl der Gemeinschaft zukommen lassen. Gewiss wird das keine "natürliche" Geburt sein können, aber ist nicht alle Kunstfertigkeit, Wissenschaft und Staatskunst (die "Patronate" der Athene) in sich schon opus contra naturam, Werk gegen die Natur? Das Bild der aus dem väterlichen Haupte entspringenden Jungfrau, versucht vielleicht gar nicht so sehr, das Paradigma vom weiblich- Gegebenen im Ganzen umzustürzen, wie manche Feministinnen vermuten. Wahrscheinlich ist eine Entwertungsabsicht des "Nur-Weiblichen" dabei, die sich aber durch ihre Durchsichtigkeit und die Abstrusität des Bildes der Kopfgeburt (bzw. die Scheußlichkeit des mit der Axt gespaltenen Zeus-

schädels) selbst entlarvt. Ich würde in diesem vielleicht unter viel Kopfzerbrechen entstandenen Mythem lieber den Versuch sehen, die natürliche weibliche Fruchtbarkeit zu ergänzen mit einem Bild der Schöpferkraft des Bewusstseins, welches eben per Definition dem Männlichen und dem Kopf zugeordnet ist.

Dass die Dame Athene "mit den strahlenden Augen" (Homer) eine Jungfrau ist und bleiben wird, kann auch als Mittel gesehen werden, die Androgynität alles Menschlich-Schöpferischen auszudrücken. Doch zurück zur historischen Bedeutung der Uranos-Kronos-Zeus Trilogie. Sie muss als psychologischer Stufenbau gesehen werden in einem Reifungsprozess des Bewusstseins, das darauf abzielt,

sich aus der Knechtschaft durch das übergewichtige Magische herauszuarbeiten, das die ewige Wiederkehr des Gleichen predigt und dem Menschen keinen Fort-Schritt in Bezug auf Selbst-Bewusstsein lässt, kein Licht. Die Vielheit der Olympier differenziert die alten allzu dicht besetzten, allmächtigen Gottesbilder und macht sie auf diese Weise dem Denken und der Selbst-Reflexion, wichtigen Erwerbungen der patriarchalen Phase, zugänglich. Und ihr Herrschaftssitz wird aus den Höhlen im Inneren der Berge (dessen Äquivalent das Palastinnere des anax ist), hinaus- und hinaufverlegt in die direkte Berührung mit dem Licht (Olymp als Sitz der Götter, der Marktplatz als zentraler Ort der menschlichen Weltanschauungsbildung).

Zeus ist der Protagonist des neuen Selbstbewusstseins. Immer wird er dem magisch-Mütterlichen Tribut zollen und an die Fügung gebunden sein. Er setzt das Schicksal nicht außer Kraft, aber er macht eine neue Einstellung dazu möglich. Die olympischen Götter waren nie "absolut", sondern quasi "die besseren Menschen". Sie sind Gewordene, wie die Menschen auch und bis zu einem gewissen Grad Vorbilder. Aber sie wurden " … niemals mit dem höchsten Sein alles Seienden verwechselt. Wie die Menschen, waren auch die Götter von der Großen Mutter geboren worden. Zwar stärker und mit längerem Leben bedacht als jene, waren sie doch deren Brüder … Im Grunde waren sie Archetypen des griechischen Stadtstaates, und mit seinem Untergang gingen auch sie." (Anm. 85)

Die Göttertriade Uranos-Kronos-Zeus

"Ducunt fata volentem, nolentem trahunt – Den Willigen führt das Geschick, den Unwilligen zerrt es." (Anm. 86)

Ob wir es seinsgeschichtlich oder individualgeschichtlich, philosophisch oder psychologisch betrachten: Vom Augenblick seiner Geburt an erfährt der Mensch das Eingreifen eines Anderen, Äußeren, Fremdartigen. Inwieweit es tatsächlich außerhalb liegt oder eine Projektion dorthin ist, kann rational nicht geklärt werden. Aus einem bestimmten Blickwinkel sieht es so aus, als lägen die Voraussetzungen aller menschlichen Erfahrung keimhaft in jedem Einzelwesen beschlossen. Es bedarf aber dann eines entsprechenden Bildes oder Anreizes, von einem irgendwie entgegengesetzten Pol her, der als das "Andere" empfunden wird, um sie zur Entfaltung und Reifung zu bringen. Diese Polarität oder, wie Neumann sagt, "Doppelfüßigkeit" aller Lebensmuster, scheint ein geheimnisvolles Grundprinzip der Schöpfung zu sein.

Je weniger entwickelt das Selbst-Bewusstsein als ein Wissen um innere Vorgänge und gestaltende Gesetzmäßigkeiten ist, desto ausschließlicher scheint uns die hervorrufende Kraft als namenloses, unbegreifliches Schicksal ins Dasein einzubrechen. Es ist dann wie ein fremd von Außen Geschicktes, wie von einem unbekannten anderen Ort. Wo aber ein "Anderes" ist, muss zuerst ein "Eines" da

sein. Man könnte sagen, dass das "Eine" immer der gerade vorherrschende Zustand ist, das momentan Bestehende, Gegebene, welches ein wie auch immer geartetes Gefühl von Existieren gibt.

Die Römer haben das, was wie von außen geschickt aussieht (das "Geschick") fatum genannt oder auch in der Mehrzahl fata. Das Wort fatum hat viele Bedeutungen: Götterspruch, Weissagung, Schicksal, Weltordnung, Bestimmung, Untergang, Tod Verhängnis. Es ist etwas, was dem menschlichen Willen begegnet und einen unausweichlichen Zwang ausübt. Mir ist keine wissenschaftliche Grundlage für eine etymologische Verwandtschaft zwischen lat. fatum und dem deutschen Vater bekannt, obwohl dieser noch im Althochdeutschen fater geschrieben wurde. (Die Verbindung von Vater und lat. vatus (= Seher, Prophet) soll in einem späteren Kapitel betrachtet werden.)

Die germanische Rune fa jedenfalls ist das Zeichen des Väterlichen in seiner zeugenden, erdhaften Bedeutung, handfeste Potenz und reales Resultat (Anm. 87). Die Rune fa ist dem Freyr, dem ältesten Vatergott zugeordnet, der noch nicht durch die höheren Einweihungen eines Odin die Gebundenheit im "Unteren" transzendiert. Was ihm Wirksamkeit und Daseins recht verschafft ist sein Phallus, und sein Insignium ist der aufrecht gestellte Stein, auch der Pfahl, mit dem er seine stofflich wirksame Präsenz im weiblichen Heiligtum markiert und vollendete physisch-physikalische Tatsachen schafft, ein Faktum (von lat. facere = machen), ein Gemachtes

Tat-Sache und tatsachenschaffend (res, Realität) ist auch das, was die Lateiner mit fatum benennen, ob es sich nun als Götterspruch, Weissagung, Bestimmung oder Verhängnis im Leben manifestiert. Es ist der "Pfahl im Fleisch", das, was entgegensteht, ob es unvorhersehbar und wie aus einer fremden Welt plötzlich auftaucht oder sich in den Weg stellt als ein durch vergangene zeugende Handlungen Entstandenes, als faktisch Gewordenes. Immer ist damit eine Herausforderung verbunden, über einen erreichten Zustand hinauszugehen und ruhende Keimanlagen zur Entfaltung zu bringen. Diese unausweichliche Notwendigkeit der Konfrontation des Seelischen mit dem, was seinen ruhigen Fluss durch schiere faktische Präsenz aufrührt und so eine neue Qualität erzwingt, kommt in einem Bild von eindringlicher Wucht zum Ausdruck bei Hölderlin in Hyperion:

"Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte, stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände." (Anm. 88)

Mir scheint, dass die Trias Uranos-Kronos-Zeus nicht nur Entwicklungsstufen des Väterlichen darstellen, sondern über diese Rollen hinaus eine Entwicklung der Einstellung gegenüber dem fatum.

Während Uranos sein Schicksal noch als ein katastrophal von Irgendwo einbrechendes blind erleidet, stellt Kronos der fatalen Weissagung bereits seine eigene Sicht kämpferisch entgegen, auch wenn sie, wie alle Trotzhandlungen, die im

Neinsagen stecken bleiben, kurzsichtig und selbstquälerisch ist. Zeus erst ist endlich zur Einsicht die Weitsicht gegeben beziehungsweise eignet er sich diese an, verinnerlicht sie, indem er Metis verschluckt. Damit kann er das Schicksal sehend erfüllen und, wo nötig, "mit Geschick" handhaben.

Psychologisch betrachtet bedeutet diese stufenweise sich vollziehende Einsicht sinngemäß folgendes. Auf der Ebene des Uranos, der nur auf seine nächtlichen Vergnügungen fixiert ist, sind wir blind für die Realität. "Nächtlich" bedeutet mutterfixiert, unbewusst. Es heißt bei Hesiod, dass Uranos Gaia von allen Seiten umhüllt habe (Anm. 89) und dass er sich endlos dehnte (Anm. 90). Darin ist deutlich sein Zustand der Allausgebreitetheit in der frühkindlichen Symbiose ausgesprochen, die Freud das Stadium des "primären Narzissmus" nannte. Solche Wünsche nach bedingungsloser Konfliktlosigkeit und totaler Erfülltheit können auch das Erwachsenenleben beherrschen, wenn die Bindung an die Mutter (und ihre Äquivalente) nicht durch Anwesenheit einer positiv und persönlich besetzbaren väterlichen Kraft trianguliert wurde.

Was gemeinhin als Narzissmus (Anm. 91) gilt, ist gut charakterisiert durch ein Grundgefühl der Uferlosigkeit und Unfähigkeit zur Abgrenzung. Alle narzisstische Lust will Verschmelzung in Ewigkeit und es kann nur dann Lust empfunden werden, wenn die Illusion unbegrenzter Wunscherfüllung hergestellt ist. Wo die eigene Größenvorstellung nicht genügt, muss sie angereichert, aufgefüllt werden durch Größenprojektionen und durch Leugnung irgendeines Anderen, das Eigen-Existenzberechtigung hätte. Unendlich groß oder unendlich nichtig sind die einzigen Kategorien, wo grenzenlos Gefühle herrschen. Dann kommt das Schicksal als unbegreiflicher Einbruch, denn differenzierende Gefühlswahrnehmung geschieht erst durch eingrenzende Begriffsbildung, Abtrennung, Objektivität. Auch kommt das Schicksal als namenloses Fremdes, denn das Namengeben ist eine Funktion ordnender Beziehung und erfordert ebenfalls objektive Distanz, dazu Anerkennung, Bekanntwerden mit einem Anderen, Würdigung seiner Andersartigkeit.

Wer sich also vom Schicksal wie vom Blitz oder von Kronos schrecklicher Sichel getroffen fühlt, muss sich fragen, wo er vermieden hat, sich einen klaren Begriff von den realen Verhältnissen zu verschaffen, und lieber grenzverwischende Nacht walten ließ. Dies gilt für Außen und Innen. Wenn wir der gegensätzlichen Strebungen in unserem Innenleben sehr unbewusst sind, wenn dort die Gegensätze noch in ungetrennter Vereinigung miteinander verhaftet sind und wir ihr Rumoren am liebsten auf ewig unbeachtet ließen, dann kann es sein, dass wir von demjenigen Pol, der auf Wachstum und Äußerung drängt, überwältigt werden wie durch ein Gottesgericht, ein fatum, das wir blind und hilflos erleiden.

Auch Kronos erleidet, aber nicht mehr blind. Das unkalkulierbare fatum ist zum inneren vatus geworden, zum Seher, der ihm mitteilt, was die Eltern- beziehungsweise Gewissensinstanz für die Zukunft vorausschaut. Kronos sieht, was sich aus der Erfahrung der Vergangenheit für ihn ergibt. Vor allem ist er sich der Macht seines eigenen entschiedenen Handelns bewusst, welches er jetzt dem Gewicht der Weissagung als ein entschlossenes "Trotzdem" entgegenhält, so wie er der ewigen Verschmelzungssehnsucht und dem monströsen Urzeugungs-Automatismus sein "Nein" entgegensetzte.

Er ist in der Situation eines Menschen, der sich mit einem heroischen Kraftakt aus dem Bann des Unbewussten hat befreien müssen und sich dabei beachtliche Ich-Kräfte erworben hat. Doch ist sein Ich schwer überschattet von der emanzipatorisch notwendigen Schuld. Es ist kein Zufall, dass die Symbolik des Kronos-Saturn im 15./16. Jahrhundert in seiner ganzen Schärfe und melancholischen Niederdrückung wieder auflebt. Das Erschrecken über die eigenen Geisteskräfte, durch deren Gebrauch man sich in dieser Zeit vom hergebrachten Gottesbild zwangsläufig abtrennte, erzeugte einen Rückfall in ein tiefes Gefühl der Verlorenheit, an ein feindliches Schicksalswalten. Aber zugleich forcierte es einen mächtigen, rastlosen Drang, sich immer weiter der Geheimnisse der Welt zu bemächtigen und damit dem Unvermeidlichen die Kraft der neuen Ich-Position entgegenzusetzen.

Überall wo mit dem Mute der Verzweiflung Ideale, Vorstellungen und Ziele verfolgt werden in oft selbstschädigender Radikalität und mit entsprechenden paranoiden Schattenprojektionen, kämpft Kronos um die Macht der Selbstbehauptung. Er kämpft gegen ein geschichtsloses Versinken seiner teuer erkauften Handlungsfähigkeit im Strom der naturhaften Wiederholungen, kämpft gegen alles, was ihn zwingen könnte, die Aufrechterhaltung der handelnden Aktivität loszulassen, kämpft gegen die Natur. In der Psychologie Freuds entspricht diese psychische Haltung der Identifikation mit der väterlich-phallischen Kraft, aus Angst vor dem Rückfall ins Unbewusste (= Freuds Inzest mit der Mutter).

Die Gefahr, in dieser Position stecken zu bleiben, besteht sowohl für das Individuum im Prozess der Entfaltung seiner persönlichen Geschichte, als auch für die kollektive Haltung innerhalb eines Gesellschaftsgefüges. Ganz bestimmt war diese Gefahr zu Zeiten des Hesiod gegeben, wo sich im griechischen Weltbild eine Überbewertung des bewussten, denkerischen Achthabens gegenüber dem irrationalen Strom des nächtlichen Unbewussten anbahnte. Mit Sicherheit aber sind wir im 20. Jahrhundert der Gefahr des Festklammerns an rationale Strukturen und einer enormen Überschätzung des Aktivitätsprinzips längst nicht entronnen. Eine "reife Väterlichkeit", die über die Identifikation mit dem väterlich-phallischen Übergangs-Archetypus hinausginge, ist wohl erst in Ansätzen in Sicht, obwohl Hesiod sein Zeus-Bild nun schon vor über zweieinhalb Jahrtausenden imaginiert hat.

Und was unseren Schicksalsbegriff angeht: Zwar sind die meisten westlich erzogenen Erwachsenen bereit, "ihr Schicksal in die Hand zunehmen", das heißt, sich anzustrengen und etwas zu leisten, und solange Erfolg da ist, ihn als etwas

Eigenes, Selbsterworbenes zu sehen. Doch wenn der Götterspruch ungünstig aussieht, wenn Leiden auszuhalten und anzunehmen wäre, stellt sich meist augenblicklich das Gefühl ein, vom "Schicksalsschlag" getroffen zu sein – von außen irgendwo, aus dem Raum des Anderen, Unbegreiflichen, und nur wenige kennen andere Interpretationsmuster und andere Handlungsformen als männlich-energische Abwehr dagegen.

Erst Zeus ist "hell" (d. h. klug) genug, um seine Abhängigkeit von der weiblichen Weisheit anzunehmen, auch dort, wo sie nicht ganz geheuer ist. Seine große Stärke ist, die Beziehung zu den Tiefenschichten zu pflegen, den archaischen Kräften nach Möglichkeit achtsam und freundlich entgegenzukommen und ihnen Gelegenheit zur Mithilfe und Teilnahme an seinen Ruhmestaten zu geben. Statt auf schrankenlose Eigen-Macht setzt er auf Selbstbeschränkung, auf Vertrauen und den Sinn gemeinschaftlichen Zusammenwirkens. Indem er auf Allmacht verzichtet, schafft er Raum für das Sein des Anderen, für ein vielfältiges Beziehungsgeflecht auf allen Ebenen, in dem auch das Rohe, Schwierige seinen Sinnbezug findet. Zeus ist zwar ein Lichtgott, ein Erlöser und strahlender Held, aber er ist nicht Repräsentant eines absoluten, allausgedehnten, überall hinstrahlenden Bewusstseinslichtes oder Ich-Bewusstseins, das seine Grenzen nicht kennt und alles völlig nach eigenem Willen einrichten zu können vermeint. Vielmehr ist mit Zeus, nach Uranos und Kronos, ein Bild väterlicher Verantwortung und Reife erreicht.

Der trotzige Heros, der um alles in der Welt sein Ziel durchsetzen will und unliebsames Geschick fremden, feindlich gesinnten Schicksalsmächten zuschreibt, gehört zur Geschichte des Kronos. Mit dem Vor-Bild des Zeus ist eine Individuationsstufe erreicht, in der wir, trivial gesagt, das "Durch-Nacht-zum-Licht"- Motiv vollends begriffen haben und die Dinge von höherer Warte aus sehen können, ohne den Herrscher auf olympischen Bergeshöhn mit dem Großen Ganzen, zu dem auch die Unterwelt gehört, zu verwechseln. Wir sehen, dass es sich bei unserem Schicksal um eine Gesamtkomposition handelt.

Es ist unser Ureigenes, was da aus einem komplexen Wurzelgeflecht heraus treibt und die Fähigkeit zu bisweilen bizarren Verzweigungen in sich birgt. Gerade diese sind der Ausdruck des Persönlichen und Unverwechselbaren. Vielleicht entdecken wir, dass offenbar ein geheimes Einverständnis besteht zwischen dem Wachstumspotenzial und den Anforderungen "von außen", sodass dieses "Außen" schließlich spürbar wird als zum morphologischen Feld des Selbst und Selbstausdrucks gehörig.

Äußere Hindernisse entpuppen sich als Herausforderungen zu individuellem Wachstum. In der gesamten Anordnung wird Sinn sichtbar als eine Richtung und Absicht, die uns dazu drängt, unsere besten Kräfte auf ein bestmögliches Ziel hin zuführen. Was früher "Schicksal" hieß und ein von woanders Geschicktes war, wird auf der Stufe des Zeus-Bildes zum Wachstumsziel, das von innen her gege-

ben ist. Hemmnisse, Zwangsvorstellungen und Ängste der Kronos-Phase funktionieren als Reifungsdruck und gehören in der Gesamtinszenierung der Individuation zur väterlichen Rolle dazu. Psychologisch gesehen kennzeichnet also die Inthronisation des Zeus das Erreichthaben einer Perspektive, in der das fatum nicht mehr abgewehrt werden muss als eine übel wollende Macht außerhalb des "Eigentlichen". Es wird vielmehr als väterlich-vorausschauender Archetypus innerhalb des Selbst erkannt, der erzieherisch auf Erfüllung des Eigenen, des "Bildes des Herzens" hinarbeitet. Alle Schwierigkeiten auf dem Wege sind als seine Intentionen anzusehen, die zum Wachstum herausfordern.

Von Kronos stammt die Fähigkeit, "Ich" zu sagen und den Eigenwillen bis zum Äußersten zu treiben. Von Zeus ist zu lernen, wie man sich in die Position des Anderen einfühlt, Intuitionen nachgeht, Wahrnehmungen differenziert, Distanz nimmt, sich selbst und anderen Grenzen setzt, die Verschiedenartigkeit der seelischen Kräfte klug miteinbezieht. Dabei kommt Klugheit nicht ohne moralische Setzung aus, Vertrauen nicht ohne willentlichen Entschluss.

Das Vertrauen des Zeus ist nicht nur ein mütterlich-gegebenes Urvertrauen. Dieses wird spätestens, als ihm Gaia den Typhon auf den Hals hetzt, schwerstens erschüttert und kann von da an nicht mehr in naiver Form bestehen. Vertrauen, Glaube, Liebe, welche die Attacke der furchtbaren Mutter überstehen sollen, müssen als moralische Akte neu gesetzt werden. In ihrer tragfähigen, reifen Form sind sie Kulturleistungen, die über die Ebene des kindlich-naturhaften Affektebene hinaus bewusst errungen werden müssen. Erich Fromm hat dies in seiner "Kunst des Liebens" sehr deutlich herausgearbeitet. Diese Kulturleistung des sich Ausrichtens auf positive (= selbstgesetzte) Werte und Ideen, welche nicht nur magisch-abwehrenden Charakter tragen, sondern die Verwirklichung eines humanistischen Ideals anstreben, ist die herausragende Erwerbung des Patriarchats. Der Archetypus des Väterlichen nimmt in der bewussten Setzung tugendhafter Eigenschaften (= Moral) und der Einsicht, dass ihr Wirkungsbereich begrenzt ist, die Gestalt des Zeus an, der den schieren "Willen zur Macht" der noch mutterarchetypisch fixierten Kronosstruktur hoffnungsvoll transzendiert.

Kronos und Zeus gehören zusammen. In der Astrologie der Antike, die auch dem Hesiod bekannt gewesen sein wird, gelten sie als die großen königlichen Zwillinge (Anm. 92). Das Ja des Zeus zur Beziehung mit den weiblichen Schicksalskräften, seine Entscheidung zur Verantwortung und Selbstbegrenzung wäre nicht möglich gewesen ohne das Ja des Kronos zu Schuldigwerden und seinem Nein gegenüber den Drohungen des Unbewussten, dessen prospektiver Dynamik er sich damit zum Opfer brachte. Sein unbeugsamer Wille zu Selbstmächtigkeit ist aus doppelter Todesangst geboren. Er hat sich schuldig gemacht, indem er der Unbewusstheit des Vaters Grenzen setzte, und indem er die Gesetze der Mutter Natur missachtete. Er hat die Welteltern getrennt und sich damit außerhalb der alten Ordnung katapultiert als Protagonist einer neuen, deren qualvolle Anfangs-

stufe er ganz auf sich allein gestellt durchleiden muss und deren Fruchtbarkeit er selbst seinen Augen verbergen muss. Doch genau mit dem Evidentwerden der Hoffnungslosigkeit seiner Situation schafft er die Voraussetzung für das Aufsteigen der erlösenden, versöhnenden Möglichkeit, welche in Zeus Gestalt annimmt. Er ist der dunkle Gott, ohne dessen Selbstopfer der lichte nicht werden kann, der alte König, dessen Schicksalserfüllung den Boden bereiten muss für den neuen. Insofern sind Kronos und Zeus zeitlose Bilder eines untrennbaren Paradoxon im psychischen und damit auch im religiösen Erleben des Menschen, ob diese Religion nun mehr charismatisch oder mehr rational gefärbt ist.

Die Götterfolge Uranos – Kronos – Zeus illustriert den Übergang vom matriarchal zum patriarchal orientierten Bewusstsein. Dabei hat schon die Formulierung und Umformulierung der Götterbilder an sich eine hinausführende, und das heißt "väterliche" Funktion.

Gottesbild und Vaterfunktion

"Der Mensch erfasst und erkennt sein eigenes Sein nur soweit, als er es sich im Bild seiner Götter sichtbar zu machen vermag." (Anm. 93)

"Darum ist das Gottesbild immer nur eine Projektion der inneren Erfahrung eines mächtigen Gegenüber." (Anm. 94)

Ein "Gegenüber" nennt Jung das Gottesbild. Das heißt, es ist ein Bild, das der Mensch aus sich herausgestellt hat, objektiviert. Es gehört damit grundsätzlich in den Bereich des "Anderen", Nichtmütterlichen. Auch weibliche Gottesbilder sind vaterarchetypisch motiviert.

Das Gottesbild ist nicht identisch mit dem, was wir mit Gotte meinen, dessen Namen unaussprechlich ist und von dem wir uns ein Bild weder machen sollen noch können. Jedes Bild von >Gott« ist veränderlich, und nichts Veränderliches kann das Wesen Gottes erfassen, weil >Gott< das Unveränderliche, Ewige ist und allem Werden präexistent. Das Gottesbild dagegen ist ein Archetypus im Menschen, eine prinzipielle Prägung (gr. typos = Schlag, Gepräge), ein ihm in seine Seele eingeprägtes Grundbedürfnis und damit gegenüber der Existenz Gottes ein Sekundäres, von diesem Veranlasstes. Der vor allem Anfang anordnende Faktor, ist zwar in jedem erlebten oder gestalteten Gottesbild anwesend denkbar, aber ist nicht das Gottesbild. So gilt, dass wir überall, wo wir über Gott zu sprechen glauben, immer nur Aussagen machen über Vorstellungen von dem, was wir für >Gott< halten. Diese können in verschiedenen Kulturen ganz verschieden ausfallen und sind abhängig vom Bewusstseinsstand und -zustand der darin lebenden Menschen. Selbst dort, wo in kulturellen oder religiösen Gemeinschaften in den Grundzügen Übereinstimmung herrscht über ein gemeinsames Gottesbild, kann doch die individuelle Erfahrung des Einzelnen stark abweichen, wie die Visionen vieler Mystiker durch alle Zeiten hindurch belegen.

Gottesbilder sind also relativ und wandelbar. Insofern entsprechen sie grundsätzlich dem Archetypus des Väterlichen, das seine Erscheinungsform ebenfalls je nach kulturellem Umfeld wandelt. Was sich bei beiden nicht wandelt, ist ihre Funktion, die sie für die psychische Gesundheit haben: Sie sind Leitbilder, Führer zum Sinn, also "Väter".

Alles, was in dieser Hinsicht über das Gottesbild (nicht >Gott<!) gesagt werden kann, gilt auch für das Prinzip des Väterlichen. Alle Bilder sind Produkte der Psyche. Wie schon gesagt entstehen sie aus der Psyche. Dort liegt ihr "Innenpol", der dann in Beziehung tritt zu einer äußeren Projektionsebene und dort ein irgendwie fassbares Bild ent-wirft (lat. pro-icere).

Damit soll nicht gesagt sein, jedes Bild, auch das Gottesbild, sei "nichts als" Projektion im Sinne einer illusionären Zumutung ohne faktische Grundlage, wie der Begriff der "Projektion" oft populärpsychologisch verwendet wird. Es soll vielmehr noch einmal betont werden, dass jedes Bild, das wir haben können, bereits eine Ausfaltung einer intrapsychischen Potenz auf einer zweiten, anderen Ebene ist, eine Objektivierung. Dieser Vorgang nimmt an sich schon und in ursprünglichster Form die Fähigkeit zur Transzendenz (Überschreitung) vorweg: Die Grenze der blinden Gefangenschaft im Unbewussten wird überschritten durch einen Impuls, dem ein wachstumsförderndes Anliegen innezuwohnen scheint. Die Herkunft dieses Impulses ist ›göttlich‹, numinos, das heißt unfassbar und unfassbar mächtiger und stärker, als das Ich. Dieses Numinose ist Inhalt und treibende Kraft des Gottesbildes.

Das Gottesbild dient dem annäherungsweisen Erfassen des Numinosen als einer Kraft, die stärker ist als der Ichwille, größer als alle Körper- und Sinneserfahrung. Das Gottesbild gibt den bewussten und unbewussten Wünschen des Menschen nach Werden und Wachsen Form. Es soll seine widersprüchlichen Bedürfnisse, seine heterogenen psychischen Anteile zentrieren unter der Regie eines Größeren, Weiteren, Umfassenderen.

Im Begriff der "Majestas Domini", der Majestät des Herrn ist diese Idee eines Größeren gefasst: lat. maior ist die Steigerungsform von magnus = groß, majestas ist die Größe, Hoheit und Würde. Die Kraft zu dieser Würde wird zumeist nicht als Eigenschaft der seelisch vorhandenen Möglichkeiten im Menschen selbst erfahren, sondern – wie das Schicksal auch – als außerhalb des eigenen Spektrums liegend.

Im Gottesbild wird also diese Kraftquelle formuliert, die groß und stark genug ist, um auch Schwäche und Leiden des Menschen an sich selbst und der Welt aufzunehmen und annehmbar zu machen. Damit es wirksam sein kann, muss es mit aller vorstellbaren Autorität und höchstem Wert ausgestattet werden. Nur so ist es möglich, sich von ihm ergreifen zu lassen als einem fraglos überlegenen, über-

greifenden, übermächtigen Prinzip im wahren Sinn des Wortes, das zugleich das Ziel setzt und sinnstiftend wirkt.

Das Gottesbild, ob eines Kollektivs oder eines Einzelnen, ist Summe dessen, worauf es sich lohnt, seine Kräfte zu bündeln, was tröstet, was Richtung angibt, was einen über den Ist-Zustand hinausführt, wovon man am meisten fasziniert ist, wofür oder wovor man die meiste Ehr-Furcht hegt. (Das Furchterregende darf nicht ausgespart sein, es ist im paradoxen Charakter des Numinosen immer mitenthalten.) Es ergreift und überwältigt als eine die Archetypen veranlassende und mit Energie aufladende Macht mit derselben Kraft wie die unbewussten Affekte der primären Triebebene. Deshalb müssen funktionierende Gottesbilder immer weit genug angelegt sein, um die widersprüchlichsten Strebungen der Seele in eine verträgliche Ordnung einzubinden. Dies erklärt die Farbigkeit und Vielfalt vieler Götterwelten und ihre oft reichhaltigen hierarchischen Strukturen, die sich in hilfreiche und bedrohliche Dämonen aller Art verzweigen und die seltsamsten Mischformen erzeugen.

Ein gut gelungenes, die Entwicklung des Menschen zum Menschen hin förderndes Gottesbild enthält die numinose energetische Ladung desjenigen Archetypus, der dabei ist, aus dem Dunkel des Unbewussten herauszutreten und macht ihn sichtbar. Auch enthält es die besten Kräfte des menschlichen Gewissens, das auf eine höhere Position der Erkenntnis und Moral gerichtet ist.

Gelingt es nicht, den Absichten des Numinosen ein ethisch verantwortungsvolles Ziel zu geben, weil die alten Bilder ausgelaugt und in der Umstrukturierung begriffen sind, besteht die Gefahr, dass die numinose Energie ins Archaische regrediert und in andere Kanäle fließt. Alle Fanatisierungen von Völkern für nationale oder ideologische Zwecke, alle missionarischdestruktiven Auswüchse von Religionen oder inflationären Technologien sind dafür Beispiele.

Und das Fehlen von heilsamen, das heißt integrativen Gottesbildern hat nicht nur kollektive Konsequenzen, denn das Kollektiv besteht letztendlich wieder aus Einzelwesen, auf deren geistig-seelische Gesundheit es ankommt, und diese steht und fällt damit, ob der sinnsuchenden Triebkraft geeignete Gottesbilder, zur Verfügung stehen.

Dem jeder Individualität innewohnenden Wunsch nach wachsen, "größer" werden (franz. grandir), Reifung, Einswerdung und Individuation wird mit dem Gottesbild ein besetzbares, bewunderungswürdiges Ziel gegeben, wo auch Wünsche nach Glanz und Selbsterhöhung ihren Rahmen finden können oder erkannt werden als Spielarten des zutiefst menschlichen Verlangens nach Selbstmächtigkeit, Selbstwirksamkeit, Bezogensein und der Hingabe an ein größeres Ganzes, welche zur Bildung einer reifen Persönlichkeit unerlässliche Komponenten sind.

Was also sagt ein korrumpiertes, unwirksames oder sogar als nichtig empfundenes Gottesbild über den Seins- und Bewusstseinszustand des Menschen aus?

Was ist, wenn Gott "tot" ist? Immer deutlicher tritt auch heute wie in allen Umbruchsphasen zu Tage, was Jung schon 1950 in Aion formulierte:

"Der Aufhebung des Gottesbildes folgt die Annullierung der menschlichen Persönlichkeit auf dem Fuße nach." (Anm. 95)

Dem zunehmenden (Schein-) Individualismus korrespondiert paradoxerweise eine zunehmende Entwertung des Individuums, des Menschen. Der Mensch ist auf Reifung angelegt, auf Ausbildung seiner kompletten Persönlichkeit. CG. Jung nennt diesen Vorgang "Individuation". Persönlichkeitsreifung aber setzt voraus, dass widersprüchlichste Strebungen im Rahmen eines übergreifenden Sinnes ihren Ort finden können. Ohne ein Gottesbild oder "Gotteskonzept" ist das nahezu unmöglich. Das selbe gilt für die Organisation des Kollektivs. Der Archetypus des Vaters war zu Zeiten Hesiods durch andere Völker schon vorbereitet, wenn er auch, wie im Judentum, in anderer Variation auftrat. Charakteristisch für das Bewusstwerden des neuen Archetyps ist das, was Thomas Mann seinem Jahwe in den Mund legt, als dieser dem Jakob an der Spitze der Himmelsleiter erschien, hoch aufgereckt, mit blauem Bart und einem Antlitz von "grimmiger Güte": "Ich bin und will!" (Anm. 96) Dieses "Ich bin und will" markiert die grundlegende Erfahrung, die das religiöse Gefühl der völligen Abhängigkeit der matriarchalen Phase mehr und mehr ablöste zu Gunsten des Bewusstseins vom Wert des Individuums und der Möglichkeit zu eigener Zielsetzung.

Der Mensch war aufgebrochen aus der Herrschaftszeit der Muttergöttin, in dem alles Numinose Natur war und alles, was geschah nur Spielart ihrer selbst. Nichts war, was sie nicht gewesen wäre, alles Leben kam von ihr, aller Tod, nur von ihren Gnaden lebte der Mensch, innerlich und äußerlich, es gab nichts außer ihr, was von Wert gewesen wäre und aller Wert und Unwert hing allein von ihr ab.

Dieses Gottes- oder Göttinnenbild entspricht dem des Kleinkindes, das noch nicht entdeckt hat, dass es eine erfreuliche und stärkende Kraft gibt außer der Mutter. Es ist ihr völlig ausgeliefert und das bestimmt sein Lebensgefühl.

"Die Mutter kann das Leben geben, und sie kann es nehmen. Sie kann beleben und zerstören; sie kann Wunder der Liebe bewirken, und niemand kann so verletzen wie sie" schreibt Erich Fromm in der "Kunst des Liebens" (Anm. 97). Die Liebe des Mütterlichen ist zwar bedingungslos, aber sie kann auch völlig unberechenbar plötzlich entzogen werden (Verlust, Krankheit, Tod). Eben weil sie bedingungslos ist, kann sie aber auch nicht erworben und erhalten werden. Sie steht völlig außerhalb der Macht des Menschen.

Es ist darum kein Wunder, dass der Mensch, je mehr er positive Erfahrungen aus eigener, schöpferischer Initiative machte, danach trachtete, die Früchte seiner Denk- und Erfindungskraft als Erfahrungswerte zu systematisieren, zu bewahren und zu tradieren. Die vielen Akte und Artefakte, die ihm im Lauf der Zeit "contra naturam" gelangen, mussten schließlich zu einem Vertrauen auf die Kontinuität

dieses dem Denken und Handeln entsprossenen Wissensschatzes führen und zu einer Liebe dazu – einer Liebe, die von dort aus erwidert zu werden schien, denn je gewissenhafter dieser Wissensschatz gelernt und umgesetzt wurde, desto erfolgreicher konnte dem Liebesentzug der Großen Mutter begegnet werden, wenn sie sich in Naturkatastrophen, Krankheiten und Hungersnot grausam und launisch zeigte.

Je mehr allerlei Techniken, aus dem Geist, nicht dem Uterus geboren, das Leben sichern halfen, desto mehr stieg das Ansehen dieses Widerparts gegen die Unbill der Natur, und da alles Naturhafte ausschließlich weiblich besetzt war, wird es schließlich nur eine Frage der Systematik gewesen sein, das, was nicht direkt sichtbar dem Naturbereich entsprang, mehr und mehr der "Anders-als-Mutter"-Seite zuzuschlagen, und das hieß, dem Väterlichen. Dieses Väterliche unterscheidet sich vom nur-zeugend Männlichen des jugendlichen Gefährten der Großen Göttin dadurch, dass es aus dem Göttinnenbereich einige per Definition weibliche Eigenschaften in sein Repertoire übernommen hat, als da sind Verantwortlichkeiten des Schützens, Bewahrens, Versorgens und Vorsorgens. Ich stelle mir diesen Übergang sehr kompliziert und langwierig vor, mit vielen Brüchen und Rückfällen, aber aus der Seelentiefe motiviert von der enormen Triebfeder des Wunsches, die Willkür der mütterlichen Liebe durch ein durch Leistung und Disziplin erwerbbares "männliches" Gegenstück zu kompensieren.

Das, wodurch sich dieses Gegenstück auszeichnet, ist, dass seine Gunst an bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Man kann also etwas tun, um sie zu erwerben, man kann etwas "recht" machen, es gibt Moral, Gesetz und Gericht, Gehorsam und Verweigerung, Richtig und Falsch, Belohnung und Strafe. Und man kann selbst denkenden, anordnenden Einfluss nehmen.

Die väterliche Welt ist "die Welt des Denkens, die Welt der vom Menschen geschaffenen Dinge, Gesetz, Ordnung und Disziplin und die Welt der Reisen und Abenteuer. Der Vater ist derjenige, der das Kind lehrt, der ihm den Weg in die Welt weist." (Anm. 98)

Der Vatergott tritt zugleich mit einem geklärteren Ich-Bewußtsein hervor, mit einem gesteigerten Willen zu Selbstwirksamkeit und dem Anwachsen der Kraft zu Selbstbestimmung und eigener Zielsetzung. Letztere wiederum resultiert zum nicht geringen Teil aus der erwachenden Fähigkeit zur Selbstreflexion und Analyse des Gewordenen. Das Ich ist fähig geworden, sich selbst als Gegenüber, als Objekt, als Gewordenes zu betrachten. Es entsteht ein Geschichtsbewusstsein, das wesentlich zum Bereich des Vaterarchetypischen gehört und den Menschen nicht mehr in erster Linie kreisläufig und beliebig aufs Rad der ewigen Wiederkehr geflochten sieht, sondern seine Einmaligkeit betont und ihm die Chance gibt, eine Richtung einzuschlagen, die aus der Festschreibung der Unveränderlichkeit aller Dinge herausführen kann.

Die Möglichkeit eines Fort-Schritts wird zur Vision. Sie beinhaltet die Hoffnung, sich aus der Finsternis natürlicher (und magischer) Zwänge herauszuarbeiten und ein Leben in geistiger Klarheit zu führen. Der Mensch, der durch Selbsterkenntnis Herr und Gestalter seiner selbst wird und dessen weise Welterkenntnis nach und nach ein Verhältnis von Harmonie zwischen den Kräften der Natur und des Geistes herstellen könnte, bestimmte die Visionen der griechischen Philosophen und Gründer der Polis und schlug sich im Bild des Zeus genauso nieder wie in den sich entfaltenden Philosophien und Wissenschaften. Streben nach Weitsicht, Weisheit, Ausgleich, Wahrheit, Gerechtigkeit, Unvoreingenommenheit des Denkens und Betrachtens sind Werte, die, obwohl in ihrer humanistischen Ausrichtung "patriarchaler" Herkunft, auch heute nichts an Glanz verloren haben. Sie haben noch immer die Kraft, Leitbilder zu sein und damit, wenn man so will, in Gottesbildern vertreten zu sein.

Dabei sind sie in keiner Weise an ein Geschlecht gebunden. Vielleicht könnte ein zeitgemäßes Gottesbild an die Idee der doppelgeschlechtlichen oder besser, geschlechtervereinigenden Natur Gottes anknüpfen, die sich ja nicht nur in "primitiven" Religionen findet, in denen der Name Gottes, wie auf den Philippinen, die Anrede "Mutter-Vater" zusammenfasst. Geschlechtsunabhängige Leitbilder klingen durch alle Kulturepochen durch für den, der Ohren hat zu hören und bereit ist, die griechische Unvoreingenommenheit in sich zu paaren mit der Bereitschaft zum empfänglichen Vernehmen dessen, was Gottesbilder der Frühzeit vermitteln können. Das wäre eine reli-gio (Wiederverbindung), die Früchte tragen könnte. Erich Fromm hat in der "Kunst des Liebens" ein zeitgemäßes "Gottesbild" als "rationalen Glauben" formuliert, der auf einer seelischen Entwicklungsstufe entstehen kann, wo das narzisstische Bedürfnis nach symbiotischer Mutterliebe überwunden ist.

Wie ich Fromm verstehe, meint er mit "irrationalem Glauben" nicht nur den magischen Glauben der Vorzeit, sondern alle Unterwerfung unter Personen und Ideen, die im Irrationalen belassen werden, also ungeprüft hingenommen, um eigene narzisstische Größenbedürfnisse aufzufüllen. "Im Gegensatz dazu handelt es sich beim rationalen Glauben um eine Überzeugung, die im eigenen Denken und Fühlen wurzelt. Rationaler Glaube meint jene Qualität von Gewissheit und Unerschütterlichkeit, die unseren Überzeugungen eigen ist. Glaube ist ein Charakterzug, der die Gesamtpersönlichkeit beherrscht, und nicht ein Glaube an etwas ganz bestimmtes. Rationaler Glaube ist im produktiven, intellektuellen und emotionalen Tätigsein verwurzelt." (Anm. 99)

Hier ist das väterliche Gottesbild vollends in den Menschen hineingewandert, internalisiert als Fähigkeit, an einmal als richtig erkannten und gesetzten Überzeugungen festzuhalten. Es ist zum Charakterzug geworden, der gebildet wurde aus der Fähigkeit zur echten, nichtsymbiotischen Liebe, was verlangt, die "inzes-

tuöse Bindung an die Mutter und die Sippe zu überwinden" (Anm. 100), die Trennung auszuhalten und Selbstwert auf selbst riskierte Erfahrung zu gründen.

Die Anfänge der Polis brachen die Zentrierung auf magische Machtvereinigung in der königlich-priesterlichen Sippe auf zu Gunsten der Idee von der Bewährung der Besten unter prinzipiell Gleichrangigen. Die politischen und glaubensetzenden Kräfte aus dem Palastdunkel wurden herausgeführt in die selbstbewusst reflektierende diskursive Erörterung im Lichte der Öffentlichkeit auf dem Marktplatz. Die Naturgeheimnisse wurden aus dem magischen Kreis herausgelöst und durften mit rationalen Mitteln ergründet werden.

Das alles kam einer Abnabelung des Kollektivs von der Übermacht der Mutter gleich und bedeutete gleichzeitig mit der Orientierung auf vaterarchetypische Werte auch Orientierung auf den Wert der Individualität, die als Voraussetzung für die Zielsetzung eines fruchtbaren Gemeinschaftslebens erkannt wurde. An diese Grundidee ließe sich anknüpfen. Gesellschaft und Individuum, Vater und Kind, Gottesbild und Glaubender stünden dann in einer Austauschbeziehung zueinander, in welcher der eine Pol des anderen bedarf.

Psychologisch gesehen verwirklicht sich das im Keimbild angelegte Ziel des Menschen im inneren Gottesbild, in der imago dei. Dieses Ziel ist identisch mit dem Selbst, im Jung'sehen Sinn, "das ein jeder "Gott" nennen mag" (Anm. 101).

Teil III

Das Archetypische und seine Bilder

"Die Archetypen sind die unerschütterlichen Elemente des Unbewussten, aber sie wandeln ihre Gestalt beständig … Es ist überhaupt undenkbar, dass es irgendeine bestimmte Figur geben könnte, welche archetypische Unbestimmtheit ausdrückte." (Anm. 102)

Bevor ich daran gehe, einzelne Bilder des väterlichen Archetypus auszuführen, soll kurz zusammengefasst werden, was mit dem Begriff des Archetypus gemeint ist und welches Problem in der Deutung seiner Bilder liegt.

Archetypen sind einerseits "unerschütterliche Elemente" des Unbewussten, andererseits wandeln sie ihre Gestalt. Obwohl ihre anordnende Struktur immer diesselbe bleibt, wechselt ihre Ausdrucksform unentwegt. Darum ist es auch unmöglich, einen Archetypus auf eine ganz bestimmte Auswahl von Erscheinungsbildern festzulegen.

Wie das Symbol ist auch der Archetypus immer umfassender als das gewählte Bild, er weist über sich selbst hinaus und ist niemals nur das, was er darstellt und darum auch niemals völlig erklärbar.

"Man darf sich keinen Augenblick der Illusion hingeben, ein Archetypus könne schließlich erklärt und damit erledigt werden. Auch der beste Erklärungsversuch ist nichts anderes, als eine mehr oder weniger geglückte Übersetzung in eine andere Bildsprache," schreibt Jung in der "Psychologie des Kindarchetypus" (Anm. 103). Und: "Scharfe Abgrenzungen und strikte Begriffsformulierungen sind auf diesem Gebiete schlechterdings unmöglich, denn die fließende gegenseitige Durchdringung gehört zum Wesen der Archetypen … Kein Archetypus lässt sich auf eine einfache Formel bringen." (Anm. 104)

Bei jedem Versuch, ein Gestalt gewordenes Bild einem bestimmten Archetypus zuzuordnen, muss man sich deshalb darüber klar sein, wie viele komplexe Faktoren am Zustandekommen dieser Interpretation mitbeteiligt sind. Es gibt in der Deutung von archetypischen Bildern keine "letzten Wahrheiten". Dazu ein Beispiel:

Ich habe zu zeigen versucht, dass das Bild des Vaterarchetypus am Beginn der Menschheitsgeschichte mitenthalten war im allesumfassenden numinosen Erlebnis der Großen Mutter. Ein Symbolbild wie der Baum, das in der Psychologie des heutigen Menschen sehr häufig mit männlich-väterlichen Qualitäten des Aufrechten, Unerschütterlichen, Herrscherlichen assoziiert ist, gehörte lange vorrangig in den archetypischen Bereich des Mütterlichen (Anm. 105). Zwar wurde in ihm durchaus auch der zeugende Vegetationsgott gesehen, aber dieser war völlig vom Willen der Muttergottheit abhängig, war nur Funktion der mütterlich-göttlichen Absichten. Erst als die mentalen Kräfte stark genug waren, um der Naturord-

nung eigenständige geistige Ziele entgegenzusetzen, wurde der Baum auch zum Symbol mächtiger Vatergottheiten, wobei die Konnotation des Schützenden und Nährenden aus dem Mutterbereich erhalten blieb. Das romantische Gedicht vom Apfelbaum als dem "Wirte wundermild" (Ludwig Uhland), der seine Gäste nährt und bettet in seinem Schatten, ebenso wie das vom Ribbeck auf Ribbeck'schen Birnbaum (Fontane) sind späte poetische Beispiele dafür. In der griechisch-römischen Mythologie sind verschiedene Baumarten verschiedenen Gottheiten zugeordnet: Die Eiche dem Zeus-Jupiter, dem Apollon Palme, Lorbeer und Olive, der Artemis von Ephesos Ulme, Zeder und Eiche (Anm. 106).

Damit bestätigt sich, dass der Baum niemals eine "einfache Formel" für ein archetypisches Grundmuster sein kann, er wird zum Symbol des Mütterlichen oder Väterlichen, Weiblichen oder Männlichen je nachdem, in welche Richtung man seine Spezifika ausdifferenziert oder anders gesagt, welche Aspekte Gefühle und Intuition in den Vordergrund stellen. Es gibt in der Welt der Erscheinungen keine "reinen" Manifestationen archetypischer Muster, denn auch jedes bildliche Phänomen ist "konkret" (von lat. concretus – zusammengesetzt, dicht, geronnen).

Wie der Bedeutungswechsel innerhalb der Baumsymbolik zeigt, fließt in die Deutung und Zuordnung archetypischer Bilder immer Kulturspezifisches ein. Deutung ist sogar mit kulturellen Zielsetzungen und bewussten Intentionen aufs Innigste verbunden, denn Deuten, Ordnen und Bewusstmachen sind zielorientierte (und damit vaterspezifische) Kategorien, welche die Bedeutungsinhalte verändern. Darum ist es so wichtig, den jeweiligen kulturgeschichtlichen Bezugsrahmen zu kennen, wenn man sich ans Bilderdeuten macht. In diesem Sinn schrieb Jung 1949 in einem Brief:

"Selbstverständlich sind diese Bilder immer, was ihren Ausdruck anbelangt, abhängig von Ort und Zeit." (Anm. 107)

Im Fall des Baumes, der früher einmal dominant einen weiblich-mütterlichen Archetypus repräsentiert hat, gliedern sich die Archetypen des Phallischen und Väterlichen nach ihrer Ausdifferenzierung aus dem Großen Weiblichen wieder ein. Die Interpretation erhält dadurch mehr Möglichkeiten, erfordert aber auch mehr Unterscheidungsvermögen auf der inhaltlichen Ebene. Je genauer man hinsieht, desto mehr Dimensionen erschließen sich.

Dazu ein weiteres Beispiel:

Häufig erreicht uns das Bild, das Ausdruck eines Archetypus ist, zuerst auf oberflächlich bewusstem Niveau als Zeichen, das in Einklang mit dem allgemeingeläufigen kulturellen Gebrauch steht.

Ein Herz steht dann für Zuneigung oder Liebe, die erotisch sein kann oder mütterlich, jedenfalls einem "weiblichen" Empfinungskomplex zugehörig. Wenn wir weitergehen und die Funktion des Herzens für den Organismus reflektieren, es als

"Motor" sehen, der den Blutkreislauf in Schwung hält, kommen wir zu einer weiteren Ebene, auf der Herz, Vitalität und engagierte Motivation einander entsprechen, womit eine Komponente aus dem archetypisch aktiven, "männlichen" Bedeutungsraum hinzukommt. Geben wir uns damit noch nicht zufrieden und setzen die Stellung des Herzens innerhalb des Organismus in Beziehung zum Kosmos, wie es schon unsere Vorfahren in der Antike getan haben, so erreichen wir ein Projektionsfeld, in dem "Herz" und "Sonne" analoge Bilder sind als zentrale Lebensquellen des menschlichen Seins. Am Ende stehen Gottesbilder, dazwischen bietet sich ein immenses Feld von Amplifikationsmöglichkeiten und es ist Sache einer "bewussten Intuition" oder eines "intuitiven Bewusstseins", herauszufinden, welcher Archetypus sich hier zu Wort meldet und wo eingegrenzt werden muss.

Jung hat den Begriff des Archetypus nicht erfunden. In seiner Arbeit "Über die Archetypen des kollektiven Unbewussten" von 1934 beruft er sich auf ein grundlegend ähnliches Veständnis bei Philo (Anm. 108), Irenäus (Anm. 109) und in hermetischen Schriften und geht zurück bis zur den platonischen Lehre von den Ideen. Die Ideen sind sinnträchtige, wesenhafte, nicht mit den Sinnen erfassbare Urbilder der materiellen Erscheinungswelt. Jung selbst schlägt für Archetypen die Übersetzung "urtümliche Typen, das heißt seit alters vorhandene allgemeine Bilder" vor. Er nennt sie auch "Muster" oder "Schema" und schreibt in einem Brief an Dr. Ernesto A.C. Volkening:

"Das Schema der Bilder aber ist ein allgemeines und muss als präexistent angenommen werden, da es sich schon in den Träumen kleiner Kinder oder ungebildeter Personen nachweisen lässt, welche unmöglich durch Tradition beeinflusst wurden. Die präexistente Kondition ist unanschaulich, da total unbewusst. Sie wirkt als ein Anordner vorstellbaren Materials. So ist der Archetypus einesteils als Phänomen ort- und zeitbedingt, andernteils stellt er aber auch eine von Zeit und Ort unabhängige und unanschauliche Strukturbedingung dar, die sich wie die sog. Instinkte als unerlässlicher Bestandteil der Psyche erweisen dürfte." (Anm. 110)

An anderer Stelle ist noch deutlicher hervorgehoben, dass der Archetypus an sich unsichtbar und unanschaulich ist und welches Verhältnis zwischen ihm und seinen Hervorbringungen besteht, die "vielfach variierte Gebilde" sind: "Die archetypischen Vorstellungen, die uns das Unbewusste vermittelt, darf man nicht mit dem Archetypus an sich verwechseln. Sie sind vielfach variierte Gebilde, welche auf eine an sich unanschauliche Grundform zurückweisen. Letztere zeichnet sich durch gewisse Formelemente und durch gewisse prinzipielle Bedeutung aus, die sich aber nur annähernd erfassen lassen." (Anm. 111)

Der Archetypus ordnet also potenzielles Bewusstseinsmaterial zu bestimmten Figuren an, die man dann allesamt als "Variationen über ein Grundthema" (Anm. 112) betrachten kann.

Schon Goethe sprach in seinen morphologischen Naturstudien von Urbildern, die allen Organismen innewohnen, und baute darauf seine Gestaltlehre auf. Danach lässt sich jede Gestalt auf gewisse Grundbaupläne zurückführen, die unendlich viele Variationen hervorbringen können, ihr zugrunde liegendes Prinzip jedoch nie verändern. Dabei sind die Urbilder ebenso Ursache wie auch Ziel, was ein sehr wesentlicher Aspekt des Archetypischen ist.

Jung benutzte gern das Faustzitat: "Gestaltung, Umgestaltung -des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" (2. Teil, 1. Akt) zur Illustration der archetypischen Dynamik und sagte selbst:

"Jeder Archetypus ist unendlicher Entwicklung und Differenzierung fähig." (Anm. 113)

Für den Interpreten ergibt sich daraus eine gewisse Gefahr. Wenn jeder Archetypus unendlicher Entwicklung fähig ist, kann er schließlich auch in unendlich vielen Bildern gefunden werden, und der Versuch, Bilder auf ihr ursprüngliches Muster zurückzuführen, könnte dann als beliebiges oder gewaltsames Zurechtmachen erscheinen. Man muss sich der Signifikanz zuliebe in der Kunst der Eingrenzung üben, einer vaterspezifischen Tugend par excellence, was auf der anderen Seite Mängel mit sich bringt.

Da diese Arbeit nicht den Anspruch erhebt, eine erschöpfende Analyse des Vaterarchetypus zu sein, sondern eher anregende Ideensammlung, habe ich mich bei der Auswahl der Bilder von meinem eigenen Interesse leiten lassen, und hoffe, dass dieser inneren Disposition durch meinen "inneren Daimon" genügend Systematik innewohnt, um die wesentlichen Grundzüge sichtbar zu machen.

Das Material zu jedem so ausgewählten "vaterarchetypischen Feld" überschneidet sich naturgemäß ständig mit dem unter anderen Überschriften Zusammengefassten. Es entsteht jedoch so auch eine bestätigende Permanenz der Grundelemente. Man hätte an jedes dieser Elemente anknüpfen können.

Erwachsensein und Größe

"Als Kinder glaubten wir, dass es im Leben absolute Dinge gebe und dass richtige Erwachsene auch wüssten, welches sie seien." (Anm. 114)

Jedes Kind hat ein sicheres Ziel: Es will erwachsen werden. Der Erwachsene, der "Große" ist sein Vorbild. Der Erwachsene ist für das Kind der Beweis, dass Wachstum und Autonomie gelingen können. Er ist ein Versprechen. Biologisch gesehen kann nur ein Erwachsener Vater sein.

Der Erwachsene ist der Zielpunkt, der die entbehrungsreichen Loslösungsversuche aus der Mutter-Kind-Symbiose lohnend macht. Er ist die Antwort auf die kindlichen Unzulänglichkeitsgefühle und auf die seinem Werden immanente

Sinn- und Zielsuche. Insofern trägt er große Verantwortung. Er ist der Hoffnungsträger, garantiert Zukunft, ermöglicht Entwürfe.

"Der" Erwachsene wird nicht etwa nur im männlichen Erwachsenen gespürt. Er ist das Vaterbild, das auch durch die Mutter wirkt, wo sie Tendenzen des Reifens und Selbstständigwerdens fördert und Erwachsensein vorlebt.

Der Erwachsene ist der Gewordene, der ein Kind war und so alle Entwicklungsstufen kennt, die das Kind noch vor sich hat und teils mit Freude, teils mit Angst erwartet. In den Augen des kleinen Kindes ist der Erwachsene ein unbegreiflich großartiges Wesen, das unbekannte Entzückungen erlebt und Leiden gemeistert hat.

Er ist der Fertige, Ausgeformte, der Meister, der nichts mehr zu lernen hat und selbst bestimmen kann, was ihn für das Kind zu einem Symbol des höchsten Erreichbaren, der Vollständigkeit macht. Vollständig, weil er trotz seines Erwachsenseins sein eigenes gelebtes Kindsein in sich trägt und darum von ihm Verständnis erwartet werden kann für alles, was das Kind bewegt. Der Erwachsene ist etwas, was das Kind noch nicht ist, was es aber erreichen kann, wenn es sein Kindsein überschreitet. Dass es sein Kindsein eines Tages überschreiten wird, ist so gewiss, wie die Tatsache, dass es Erwachsene gibt. Der Erwachsene ist für das Kind somit so etwas wie ein irdisches Symbol der Transzendenz, der Gewissheit, dass es Zustände und Ziele jenseits der manifesten Situation gibt, und dass sie erreichbar sind. Der Erwachsene ist nicht zuletzt derjenige, der nicht nur mit sich selbst und dem Kind in Kontakt ist, sondern auch mit der Außenwelt, mit den Anderen, Fremden; auch: mit dem Andersartigen, mit den ungeahnten Möglichkeiten. Er bewegt sich selbstverständlich in einer Welt, die dem Kind teils Gefahr teils Lockung ist. Er ist das Verbindungsglied zu dieser Welt.

Der Erwachsene repräsentiert für das Kind durchaus auch den "Ernst des Lebens": Ernst ist die Festigkeit, Aufrichtigkeit, der Kampf und das, was mit Eifer betrieben wird (Duden), mit ganzem Einsatz. Die Kunst des Lebens fordert den ganzen Menschen, und der Erwachsene ist derjenige, der diese Kunst in einem dem Kind imposanten Maß beherrscht. Dieses Bild des Erwachsenen als Objekt seiner Bewunderung existiert im Kind ungeachtet der realen Verhältnisse auch dort, wo die eigenen Eltern schwach und unzuverlässig sind, denn es ist ein eingewurzeltes Muster, eine Idee, welche wesentliche Merkmale des Vaterarchetypus trägt.

Sich auf dieses Erwachsenenmuster auszurichten, ist ein allem Organischen einbeschriebenes Gestaltprogramm. Jedem Keim wohnt ein Bild inne, dessen stoffliche und ideelle Ausformulierung als Zielfunktion mitenthalten ist. Das Werden und Wachsen, das Er-wachsen, ist die sichtbare, beobachtbare Daseinsaufgabe mineralischer, pflanzlicher, tierischer und menschlicher Gestalt. Jedes Lebewesen hat ein bestimmtes Wachstumsziel und entwickelt sich auf eine erwachsene

Endform hin. Dabei mahnt uns die Tatsache, dass körperliches Wachstum aufhört, wenn die genetisch vorgegebene Form erreicht ist, daran, dass dem ursprünglichen Bild Grenzen mitgegeben sind. Ein Er-wachsener wächst an körperlicher Größe



Abb. 13 Van Dyck, Portrait G. Richardot mit Sohn

nicht mehr. Trotzdem bleibt unbestimmter Drang, "über sich hinauszuwachsen" bestehen. Die erreichte Grenze des körperlichen Gewordenseins soll offensichtlich irgendwie transzendiert werden. Doch dazu gehört eine Überschreitung des bisherigen stofflichquantitativen und ichbezogenen Orientierungsrahmens. Ein neues Ziel außerhalb des bisherigen Rahmens muss gefunden werden. Wenn Wachstum mit quantitativem Zunehmen auf stofflicher Ebene gleichgesetzt bleibt, kann das Körpervolumen nur noch in die Breite wachsen

Eine Verlagerung des Wachstums als Möglichkeit der Anreicherung, die dazuhin gesellschaftlich besser

honoriert wird als schiere Leibesfülle, führt zum Erwerb von Besitz und Ansehen. Wenn dies nicht ausschließlich der narzisstischen Selbstausweitung dient, sondern zugleich größere Verantwortlichkeit mit sich bringt gegenüber dem Umfeld, der Gemeinschaft, die diesen Zuwachs ermöglicht hat, würden wir nach westlichem psychologischem Verständnis sagen, dass auch dies ein wichtiger und legitimer Schritt auf dem Wege des Reifens und Wachsens sei.

Aber auch hier gibt es eine Grenze der organischen Proportion und es kommt ein Punkt, an dem das Ziel dieser Wachstumsphase erreicht ist und wieder eine Umorientierung notwendig, diesmal eine qualitative. Es ginge um einen Richtungswechsel von der materiell-repräsentativen zu immateriell-unauffälligen (nach Fromm: vom Haben zum Sein), und hier entstehen die größten Schwierigkeiten, eingeübte, konventionelle Sicht des "Wachsens" und dessen, was einen wirklich "Erwachsenen" auszeichnet, zu revidieren, das heißt, neu zu betrachten. Es gibt gesellschaftlich und individuell viele Spielarten des Strebens nach

"grandir", nach Größerwerden. Der deutlichste Ausdruck in Sozietäten, die alles Wachstum auf die materielle Ebene verlagert haben, sind Habgier und Gewinnsucht, welche ein ausbeuterisches Verhältnis zu Mensch und Welt zeitigen, Lieblosigkeit und Gewalt. Hinzu kommen Renommierzwänge und das allwaltende Postulat des "Größer-Weiter-Höher-Schneller-Schöner-Mehr", was sich auch in den größenbetonten Tendenzen der Architektur und der Gestaltung geselliger Anlässe aller Art ausdrückt.

Auf individueller Ebene entspricht dem unreflektierten, rein an Quantitäten orientierten Wachstumsstreben Karrieresucht und Persönlichkeitskult. Aber auch in der Ideologie der unaufhörlichen Talententfaltung und Beziehungsanreicherung der Person. Man tut alles für sich, um sein Potenzial auszuschöpfen, jedes Fitzelchen irgendeiner Begabung wird akribisch gesichtet und ausgebaut, der Drang nach "kreativer Selbstverwirklichung" ist grenzenlos, die Arbeit an der "Partnerfähigkeit" steht letztlich im Dienst der eigenen "Ganzheit" und alles vorgebliche "Ganzheitsstreben" das sich auf dem Markt "spiritueller" Schnellverfahren bedient, soll das egozentrische Durchsetzungsvermögen vergolden (Anm. 115).

Auch das Konsum – und Luxusstreben in all seinen Variationen, der Versuch, auch noch die banalsten Lebensbereiche mit materiell orientierten Glanzeffekten auszufüllen, entspringt im Grunde einem Bedürfnis nach dem Erreichen eines geahnten Optimum, das mit der Dringlichkeit eines biologischen Triebs Verwirklichung sucht.

Dahinter steht der Drang nach Sinn, nach einer Erfüllung über das bloß körperlich-Notwendige hinaus, nach Erwachsensein, und dieser Sinn ist eine Funktion des Vaterarchetypus.

Aber nur aus der allerkindlichsten Perspektive bedeuten Wachstum und Erwachsenwerden stete Ausweitung und Anreicherung. Schon das allmählich zu Bewusstsein kommende heranwachsende Kind lernt, dass das Fortschreiten in die Nähe der ersehnten Erwachsenenwelt auch Verzichte nötig macht. Dass manches zurückgelassen werden muss, spontane Triebbefriedigungen, Alles-Haben-Wollen, um in neue Erlaubnisse und Fähigkeiten hineinzuwachsen.

James Hillman formuliert das in seinem provokativen Gespräch mit Michael Ventura radikal: "Wachstum ist immer Verlust. Sooft man wächst, verliert man etwas. Man verliert etwas, an dem man hängt, um in Sicherheit zu bleiben. Man verliert Gewohnheiten, bei denen man sich wohlfühlt, man verliert Vertrautheit. Dies ist ein gewaltiges Erlebnis, wenn man sich ins Unvertraute begibt." (Anm. 116)

Demnach bedeutet Wachstum zunächst einmal das Abschiednehmen von der wohligen Vertrautheit in der mütterlichen Sphäre, dem mythischen Paradies, das einem nicht gehört, weil es überpersönlich oder vorpersönlich ist. Das führt zu mehr Persönlichkeit und weniger narzisstischer Grandiosität. Wenn nun im Laufe

des Lebens versucht wird, diese kindlich erinnerte grandiose Sicherheit, mittels anderer narzisstischer Besetzungen (Besitz, Beziehungen, Konsum, Wissen, Status etc.) wiederherzustellen, so kann dies bis zu einem gewissen Grad ein Wachstumszuwachs sein, indem zur Erreichung dieser Ziele auch Verzichte geleistet werden müssen. Aber wenn die Sinnziele nicht über die Erhaltung der eigenen egozentrischen Bedürfnisbefriedigung hinausgehen, ist die Sphäre des Mütterlich-Kindlichen nicht entscheidend überschritten. Es bleibt bei einer symbiotisch zu nennenden Verhaftung, die den Horizont der narzisstischen Bedürfnisbefriedigung nicht überschreitet.

Den Erwachsenen im Sinne des Vaterarchetyps zeichnet aus, dass er den Schritt, aus der Befangenheit im persönlichen Rahmen, hinaus tut zur Gemeinschaft hin. Die Gemeinschaft hat gegenüber der privaten, persönlichen Sphäre die Funktion eines "Weltfaktors!" (Anm. 117) Erst durch die Gemeinschaftsperspektive wird sich das Individuum einer persönlichen Aufgabe, eines Berufs und eigener Sinnziele bewusst. Es kann diese Perspektive nur dadurch gewinnen, dass es den Schritt von sich weg und in die Gemeinschaft hinein vollzieht und dort eine Funktion verantwortlich übernimmt, die einem auf irgendeine Weise überpersönlichen Ziel dient.

Erwachsensein bedeutet auch absehen können von sich selber, den persönlichen Wünschen, wo es nötig ist. Das wiederum erfordert eine Trennung von jedem Weltbild, das nur auf persönlichen Nutzen und gefühlsmäßige Bequemlichkeit gerichtet ist.

In Stammesgesellschaften sind es für die Jungen die Männerbünde, welche eine "in die Welt" herausführende, kollektive Eltern- oder Erwachsenenimago repräsentieren. Zum Zweck der Initiation in die Welt der Erwachsenen werden die Jungen in sehr anschaulicher Weise aus dem "Familiennest" herausgenommen und über einige Zeit im Männerhaus isoliert, Belehrungen und Prüfungen unterworfen. Der erwachsene Mann ist in diesen Gesellschaften Träger bestimmter Kenntnisse, die den Frauen vorenthalten werden. Es wird damit bewusst eine Unterscheidung gesetzt, die außerhalb des Biologischen liegt und sie wird verstärkt durch das Gebot der Geheimhaltung. Das schafft Distanz von der mutterbetonten Sphäre der Kindheit, eine Distanz, die noch verstärkt wird dadurch, dass auch die erwachsenen Frauen Geheimnisse untereinander hüten, die weder den Männern noch den Kindern zugänglich sind. Auch innerhalb der Frauengruppe wird die Unterscheidung zelebriert zwischen den Mädchen vor und nach der Menarche.

So entsteht außer der Grenzlinie, die unter dem Vorzeichen des Vaterarchetypus gezogen wird zwischen Frauen und denen, die "anders-als-die-Frau" sind, noch eine andere, ebenfalls vater-archetypisch zu bewertende. Es ist die Grenzlinie zwischen denen, die in die Geheimnisse des Er-wachsens eingeweiht sind, und den Kindern, für welche die Erwachsenen Beispiele der ausgereiften, vollständigen Menschen sind, die sie hoffen eines Tages auch zu werden.

Obwohl die Reifungsrituale in den zivilisierten Gesellschaften blass geworden sind, finden sich doch auch hier noch Spuren. Die Riten im Pubertätsalter werden vor allem im christlichen Bereich mit Konfirmation oder Firmung noch zelebriert als eine bewusst angetretene Aufnahme in die Gemeinschaft, nachdem im Taufritus die Paten geleistet hatten, wozu der Täufling noch nicht in der Lage war. Im zeremoniell vorgeführten Übergangsritus liegt für den "Initianden" zugleich ein Abschied von der Kindheit, was nach außen durch eine bestimmte Kleiderordnung signalisiert wird. Wie wichtig solche kultisch-gemeinschaftliche Ablösungszeremonien empfunden werden, zeigt die Tatsache, dass in Systemen, welche alles Kirchliche ablehnen, Ersatzriten erfunden werden, wie z. B. die "Jugendweihe" in der ehemaligen DDR.

Auch praktisch bedeutet das Erreichen des vierzehnten oder fünfzehnten Lebensalters noch immer für viele Jugendliche einen Einschnitt, falls sie die Schule verlassen und in einem Lehrverhältnis oder gleich in einem Anlernberuf Erfahrungen machen, welche sich von ihren bisherigen unterscheiden. Die Liste ließe sich lange fortführen, über das Mündigwerden und das aktive Wahlrecht bis zum vorgeschriebenen Mindestalter des Volksvertreters oder Beamten. Überall zeigt sich, wie sehr das Erwachsensein verknüpft ist mit Erwartungen der endgültigen Selbstbestimmung, Verantwortlichkeit, Vollständigkeit, Autorität – kurz: mit dem Ideal von gelungener, reifer Persönlichkeit und sozialer Integration.

Mögen die realen Verhältnisse aussehen wie sie wollen: dem Kind ist alles "Erwachsene" zugleich das Bewunderungswürdige, und auch der Erwachsene knüpft an Merkmale, die mit Kategorien aus diesem Assoziationsbereich korrespondieren Heilserwartungen, ob berechtigt und bewusst oder nicht. Merkmale des Erwachsenenarchetypus finden sich in allem, was Kontinuität verspricht, Halt, Ordnung, Festigkeit. Alles Fertige, Gemachte, Machbare, Artifizielle, Klassifizierbare, Unverrückbare, Dogmatische verkündet die vaterspezifische Botschaft des Erwachsenseins. Das betrifft so unterschiedliche Bereiche wie Tradition, Mythos, Gesetzgebung, Geschichtsbewusstsein, Wissenschaftlichkeit, Logik, Systematik, Technik, wie auch die Wertschätzung von stabilen Materialien, Artefakten, der Dingwelt überhaupt.

Die Notwendigkeit der Trennung aus der diffusen, emotional abhängigen Gefühlswelt des kleinen Kindes findet ihr Äquivalent (oder ihren Ersatz) in distanzbetonenden Tendenzen, scharfer systematischer Konturierung, sachlicher statt gefühlsmäßiger Bezogenheit, Absehen von sich selbst, Orientierung an äußeren Gegebenheiten.

Dem inneren Drang nach Überschreitung des Situativen, der Ausweitung des Horizonts entspricht Wissensaneignung, Bildung einer Weltanschauung, methodische Exploration, Einordnung in größere Bezüge, wozu sowohl theoretische Systeme als auch Realitätsanforderungen gehören.

Die Gemeinschaft oder Gesellschaft hat dabei eine wichtige Funktion, indem sie die Anstrengungen und Leistungen des Individuums legitimiert und honoriert, wo Trennungsängste und Schuldgefühle den Abschied aus der mütterlich-kindlichen Symbiose schwer machen. Sie bietet den größeren Rahmen, von dem aus sich die Perspektive auf das allzu persönlich Gebundene, privat Verstrickte ändert.

Der Erwachsene, der den Vaterarchetypus vertritt, repräsentiert nicht nur den Befreier, er ist auch ein Gegner (Anm. 118). Er ist ein Gegner, welcher der Symbiose mit der Mutter (oder Familie) ein Ende macht, sie verhindert. Er verbietet Allzukindliches, spontane Wunscherfüllungen aller Art. Im besten Fall setzt der väterliche oder Erwachsenenarchetypus an Stelle der Bindung an die mütterliche gefühlsabhängige Weltordnung und familiäre Gruppe nicht nur die Bindung an die Werte der Gesellschaft als megafamiliäre Gruppe, was allzu oft nicht mehr ist, als Fortsetzung des Egozentrismus auf kollektiver Ebene. Sondern es hat die verstandesmäßige, kritische Einsicht stattgefunden, dass dies nur ein narzisstischer Ersatz bzw. eine Identifikation mit dem Vaterarchetypus wäre.

Im Mythos muss Odysseus letztendlich alle Gefährten opfern. Der Erwachsene, der diesen Namen verdient, muss vieles aufgeben. Dafür muss er in Verbindung kommen mit seinem eigenen Gewissen, seinem eigenen Genius der ihm den Weg zum eigenen Ziel weist, welches im Einklang mit dem transpersonalen Ziel der Gemeinschaft steht. Die Erfüllung dieses Ziels hat Jung "Individuation" genannt. Sie ist nicht mit dem Moment des Erwachsenwerdens als Erreichthaben eines biologischen und sozialen Status beendet. Es bedarf des ganzen Lebens, um sie zu erreichen. Der Vaterarchetypus, insofern er eine die Lebensstruktur steuernde Kraft ist, kann also nicht allein auf das Bild des Erwachsenen, der im Zenith seiner sozialen Macht steht, gebunden sein. Auch wer im Idealfall in den Genuss allen möglichen Prestiges gekommen ist, braucht irgendwann wieder ein neues Vorbild, einen Orientierungspunkt, um eine Wachstumsgrenze zu überschreiten, sein Wesentliches herauszuschälen. Ein vaterarchetypisches Bild, das ihn weiterführt, ist das Alter.

Die Alten, das Gewordene

"Ich habe einen viel älteren Menschen in mir, der jeden Tag zu mir spricht, ruhig, meist freundlich, duldsam, manchmal auch streng, wenn ich wirklich Mist baue, aber immer mit Humor." (Anm. 119)

Glücklich, wer solch eine positive "Ältern"-Figur wie Michael Ventura in sich trägt. Sie ist eine transpersonale innere Figur, die sicher keine Ähnlichkeit mit den leiblichen Eltern Venturas hat. Ist es ein "Ahne"? Die Ahnung eines erfahrenen, in

geheimnisvollem Sinn "älteren", überlegenen Beistandes in uns? Ein väterlicher Vorfahr? Das Wort "Vater" lässt sich über lat. pater zurückführen auf idg. pitar, was "Vorfahr" heißt (Anm. 120). Meldet sich durch ihn die väterliche "Stimme", von der Erich Neumann spricht (Anm. 121)? Noch einmal sei an dieser Stelle auf die Verwandtschaft des deutschen Wortes "alt" mit lat. altus erinnert, was sowohl tief als auch hoch bedeuten kann. Indem der "ältere Mensch" in uns aus der Tiefe spricht, ist er eine instinktnahe, seelische Kraft. Indem er zugleich aus der Höhe spricht, ist er eine himmlische, geistige, die aus der Distanz eines viel weiteren Überblicks heraus führt und berät.



Abb. 14 Ghirlandaio, Greis und Knabe

Zweifellos gehört sie zum Kreis der vaterarchetypischen Kräfte. Wahrscheinlich würde Ventura, der die Begleitung dieser inneren, älteren Stimme genießt, dem zustimmen, dass das Alter eine im Un- oder Überbewussten beheimatete Instanz in uns ist, die darum weiß, was Wesen, Reifung und Alter für jeden von uns bedeutet, auch wenn es noch nicht in allen Punkten in der Realität ausgefaltet ist.

Für das Bewusstsein des noch jüngeren Menschen allerdings liegt die Erfahrung des Alters noch "jenseits" des bisher Erfahrenen. Deshalb ist für ihn das Alter das Andere, in dem der Vaterarchetypus weniger als Befreiendes, sondern Be-

ängstigendes herblickt. Der "ältere Mensch" Venturas ist gleichzeitig immanent und transzendent, er "wohnt" in der Tiefe seiner Seele, und er urteilt von höherer Warte aus. Er ist transpersonal und doch nur durch dieses bestimmte Subjekt Michael Ventura erfahrbar, als wäre er ausschließlich für dieses eine Individuum bestimmt. Die mythische Vorstellung des Christentums von Gott, der trotz seiner enormen kosmischen Organisationsarbeit jeden einzelnen persönlich kennt und bei seinem Namen ruft, scheint hier durch.

Es ist kein Zufall, dass die volkstümliche Vorstellung diesen Gott als Vater, ja als Groß-Vater imaginiert, mit wallendem, eisgrauem Bart, als den Uralten, den "Alten der Tage" (Anm. 122). Er ist eine saturnale Gestalt im besten Sinn, nämlich die reife Ausprägung der alchemistischen merkurischen Potenz, welche durchaus nicht nur die ewig quicklebendige Anfangs- und Bewegungsenergie ist, sondern die geistige Quintessenz, welche die Vielheit der Welt in sich zusammenführt. Das Wesen des Wesens.

Der Eremit im Tarot ist eine Figuration dieses "mercurius senex", des "alten", tiefinnerlich allem Sein einwohnenden, aus höchster Höhe alles Sein durchdringenden Mercurius.

Oft sind Berge Sitz dieser Weisen Alten, genau wie der Götter. Der Berg ist ein ausgezeichnetes Symbol des Ur-Vaterarchetyps: alt über jedes Menschengedenken hinaus von der geologischen Entstehungsgeschichte her, Festigkeit und Unerschütterlichkeit ausstrahlend sowie Kontinuität durch unvorstellbare Zeitalter hindurch, was ihn zum überzeitlichen, "ewigen" Sitz der Gottheit geeignet macht. Er überragt alles "Niedere" und ist direkt mit dem Himmel in Verbindung. Das Alte und das Erhabene sind im Symbol des Berges bedeutungsgleich. Hinauf kann nur die mühsame Bergbesteigung, Metapher menschlicher Bemühung und Individuation, führen.

Der Berggipfel steht für die Erfüllung des Lebensziels und die Vollendung, die Einswerdung des Irdischen mit dem Himmlischen, das erfüllte Wesen.

"Der Berg stellt das Ziel der Wanderschaft und des Aufstieges dar, darum bedeutet er psychologisch oft das Selbst." (Anm. 123)

Die Außenform des Berges symbolisiert auch das Aufgeschichtete, Aufgerichtete, Aufrechte, Väterlich-Männliche. Seine verborgene Innenform ist die mütterlich bergende Höhle, der weibliche Schoß aus dem Leben entsteht und genährt wird. Der Berg ist der von Innen genährte Phallus, der Wohnort der ewig jungen, ewig alten Zwerge als der emsig tätigen Bildner und Förderer des Lebens. Er ist der mächtig schützende Burgberg und der "Berg, von dem mir Hilfe kommt" der Psalmen. Das Geheimnis seiner Komplementarität von männlichen und weiblichen Eigenschaften macht sein Geheimnis als Väterliches aus, das, genauso wie das Bild des Erwachsenen und Alten, idealerweise ein Bild der Vollständigkeit und Reife ist. Die Alten Weisen auf den Bergen sind in Stille und Einsamkeit ganz

in Verbindung mit den reinen Quellen des Daseins. Sie haben ihre persönliche Geschichte erfüllt und sind weiter gegangen. Die Vielschichtigkeit irdischer Erfahrungswelt ist das verlässliche Fundament ihres Individuationsweges.

Das Geschichtetsein des Berges entspricht den Ablagerungen, durch die Existenz manifest wird, Ablagerungen der Geschichte, der Tradition, des Gedächtnisses, des Alters, das ein Erhöhtwerden oder ein dem Höheren Näherkommen sein kann. Dass Geschichte auch das Sediment in der Tiefe ist, nach dem man graben und hinabsteigen muss, um an die Wurzeln zu gelangen, ist kein Widerspruch. Die Alten, die Ahnen, sind mit ihrem Erfahrungs- und Weisheitsschatz in der Tiefe unserer Seele und der Höhe unserer geistigen Entwicklungsmöglichkeiten angesiedelt.

Die Alten und Ältesten haben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft in vieler Beziehung eine hervorgehobene und bedeutsame Rolle gespielt. Dass noch heute einige Regierungs- und Verwaltungsgremien den Namen Senat (= Ältestenrat) tragen, ist ein Zeichen dafür, wie hoch einst Erfahrungswissen und menschliche Reife der Alten in Fragen der Gesetzgebung und Gesellschaftsordnung geschätzt wurde. Der Ratsherr, der Senator, sind weltliche Personifikationen des Alten Weisen.

Um solche Ämter zu bekleiden, bedurfte es immer eines gewissen würdigen Alters und nicht nur dessen: auch einer würdigen Abkunft, das heißt einer Ahnenreihe, im Laufe deren Geschichte Würden akkumuliert, "geschichtet" worden waren, um diejenige Höhe von Geisteskultur zu erwerben, die sie zu Verantwortung weitsichtiger Urteile befähigt. Bestmögliche Ausbildung, nicht nur beruflicher Fähigkeiten, vorbildliche Lebensführung, Absehenkönnen von eigennützigen Wünschen und Launen, Beherrschung der Affekte, Berücksichtigung des Wohles aller, Voraussicht in den Entscheidungen auf Grund der Rücksicht auf die geschichtliche Erfahrung, waren unabdingbare Qualitäten für ein öffentliches Amt.

Die Alten sind Träger und Vermittler von Erbe und Tradition. Sie vererben materielle und geistige Güter, die sie erworben haben, weiter.

Den Alten, ob Senat der Antike, ob Ältestenrat in Stammesgesellschaften, obliegt die Bewahrung des kollektiven Kulturguts, der Gesetzgebung und die Kontrolle über deren Einhaltung. Letztere Funktion hat sich bis in unsere Tage hinein in den juristischen Senaten erhalten.

Die Funktion des Ältestenrats geht aber über seine instrumentelle Aufgabe hinaus.

Wenn Nelson Mandela in seinen Memoiren schreibt, "dass er seine Vorstellungen von Demokratie den Erfahrungen mit dem Ältestenrat der Thembu in seiner Jugend verdanke", (Anm. 124) dann ist darin ein Vorgang der ethischen Prägung

ablesbar, ein Prozess der Gewissensbildung. Ethische Einstellung und praktiziertes Verhalten der "Alten" setzen Maßstäbe, die enormen Vorbildcharakter tragen.

Wenn wir das auf westliche Verhältnisse übertragen, so bedeutet das, dass das Vorbild politisch Verantwortlicher, auch wenn sie den Jahren nach nicht zu den "Alten" oder "Ältesten" gehören, entscheidend einwirkt auf die Art der Grundhaltungen, die Jugendliche sich zum Maßstab machen. Die Reife oder Unreife derer, die politische Ämter bekleiden, ihre moralische Integrität oder Gewissenlosigkeit, bildet unweigerlich einen Orientierungsrahmen für die Heranwachsenden, denn psychologisch repräsentieren sie die "Väter", die nach Jung in Träumen und Fantasien häufig in der Mehrzahl, als Ältestenrat, Gerichtshof oder andere Ratsgremien auftreten. Man erwartet realitätsgerechten, gutbegründeten Rat von ihnen, oder aber, wie von Kafka im surrealen furchtbaren Beispiel beschrieben, vernichtendes Urteil.

Aber auch der einzelne Alte ist, ob er will oder nicht, Träger eines väterlichen Archetypus mit Vorbildcharakter. Das heißt: Es ist von ganz erheblicher Relevanz, welches Bild eine Gesellschaft vom Alter im allgemeinen und vom Ansehen der Alten im besonderen entwirft.

Wird dem Alter Wertschätzung und Ehrerbietung entgegengebracht, oder sind die Alten die Lästigen, Überflüssigen, die unnützen Esser und abgenutzten Wracks, in die es sich nicht lohnt, Aufmerksamkeit und Pflege zu "investieren"?

Sind sie geachtet oder verachtet?

Können sie ihr Alter selbst achten? Würdigen?

Oder ist es die größte Sorge jedes Alternden, seine Selbstachtung dadurch aufrechtzuerhalten, dass er sein Alter verleugnet, sich stets so jugendlich wie irgend möglich macht und gibt, in der Kleidung, in der Attitüde, in der Lebenseinstellung?

Ich glaube, dass in einer Gesellschaft, in der selbst die Ältesten zunehmend dem Jugendlichkeits-, Fitness und Aktivitätswahn verfallen, den Jugendlichen die Chance zu reifen genommen wird.

Wo die Älteren und Alten immer "jung" sein wollen, wird der väterliche Archetypus der Strukturerfüllung mit seinen Kontinuität bewirkenden Wachstumszielen seiner Kraft beraubt. Wir brauchen Venturas "älteren Menschen" nicht nur "innen". Vielmehr ist zu befürchten, dass wir mit dem innerlichen gar nicht mehr in Kontakt kommen können, wenn es keine älteren Menschen außen mehr gibt, die sich ihres Alters bewusst sind und es mit Würde, Selbstachtung und Humor annehmen. Mit der Heiterkeit, die nur ein Leben vermitteln kann, in welchem die wesentlichen existenziellen Wachstumsstationen gemeistert wurden und gelernt, was das Ich ausrichten kann und was nicht. Mit dem Bewusstsein der Grenzen des Wollens und Willens. Mit dem Bewusstsein, dass das Bewusstsein nicht alles

ist. Mit dem Bewusstsein, dass der Mensch ein endliches Wesen mit begrenzten Möglichkeiten ist und dass er darum nicht als Einzelner die Last der Welt auf sich nehmen kann, sondern die Gemeinschaft braucht. Mit dem Bewusstsein, wie unvermeidbar es im Menschenleben "menschelet", wie man in Süddeutschland sagt, um auszudrücken, dass oft die idealistischsten Intentionen durch subjektive Fehlleistungen daneben gehen können. Und vielleicht mit dem Bewusstsein, dass es etwas Größeres, Höheres gibt, das den Menschen und durch ihn die "Welt der tausend Dinge" schafft, damit er es erkennt und anerkennt und sich entschließt, das Lebens- und Sinnfindungsspiel mitzuspielen in jedem Augenblick, so gut er kann und so lang er kann.

Der junge Mensch braucht den alten Menschen, um sich abzugrenzen und um seiner Zukunft willen, als einen "väterlichen" Menschen. Er braucht ihn, um einen Raum der Kontinuität und Hoffnung herzustellen zwischen Zukunft und Vergangenheit und umgekehrt. Um Selbstachtung und Verantwortung für die Gegenwart zu erlangen durch die Achtung vor Zukunft und Vergangenheit.

Der junge Mensch braucht den persönlich erfahrenen alten, um an ihm etwas über sich selbst zu erfahren: "Kinder und Enkel schauen an, um zu bewundern, umd sie bewundern, um zu lernen und auszubilden, was erblicherweise in ihnen vorgebildet liegt" (Anm. 125), schreibt Thomas Mann im "Zauberberg" zum Verhältnis des kleinen Hans Castorp zu seinem Großvater. Der junge Mensch braucht den alten, um seine Angst vor der Festlegung abzulegen, um vom puer, dem ewigen Jugendlichen, der die Bindung scheut und lieber mit Tricks jongliert, zum senex zu reifen, der Festlegung in äußerster Konsequenz repräsentiert. Im Vergleich mit der elastischen, bildsamen Uneigentlichkeit des jungen Menschen ist der alte, der bis in seine auf charakteristische Art geprägten Gesichtszüge hinein irreversibel Gezeichnete, eigentlich und wesentlich Gewordene, der Charakter.

In mancher Beziehung kann er auch tatsächlich "eigen" geworden sein, eigentümlich, sonderbar. Dem jungen, der noch seine narzistischen Größenfantasien von den unendlichen Möglichkeiten hätschelt, macht das verständlicherweise Angst, denn es führt ihm plastisch vor Augen, dass in der einen oder anderen Weise die Zeit von selbst ihre Festlegungen trifft, und dass auch er ihnen nicht entkommen wird. Aber es macht ihm noch mehr Angst zu sehen, dass viele Alten selbst von dem manischen Bemühen besessen sind, die Spuren ihrer Eigentümlichkeit zu verwischen, dass sie sich dessen, was sich im Alter an Selbstausdruck da körperlich manifestiert, schämen, weil sie die Wachstumsschwelle, an der sie ihre narzisstische Eitelkeit hätten hinter sich lassen können, nie überschritten haben und in ihrem Innenleben infantil geblieben sind. Wie sehr aber könnten Alte, die ihren Charakter (von griech. charássein = einkerben, einritzen, schärfen, spitzen) begriffen haben als wesenseigen, als Ausarbeitung ihrer schaffenden Seele, ihres inneren Daimon, ermutigende Vorbilder sein, gerade für die schwierigen Entwicklungsschritte, die Zurücklassen statt Anreicherung von uns fordern! Ge-

rade ihre charakterologischen Grenzen sind es ja, die den Jüngeren Mut machen könnten, auch zu den eigenen Begrenztheiten zu stehen, und sie anzunehmen anstatt sich nach fiktiven idealischen Vollkommenheiten abzurackern, die bei genauem Hinsehen doch nur kulturspezifische Formalismen aus der repressiven Mottenkiste der Ideale oder einfach der Konsumsteigerung sind.

Was die Jungen von den Alten brauchen ist der "Älternsegen," der sie auf ihrem mühseligen Weg der Selbstwerdung stärkt, indem er die Mühsal nicht leugnet, sondern als lohnend bestätigt. Der Segen der Alten ist ein stärkendes Zeichen, welches das Sein, wie es sein kann, bejaht; er ist zugleich Erlaubnis und Verpflichtung, sein Bestes zu geben.

In der antiken und mittelalterlichen Weltanschauung, ja bis in die Barockzeit hinein, ist Saturn die symbolische Personifikation des Alters.

Der Planet Saturn bewegt sich sehr langsam am äußersten Rand des in damaliger Sicht die Erde umhüllenden Weltraumes. Er markiert die Grenze zwischen der äußersten Verwesentlichung der Form, des körperlich Gewordenen und der essenziellen, körperlosen Seinsstruktur, die nach Platon in der außerhalb liegenden Sphäre der Ideen angesiedelt ist und die Jung Archetypen genannt hat.

Indem Saturn von seiner extremen Position aus beide Regionen überblickt, die der materiellen und die der geistigen Existenz, symbolisiert er Verbindung und Übergang zwischen Materie und Geist, zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem, zwischen Bewusstem und Unbewusstem, zwischen fetzt und Nachher, das auch das Schon-Immer ist. An dieser Schwelle bewegt sich auch der "ältere Mensch" in uns. Von daher hat er seinen Überblick, seine Distanz, seine emotionale Nicht-Ver-wickeltheit, seine Weisheit.

Saturn ist auf der unbeliebten Seite der bis zur Unbeweglichkeit erstarrte und überkonturierte Alte, dessen kritische Schärfe (krínein = trennen, scheiden) und gefühllose Härte alles kalt und emotionslos abtut, was uns an die gefühlshaft beglückende Fülle der Welt der Dinge bindet.

Andererseits aber ist er ein Gott des Reichtums und der Ernte (in Griechenland in der Version des Sabazius, der unüberhörbar verwandtschaftliche Beziehungen zu orientalischen religiösen Vorstellungen, Sabbath, unterhält). Das Schnitter-Attribut der Sichel oder Sense, das er von Kronos übernommen hat (und dieser von Gaia-Demeter), passt zu beiden Seiten, und sie passt zu den vaterarchetypischen Vorbildlichkeiten des Alters in mehrfacher Hinsicht:

Der Alte muss nicht nur Abschied nehmen, sondern hat ein langes Leben gelebt, nach dessen Ernte er innehalten kann. Victor Frankl hat diesen Aspekt vom Reichtum der Vergangenheit immer sehr betont:

"Für gewöhnlich sieht der Mensch nur das Stoppelfeld der Vergänglichkeit, was er übersieht, sind die vollen Scheunen der Vergangenheit. Im Vergangensein

ist nämlich nichts unwiederbringlich verloren, vielmehr alles unverlierbar geborgen." (Anm. 126)

Angesichts dieser vollen Scheune, in die auch Mängel und Niederlagen als wert- und weltschaffende Schöpfungen gehören, kann er Abstand nehmen und das Tempo seines Lebens, das ohnehin durch allerhand körperliche Abbauerscheinungen Besinnung fordert, verlangsamen. Er kann diese Langsamkeit bewusst gestalten und durch seine Trennung von vielen überflüssigen hitzigen Aktivitäten Räume um sich schaffen, von denen auch die Jüngeren spüren, dass sie ein Gewinn sind. Dass dort Raum ist für die Welt des "Ganz anderen", in die nur Saturn blicken kann. Die Alten könnten so Kristallisationspunkte werden für jene heilsam kühlen Räume, in denen das "Jenseits im Diesseits" (Anm. 127) erlebbar wird als eine befreiende, über die Zwänge der Ich- und Dingverhaftung hinausführende Dimension

Doch auch allein durch die Tatsache, dass sie schon so viel erlebt und durchgestanden haben, könnten die Alten für die Jungen tröstliche Instanzen sein und Symbole der Verlässlichkeit. (Um wie viel mehr, wenn sie nicht den Humor verloren haben!) Im Glücksfall sind sie Garanten dafür, dass das Leben nicht nur bis zur Blüte des erfolgreichen Erwachsenseins lebenswert ist, sondern dass offensichtlich darüberhinaus noch etwas zu lernen und zu gewinnen ist, nicht zuletzt Freiheiten und Erlaubnisse, welche das Eingespanntsein des erwerbstätigen Erwachsenen ins strenge Regiment der Konvention nicht zulässt. Brechts Großmutter, der er in der "unwürdigen Greisin" ein Denkmal gesetzt hat, ist dafür ein bemerkenswertes Beispiel (Anm. 128). So wird der Alte nicht nur Symbolträger von Lebensweisheit, sondern ein Erzieher, der über die Abhängigkeiten des Konventionellen augenzwinkernd hinwegsehen und manchmal auch hinweghelfen kann. Das Verhältnis von Großeltern zu ihren Enkeln ist oft ein wesentlich gewährenderes, als es den Eltern möglich wäre.

Doch obwohl sich die Alten also Freiheiten nehmen können, welche den Ämter bekleidenden Erwachsenen nicht möglich sind, fungieren sie in den Augen der Jungen oft eher als Repräsentanten traditionellen Gleichmaßes, kollektiven Gedächtnisses und Gewissens. Das macht sie unter anderem zu einer moralischen Instanz, die unvermeidlich Stein des Anstoßes ist für den jugendlichen Jungen, der mehr seine persönlichen Wünsche durchzusetzen trachtet, als dass er sich um gemeinschaftliche Arrangements und Pflichten kümmern wollte. Insofern werden die Alten, in ähnlicher Weise wie die Erwachsenen, als Gegner empfunden, als ein Hindernis, dessen "Gesetztheit" allem Jungen und Neuen im Wege steht. Er wirkt als hölderlinscher "Fels", welcher dem jugendlichen Überschwang, seines "Herzens Woge" entgegensteht, als das alte Gesetz, der Alte König, an dem sich alles nach Erneuerung Strebende reiben und abprüfen muss.

Wenn das Alte sich mit allzu viel Macht und Starrheit behaupten und aufrechthalten will, rechnen wir es dem Bereich des furchtbaren Vaters zu, dem festhaltenden, lebensfeindlichen Kronos-Saturn-Prinzip, welches die Fruchtbarkeit des Neuen abblockt, gefangen setzt, verschlingt. Aber selbst im Fall, wo sie "böse" erscheint, kommt dieser Hemmung eine Funktion zu, an welcher das Nachwachsende seine Kräfte zu erproben hat. Immer dient die Auseinandersetzung dem Verlassen des mütterlich-kindlichen Paradieses und es kristallisieren sich die Konturen der eigentlichen Ziele heraus.

Zukunft, Ziel und Sinn

"Der a priori vorhandene Zielcharakter des Selbst und der Drang, dieses Ziel zu verwirklichen, bestehen … selbst ohne Teilnahme des Bewusstseins." (Anm. 129)

"Der Mensch kann fast alles ertragen, wenn er weiß, dass es einen Sinn hat." (Anm. 130)

Das ganze Leben hindurch sind wir jeden Augenblick dabei, einen bestehenden Zustand zu verlassen oder zu überschreiten, auf ein bewusstes oder unbewusstes Ziel hin. Die Fähigkeit, Ziele selbst zu setzen und zu erreichen ist eine herausragende Errungenschaft der rational orientierten westlichen Welt, seit sie den Mutterschoß der mythisch-magischen Seelenstruktur verlassen hat. Man kann das Setzen und Verfolgen von Zielen geradezu als das patriarchale, vaterspezifische Merkmal an sich ansehen. Dazu gehört in der westlichen Tradition, dass dieses Ziel grundsätzlich als etwas betrachtet wird, das sich außerhalb, woanders befindet, zeitlich oder räumlich. Die taoistische Ansicht (die auch charakteristisch für die christliche Mystik ist), das Ziel liege im Augenblick, im Sosein und sei von Anfang an da, kommt allenfalls in philosophischen Reflexionen vor. Ansonsten besteht zwischen dem Da-Sein des westlichen Menschen und seinen Zielen ein ständiger Spannungszustand. Es ist der charakteristische Spannungsgegensatz zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Innen und Außen, welche zur Bildung eines Welt-Bildes ein unerlässlich vaterarchetypisches Element ist.

Dieser Spannungszustand zwischen dem Erlebenden und seinem Ziel, dem Sein und dem Werden, hat eine Parallele in der Einheit von Mutter-Kind einerseits und dem Anderen, Eindringenden andererseits, und in den vielen anderen Gegensätzen der dualistischen Weltsicht, von der wir nicht wissen, wann und wie sie begann. Verstärkt hat sie sich mit Sicherheit durch alle Techniken des Teilens und Messens ("Ziel" und "Teil" sind aller Wahrscheinlichkeit nach etymologisch stammverwandt, vgl. Duden), die wir dem Vaterarchetypus zurechnen. Man kann wohl sagen, dass Ziel- und Zweckorientierung in dem Maße zunahmen, wie patriarchale Strukturen Mitteleuropa beherrschten.

Dies verstärkte sich in der Zeit ab dem 13. bis 16. Jahrhundert, wo man sich auf Vorbilder der Antike besann und die in der Geschichtsbetrachtung deswegen "Renaissance", Wiedergeburt, genannt wurde.

Die Wiedergeburt des antiken Denkens begann mit der schärferen Wahrnehmung und Strukturierung von Raum und Zeit, mit dem Heraustreten aus der mittelalterlichen Goldgrundmalerei. An Stelle des einheitlichen, allesenthaltenden Goldhintergrundes trat nun in der Tafelmalerei eine immer reicher und plastischer differenzierte Darstellung des Körpers und der den Menschen umgebenden Außenräume.

Was die Entdeckung der Perspektive im 13. Jahrhundert, die Aufstellung der ersten öffentlichen mechanischen Uhr, die Erfindung des Fernrohrs und anderer immer präziserer Messinstrumente, was die Neuorientierung im Weltraum für die Ich-Orientierung des Menschen geleistet hat, für sein Macht- und Strukturgefühl, sowie die einschneidende Bewusstheit von der Endlichkeit aller Dinge und der scharfen Sichel des Todes, der allen Ambitionen ein unausweichliches Ziel setzt, zeigt außerdem die seit jener Zeit sich immer noch verschärfende Tendenz zum Fort-schritt, die inzwischen unübersehbar mehr Flucht- als Zielcharakter hat. Unsere Ziele werden immer kurzatmiger, die Sucht nach neuartigen Zielen immer zwanghafter. Doch zunächst musste die wiedergewonnene Fähigkeit des Menschen, aus eigenem Entschluss und auch gegen die in sich kreisende Zeitlosigkeit der Götter sich denkend Überzeugungen zu bilden, Pläne zu entwerfen und konstruktive Ziele zu setzen, als unbedingt positive Errungenschaft seiner erwachten Bewusstheit gesehen werden.

Im "krummsinnigen" (= klug planenden) Kronos haben wir den männlichen Protagonisten des Zielesetzens erlebt, wenn auch in der Verneinung. Aber mit dem Neinsagen beginnt bekanntlich auch beim Kind die Ich- und Willensbildung. Prometheus, ebenfalls "krummsinnig", ist der nächste Revolutionär. Ging es bei Kronos' heldischem Entschluss noch um eine Herausformung auf der Stufe der göttlichen Vor-Bilder, so hat sich Prometheus den Menschen als Realisierungsebene zum Ziel gemacht. In manchen Mythen gilt er sogar als Schöpfer des Menschen. Wie der ägyptische Chnum hat er ihn aus Lehm geformt. Darüberhinaus hat er aber den Menschen aus seinem dunklen Dahinvegetieren erlöst, indem er ihm das göttliche Feuer zugänglich machte. Feuer ist Geist, Wille und Erkenntnisfähigkeit. Alle drei sind unentbehrliche Werkzeuge bei der Bemühung, widrige Verhältnisse, einengende Bedingungen zu verändern. Wer sich ein Ziel setzt, will über den Status quo hinaus. Er will das Andere, und das Ändern ist die männlichväterliche Qualität gegenüber dem ruhenden Annehmen des weiblich Mütterlichen.

Wer sich ein Ziel setzt, will fort, weg von irgendwo, er macht sich auf den Weg anderswohin. Entscheidend für das Gelingen des Weges ist, ob die Wahl nach eigener Erkenntnis und Einsicht getroffen wird.

Sinn- und Zielbezogenheit gehören auf die Seite der emanzipierenden männlichen Kräfte im Menschen: "Wissen, was man will, und das Nötige tun, um das Ziel zu erreichen" (Anm. 131) enthält die Sinn gebenden Fähigkeiten, die der Vaterarchetypus zur Entfaltung bringen muss: Wissen, Wollen und Handeln. Wille, Zielsetzung und Sinn sind eng miteinander verknüpft. Von Victor Frankl, dessen Therapieform der "Logotherapie" von der Annahme ausgeht, dass der Mensch an jedem Punkt seiner Existenz ordnenden Sinn (= logos) braucht, stammt der Satz:

"Wenn Sie mich fragen, wie ich mir die Heraufkunft des Sinnlosigkeitsgefühls erkläre, dann kann ich nur sagen, im Gegensatz zum Tier sagt dem Menschen kein Instinkt, was er muss, und im Gegensatz zum Menschen in früheren Zeiten sagt ihm keine Tradition mehr, was er soll – und nun scheint er nicht mehr recht zu wissen, was er eigentlich will. So kommt es denn, dass er entweder nur will, was die anderen tun … oder aber er tut, was die anderen wollen … " (Anm. 132)

Mit dem Verlust der Tradition, die sagt, was getan werden soll, ist hier zwar wahrscheinlich der feste Pflichtenkanon der bürgerlichen Gesellschaft vor dem 1. Weltkrieg gemeint, aber ich könnte mir vorstellen, dass schon der Mensch der griechischen Antike im Aufbruch aus den magischen Sicherheiten dieses Dilemma verspürt hat. Für ihn aber war der neu entdeckte Wille zu Selbstwirksamkeit und Selbstbestimmung der Sinnziele noch ein kostbares Gut, ein Weg aus der Gefangenschaft im Magischen. Die Freiheit, im logischen Diskurs mit Verstandeskräften das Vernünftige und Überzeugende selbst zu finden und als gültig zu setzen, ist die Freiheit des Menschen an sich. Es ist das befreiende Vertrauen in die Macht des "rationalen Glaubens", den Erich Fromm meint (Anm. 133). Mit seiner Hilfe ist es möglich, Sinn überall zu finden.

Für den Denker der Antike war diese Fähigkeit, die uns allen zur Verfügung steht, ein Geschenk, das er sorgfältig pflegte. Das antike Ideal von Freiheit und Selbstbestimmtheit meint jedoch nie persönlichen Eigennutz. Dem Individuum ist Freiheit gegeben, mehrere Möglichkeiten des Handelns, nebst ihrer Folgen, gegeneinander abzuwägen. Dies führt, gemeinsam mit anderen Individuen, zur Entscheidung für das Beste zum Wohle aller. Der persönliche Wille des einzelnen übt und stärkt sich also nicht in der Durchsetzung egoistischer Ziele, sondern durch kritische Einsicht und die Entscheidung, Eigennutz dem besten Ziel für alle unterzuordnen. Freier Wille bedeutet Freisein vom Zwang des Magischen, nicht aber von der Orientierung am Wohl der Gemeinschaft.

Seit dem Zusammenbruch der bürgerlichen Ideale, die sich bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert noch aus der Antike herleiteten, scheint der Wille nun kein Ziel mehr zu finden, auf das es sich sinnversprechend lohnt, die Kräfte zu richten. Ge-

meinschaftliche Ziele sind durch die Fehlleistungen der Väter diffamiert; die der Selbstbestimmung liegen im Schatten des Eigennutzes und scheinen in der Massengesellschaft nicht realisierbar. Die Folge ist Schwächung des Willens, Überwältigung von Depression oder andere Symptome der Desorientierung in einer Welt der übermächtigen Vielheit der Erscheinungen. Frankls "väterlicher" Ansatz ist der Appell an den heutigen Menschen, sich auf seine eigene, dem logischen Bewusstsein immanente Fähigkeit des Sinnsetzens zu besinnen, was jederzeit möglich ist. Es wird dabei kein großartiger eschatologischer Überbau postuliert, aus dem sich "ein Sinn an sich" ergibt, sondern der "rationale Glaube", dass jede Lebenssituation ihren Sinn in sich selbst hat und wir versuchen sollten, einen solchen zu sehen und anzuerkennen, immer bezogen auf das, was jetzt gerade geschieht.

Zentral ist bei Frankl vor allem der griechische Grundsatz der Unvoreingenommenheit: Jede Situation hat ihren eigenen Sinn, der nicht an vergangenen Geschehnissen paradigmatisch ablesbar ist. Seine Neuartigkeit erschließt sich uns nur, wenn wir nicht daran festhalten, dass alles immer auch in der Zukunft nach dem schon bekannten Muster ablaufen wird. Die Vergangenheit kann die Zukunft nur determinieren, wenn wir den Blick fatalistisch allein auf sie fixieren, auf die Geschichte, auf die geronnene Struktur. Das ist Kronos, das ist der furchtbare Vater, der die Perspektive ein für alle Mal festgeschraubt hat und nicht wahrhaben will, dass sie sich verändert, wenn wir die Position wechseln, dass wir die Freiheit haben, die Position zu verändern, zu setzen und auch wieder neu zu setzen. Immer gilt es, die Dinge unvoreingenommen zu betrachten. Darin liegt auch das Problem des Vor-Bilds. Ist es ein Bild, das schon die Vor-fahren als wertvoll gewichtet haben und das nun unverändert in die Zukunft als unbedingt zu erfüllendes projiziert ist? Ein Ideal, das in der und durch die Vergangenheit geprägt wurde und nun am Eigenen vorbei die Perspektive im Vorhinein festlegt und eingrenzt?

Als Präposition hat das Wörtchen "vor" doppelte Bedeutung: Ein Bild kann vor meiner Existenz schon gefertigt worden sein, also in der Vergangenheit. Es kann aber auch vor mir schweben als eine Projektion in die Zukunft, als zu erreichendes Vorhaben.

Unsere leitenden Vor-stellungen, die wir für noch unerfüllt und zukunftsweisend zu halten geneigt sind, erweisen sich bei genauem Hinsehen zumeist als durch Erfahrungen der persönlichen Vergangenheit geprägt oder als durch kollektives Erbe oder Tradition vermittelt. Es gehört zum Schwersten, Situationen unvoreingenommen durch solche Prägungen zu beurteilen. Wo dies gelingt, ist es nur möglich durch eine Besinnung auf das eigene Wesen in der Tiefe, und es ergibt sich, dass Ziele und Vor-Bilder nur dort Kraft haben, wo sie mit diesen wesenseigenen Kräften korrespondieren. Die Ziele ergeben sich dann von Innen. Sie sind schon da, aber nicht im Sinne eines Vergangenen, sondern als jederzeit Vor-

handenes, an das innerlich angeknüpft werden muss, um die Entsprechung im äußeren Raum und in der Zeit zu finden.

Östliche Weisheit sucht das Ziel in der Versenkung und in der Wahrnehmung des "ewigen Augenblicks". Im Westen trachtet man danach, sich über die Niedrigkeit der Verhältnisse zu erheben. Das Ziel ist außen und oben, die Gottheit transzendent, nicht immanent.

Solange dieses Mythem besteht, heißt das wohl, dass der Bewusstseinsweg des westlichen Menschen noch stark durch die Sehnsucht nach Regression ins mütterliche Paradies gekennzeichnet ist. Das triangulierende, herausführende, väterliche Element muss dann außen sein und außen bleiben, so lange, bis erkannt ist, dass das weiblich-Mütterliche nur dann gefährlich ist, wenn man die Abhängigkeit von den natürlichen Gegebenheiten leugnet, sich mit der Illusion männlich-väterlicher Autarkie identifiziert.

Für den westlichen Menschen des 20. Jahrhunderts ist das instinkthaft Gegebene, Mütterlich-Weibliche, immer noch die Schlange, auf die er wie ein hypnotisiertes Kaninchen starrt, ohne es recht zu bemerken. Dies zeigt sich in einer unbewussten Überschätzung der Geschichte, die sich auch in der Fixierung der klassischen Psychoanalyse auf die frühen Kindheitsjahre zeigt. Diese Fixierung trägt Züge des "furchtbaren Vaters", der seit der Renaissance das Vaterbild des Patriarchats stark mitbestimmt. Nicht erst für dieses Jahrhundert gilt, was Jung 1936 über das Bild des Vaters schreibt:

"Der ordnende, gerecht waltende, sogar liebevolle, mediterrane Vatertypus ist in der ganzen nördlichen Sphäre Europas aufs schwerste erschüttert." (Anm. 134)

Der Protestantismus hat ein düsteres Gottesbild hervorgebracht, dem ein durch Erbsünde (Vergangenheit!) verdammter, also im Grunde schlechter Mensch entspricht, der wenig tun kann, um seine Existenz zu rechtfertigen – nach Luthers Lehre gar nichts. Wäre denn das "Hier stehe ich und kann nicht anders" nicht genügend Rechtfertigung vor Gott? Wäre damit nicht ein ganz bestimmter Sinnzusammenhang anerkannt? Braucht es mehr zur Erlösung, zur göttlichen Sinngebung? Da sich mit einem strafenden Vaterbild, das zusammenfließt mit dem Bild der furchtbaren Mutter, nicht leben lässt, muss schließlich auch der Vater in toto bekämpft werden. Das Vaterbild in der Literatur seit dem ausgehenden neunzehnten Jahrhundert dokumentiert diesen sich zuspitzenden Prozess. Was zurückbleibt, ist eine desolate Versammlung von Kindern, welche jeder Rechtfertigung misstrauen und Verantwortung ablehnen: für eine Geschichte, mit der sie nichts zu tun haben wollen, für eine Zukunft, die sie sich nicht unvoreingenommen vorstellen können, weil sie durch den Kampf gegen die alte Eltern-Imago verstellt ist.

Mitscherlichs These von der "vaterlosen Gesellschaft" von 1973 ist heute so aktuell wie damals und leider gar nicht überholt. Wo tragfähige Ziele fehlen, fehlt

ein positiv besetzbares Vaterbild. Stattdessen herrscht Ratlosigkeit. Es gibt ja für viele der heutigen Jugendlichen, nicht nur in der Bundesrepublik, tatsächlich nicht einmal die Aussicht auf Anwendung ihrer Kräfte in einem Beruf – keine väterliche Stimme ruft sie in das Gesellschaftsleben hinein, das "no-future"-Gefühl der letzten Jahrzehnte ist nicht aufgehoben, sondern nur notdürftig verdeckt, mit karnevalistischen Jugendkulturen überspielt oder in extreme soziale Räume verschoben.

Wie wichtig die Zukunft aber für die Sinngebung in der Gegenwart ist, haben die existentialanalytisch orientierten Psychologen formuliert. Sie sagen,

"Persönlichkeit könne nur verstanden werden, wenn wir sie auf dem Übergang in ihre Zukunft sehen; ein Mensch könne sich selbst nur begreifen, indem er sich vorwärts projiziert." (Anm. 135) Und:

"Die entscheidende Zeitform für den Menschen ist daher das Futur – das heißt, die zentrale Frage ist, worauf ich gerichtet bin, was ich in der unmittelbaren Zukunft sein werde." (Anm. 136)

Dieses "Auf-etwas-gerichtet-Sein" ist das entscheidende Element jedes Ziels und Sinns.

In bestimmtem Lebensphasen brauchen wir die Ziele "außen": zeitlich über die Gegenwart hinaus, räumlich über das mütterliche Nest hinaus, wissensmäßig über den momentanen Informationsstand hinaus. Alles, was uns dabei an Ratschlägen, Sinnvermittlung und Zielen zu Hilfe kommt, gehört dem väterlichen Archetypus an.

Doch das Auf-etwas-gerichtet-Sein kann auch verstanden werden als ein Gerichtet-Sein auf die Erfüllung eines immanenten Plans, der von den Strukturanlagen her gegeben ist und offenbar auf eine "unmittelbare Zukunft" hin gerichtet ist. Diese unmittelbare Zukunft kann in der Erfüllung der Erfordernis des Augenblicks bestehen, ganz orientiert an den Zielen des Selbst, das unserem Werdeprozess von Anfang an und in jedem Moment Richtung und Rahmen gibt, dem ein Zielcharakter a priori innewohnt. Im Selbst ist Herkunft und Zukunft begründet. Es ist ein Elternarchetyp, den wir in der Kindheit "außen" erleben, vermischt mit hundert verwirrenden und vergröbernden Details des persönlichen Umfelds unserer Herkunft. Die Aufgabe unseres Werdens ist die Herausdifferenzierung der innewohnenden "höheren" (oder " tieferen": altus!) Autorität dieses Archetypus. Das innere Vor-Bild muss erfasst werden. Von ihm geht die Stimme unseres speziellen Auftrags, unseres Be-Rufs aus.

Für den jungen Menschen liegt der Beruf noch in der Zukunft und "außen". Aber sehr häufig, wenn wir das Leben vom Erreichten nach rückwärts anschauen, sehen wir, dass bestimmte Charakteristika des gewählten Berufs korrespondieren mit schon in früher Kindheit beobachteter Eigenheiten eines Individuums. Dem

Lebensplan entspricht ein "innerlich", das heißt strukturell vor-gegebener Plan. Die Richtung führt hinaus und zurück ins Zentrum des Wesensbildes.

Allerdings ist nicht immer eines Menschen ureigenster "Beruf" ablesbar an seiner gesellschaftlichen Stellung und öffentlichen Funktion. Vielleicht sollte man den Blick eher auf die erreichte innere Haltung eines Menschen richten, die ihn befähigt, innerhalb seiner mitmenschlichen Beziehungen und in einem speziellen Umfeld etwas ganz Bestimmtes zu verwirklichen und zu sein.

Himmel, Höhe, Einheit

"Brüder – überm Sternenzelt Muss ein lieber Vater wohnen." (Anm. 137) "Er streckte seine Hand aus von der Höhe und fasste mich und zog mich aus großen Wassern." (Anm. 138)

Der Vatergott, den David rund tausend Jahre v. Chr. anruft und rühmt, ist ein Retter aus der Not des Versinkens, der seine Wohnstatt hoch oben in der Höhe, im Himmel oder sogar noch über dem Himmel hat und aus dieser überirdischen, erhabenen Dimension seinem Schützling zu Hilfe eilt. Wo dichterisch von "Fluten" und "großen Wassern" die Rede ist, droht nicht nur irdische Feindesübermacht, sondern die Gefahr emotionalen Verschlungenwerdens, des Überwältigtwerdens durch nicht beherrschbare Affekte, welche dem "unteren" Reich des Mutterarchetyps angehören. Kindlich hängen wir immer wieder darin fest, und nur die triangulierende Kraft des Dritten, das "über" der Verwicklung steht, im ganz Anderen, nicht-materiellen Element verankert ist, kann da herausführen: der väterliche Archetyp von "oben", vom Himmel, die übergeordnete Perspektive. Der Himmel, von welchem dem David väterliche Hilfe kommt, ist von anderer Beschaffenheit als alle bekannten irdischen Elemente.

Nach Thomas von Aquin (1225-74) stellt der Himmel eine Art fünftes Element dar. Er knüpft damit an Aristoteles (384-322 v. Chr.) an, der gesagt hatte, dass der Himmel von den vier Elementen (Wasser, Feuer, Erde, Luft) verschieden sei und von völlig andersartiger Natur. Er ist das Ganz-Andere, außerhalb, oberhalb, eine Größe, die nicht identisch ist mit den sublunaren Substanzen, aus denen das mütterlich Gegebene, Kreatürliche, besteht. Diese in der Antike und im Mittelalter vorhandene Vorstellung existiert auch bei Naturvölkern, wie Mircea Eliade in seinem "Traite d'histoire des religions" schreibt: "Der Himmel ist etwas vollkommen anderes als das wenige, das der Mensch und sein Lebensraum darstellt. Die Symbolkraft der Transzendenz lässt sich aus der einfachen Erfahrung seiner unendlichen Höhe ableiten. ... Allein durch seine Existenz symbolisiert der Himmel Transzendenz, Kraft und Beständigkeit. Er existiert, weil er erhoben ist, unendlich, unvergänglich, mächtig." (Anm. 139)

Im tieferen symbolischen Erleben ist der Himmel nicht identisch mit den Luftschichten, in denen sich das metereologische Geschehen abspielt, sondern dessen beständiger Hintergrund, der immer war und immer ist und immer sein wird, das, was nicht vergeht. Dort ist er ein Symbol kosmischer Organisationsenergie mit impliziter Ordnung. Er ist ein Garant der Unveränderlichkeit, Beständigkeit, Sicherheit. Er ist die "Feste" der Schöpfungsgeschichte (Anm. 140), das Firmament (lat. firmare = festmachen, stärken, sichern), an dem auch die Gestirne befestigt sind, weswegen der Sternenhimmel mit seinen beobachtbaren, verlässlichen Abläufen noch weit bis in die Zeit seiner wissenschaftlichen Erforschung als Symbol ewiger, unumstößlicher geistiger Ordnung und Einheit figurierte, die sich tröstlich von der unübersichtlichen Bedrängnis im irdischen Bereich der "Mutter Erde" unterschied.

Himmel und Erde werden in vielen Mythologien als Paar gesehen. Im alten Ägypten, solange das Weibliche noch mit Allmacht ausgestattet war und darum auch den Geist-Aspekt des Himmels in sich trug, überwölbte Nut als höchste Himmelgöttin den Erdgott Geb. Je näher man dann der Zeit Davids rückt, desto mehr verschwindet der Mythos der auch geistig nährenden Himmelsmutter. Die Kräfte des Geistes, des Willens und des Denkens werden als männlich empfunden, sie stärken das Zutrauen, sich mithilfe mentaler Mittel, die ihren Sitz oben im Kopf haben, aus der Unterlegenheit unter das mütterlich Allmächtige befreien zu können und müssen. Die ordnende, unterscheidende, die physische Abhängigkeit kompensierende, aufrichtende Geistseite wird als das explizit Nicht-Mütterliche, Nicht-Weibliche als Vaterarchetypus an den Himmel projeziert. Von nun an regiert das Weibliche nur noch die Welt des Konkreten, Irdischen, und in dieser Welt bringen allzu oft unberechenbare Triebe und Affekte (oder – mit diesen gleichzusetzen – Naturkatastrophen) mühselig geschaffene Ordnungen durcheinander.

Dagegen wird der Himmel als das Nicht-Materielle zum herausführenden Hoffnungsträger. Der anordnende Geist, dessen universales Strukturgesetz alles Materielle bestimmt und durchwaltet, muss sein wie der Himmel: unabhängig, immateriell, transparent unbegreiflich, fern, groß, unendlich hoch und weit und von wunderbarer, einheitlicher Substanz. Auch die Sterne am Himmel bringt kein noch so fürchterliches irdisches Getümmel aus ihrer Bahn, ihrem stetigen Gleichmaß. Unberührt von qualvollen Menschenschicksalen gehorchen sie höheren Gesetzen. Ja, es sieht sogar so aus, als wohne ihrem Wandel geradezu die geistige Ursache für das Geschehen auf der Erde inne. Darum wendet sich der Geist des Menschen der immer präziseren Beobachtung ihrer Gesetzmäßigkeiten zu, der Astronomie und Astrologie. Man hofft, damit den Willen des Höchsten, des Himmlischen, Unnennbaren zu erfassen. Darüberhinaus wird die wunderbare Ordnung des Sternenhimmels zum Modell des Idealen und zum idealen Modell

der sozialen Ordnung. Wie am Himmel, also auch auf Erden soll das Reich des Vaters sein, das Gleichmaß und Wahrheit in Ewigkeit verheißt.

Die Projektion des Idealen, das väterlich im oder über dem "Sternenzelt" wohnt, bleibt weit über Klassik und Romantik hinaus erhalten. Sie erhält sich auch für uns heute noch leicht durch den seelischen Eindruck von Ruhe, Stille, unberührbarem Gleichmut, Majestät und Erhabenheit, den die Betrachtung eines klaren Himmels in jedem Menschen hervorruft, der sich ihm überlässt. Das metereologische Geschehen ist immer nur ein vorübergehendes, die launischen Stürme der (weiblichen) Seele vergehen vor der scheinbaren Dauer in Ewigkeit, die der nach dem Gewitter wieder völlig ungetrübt herabschauende Himmel ausstrahlt. Seine ideale, klare Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit trifft in der Seele auf eine instinktähnliche (= archetypische) Gewissheit von Kontinuität und auf eine Transzendenzbereitschaft, die nichts mit den mütterlich-sinnlichen Paradiesen zu tun hat. Verglichen mit den Unklärbarkeiten des irdischen Lebens, verheißt der Himmel geistige Klarheit und mögliche Wahrheit.

Das väterliche Äquivalent zum mütterlichen Paradiesgarten ist das Himmlische Jerusalem, das sich in wesentlichen Merkmalen vom Paradies des Anfangs unterscheidet. In der Offenbarung hat es den Charakter einer Stadt oder Burg, hoch auf dem Berge Zion gelegen. Diese Stadt ist von wunderbarer Konstruktion: Länge, Breite und Höhe der Stadt sind gleich. Ihre Mauern sind "aus Jaspis und die Stadt aus reinem Golde, gleich dem reinen Kristall." (Anm. 141) Zudem sind die Grundsteine der Mauern mit zwölf verschiedenen Edelsteinen geschmückt; die zwölf Tore der Stadt (drei an jeder Seite) sind "zwölf Perlen, und ein jegliches Tor war von einer einzigen Perle, und die Gassen der Stadt waren lauteres Gold wie durchscheinendes Glas." (Anm. 142)

Hier ist kein Naturparadies beschrieben, sondern ein Wunderwerk von höchster Künstlichkeit, kristallin, transparent, herrscherlich-herrlich, sublim, es entsteht ein völlig anderer seelischer Eindruck als bei den Assoziationen, die wir zum Garten Eden haben. Wohl braucht auch schon der "Garten" Pflege und Kultur, aber im Vergleich mit dieser himmlischen Stadt Jerusalem erscheint es noch eher im Bereich des Irdisch-Möglichen, ein diesseitiges Paradiesgärtlein anzulegen, als ein nur annähernd entsprechendes architektonisches Wunder: Das "Neue Jerusalem" ist das mit materiellen Mitteln absolut Unerreichbare, den irdischen Möglichkeiten Entzogene. Es ist reines Symbol vollendeter Geistesherrlichkeit. In den Henochbüchern ist es ein Ort der Gerechten und Entrückten (Anm. 143). Es hat also trotz seiner offensichtlichen Unvergleichlichkeit mit irdisch-materiellen Bedingungen eine ungemein "erhebende" Wirkung.

Der zentralsymmetrische Grundriss der himmlischen Stadt mit den vier mal drei Toren entspricht sehr genau einem universalen Schema von Andachtsfiguren, die im hinduistisch-buddhistischen Raum "Mandala" (= Heiliger Kreis) hei-

ßen, die wir aber auch in der westlichen Tradition finden. Diese Bilder können als Symbole der vollendeten Ganzheit betrachtet werden und sind, wo sie in Träumen und Fantasien vorkommen, Figurationen des Selbst. Insofern haben sie, ganz im Gegensatz zur regressiv-auflösenden Sehnsucht nach dem frühkindlichen Paradies, die Funktion eines die Energien bündelnden, kräftigenden, konzentrierenden und auf ein zukünftiges Ziel bezogenen Meditations- und Leitbildes, das in die Mitte der Wahrheit führt. Dorthin bringt uns kein natürliches Laisser-faire, kein lediglich mütterliches Gewährenlassen. Die Konstruktion einer Stadt fordert alle Geisteskräfte, sie ist ein Werk des Vaterarchetypus.

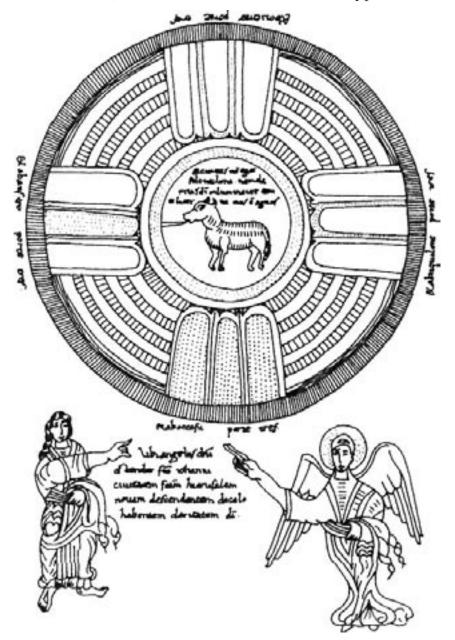


Abb. 15 Das neue Jerusalem

Das Neue Jerusalem im Himmel präsentiert uns also das visionäre ideale Resultat unserer besten Möglichkeiten, die in uns liegen und auf ihre geistige Verwirklichung hinzielen. Der Himmel erscheint in dieser Vision der Himmlischen Stadt als das Absolute im Sinne eines transzendenten, zukunftsbezogenen und

gleichzeitig präexistenten Ewigen, das nur durch sich selbst bedingt ist. Es ist das Eine, von dem Plotin (Anm. 144) spricht, der "unbewegte Beweger" des Aristoteles, die oberste transzendente Bedingung alles Bedingten. Es ist der Kristallspiegel des ewigen Seins, das unveränderlich immer dasselbe bleibt, Projektionsfeld aller Hoffnung auf ein "ewiges Leben" im Geiste, welches die Existenz im Banne der Erdmutter überdauert und übersteigt.

Mit dem Absoluten ist es jedoch eine zweischneidige Sache. In dem, der es erkannt zu haben glaubt und sich fortan als (vom Vater) auserwählt fühlt, sozusagen auf seinem Schoß sitzt und mit seinen Augen schaut, kann es unangemessene Omnipotenzgefühle hervorrufen. Er ist der furchtbaren Mutter entgangen dadurch, dass er sich dem furchtbaren Vater in den Rachen warf. Alle Identifikation mit "himmlischen" religiösen Ideen birgt in sich diese Gefahr. Der eigenständigen Individuation ist sie, wenn sie anhält, nicht förderlich. Absolutheit muss menschlich relativiert werden. Die Sucht nach dem Idealen, Abgelösten, entzieht den Menschen der Menschlichkeit und kann ihn realitätsfremd, kalt, hart und zynisch machen. Ein eisig klarer "idealer" Winterhimmel hat nichts Lebensfreundliches mehr, genauso wenig wie die wolkenlose Gluthitze über der Wüste. Das Streben nach dem Übermenschen, der unbeeinträchtigt von jeglichem Gefühl fort-schreitet zur mitleidlosen Durchsetzung seiner "idealen" Vorstellungen, ist ein Unmensch, und die Geschichte, genau wie viele Einzelschicksale im Zeichen patriarchaler ideologischer Inflation, zeigt, dass der "ideale" Himmelsvater ein furchtbarer Vater ist, der im Gegenzug unmittelbar das ganze urmütterliche Dämonenheer konstelliert. Sogar Nietzsche, der Große Einzelne, der dem Sog des weiblich-Mütterlichen so verzweifelt via Übermenschentum entkommen wollte und in gewisser Weise durch Werk und Leben den Zwiespalt einer ganzen Epoche zwischen klassizistischer Idealverherrlichung und romantischer regressiver Sehnsucht quasi exemplarisch darlebte, musste "zurück zu den Müttern", in die psychotische Auflösung.

Die Absolutheit des Himmels darf nicht zum Maßstab für den Menschen genommen werden, sonst bleibt er als Vernichteter, zumindest als Verlorener zurück.

Im positiven Sinn kann der Himmel als Väterliches den Horizont der Wahrnehmung erweitern und befreien. Doch je weiter der Horizont entschwindet, desto mehr entschwinden auch konkret am Kreatürlichen orientierende Eingrenzungen aus der Sicht. Joseph Campbell meint in seiner "Mythologie", man könne den Verlust des irdischen Horizonts durch das heliozentrische Weltbild, das ab der Renaissance in den Seelen der Menschen Platz greift, gar nicht dramatisch genug werten. Das neue Weltbild leitet eine folgenreiche Entgrenzung ein, welche den westlichen Menschen in eine narzisstische Krise stürzt. Von nun an müsste der Mensch sich selber Grenzen setzen, und das hat er bis heute nicht gelernt. Er identifiziert sich noch immer mit den unbegrenzten Möglichkeiten, der himmlisch-

uranischen, scheinbar unendlichen Potenz. Der Blick zum Himmel führt leicht von der Erde weg und damit vom Menschen.

Über die Künste erfahren wir oft mehr, als der rationale Standpunkt einer Epoche erfasst.

Als Caspar David Friedrich 1809 auf seinem revolutionären Bild "Mönch am Meer" an Stelle der bis dahin üblichen, in harmonischem Gleichgewicht zwischen irdischen und Himmelsanteilen gebauten Landschaft eine Perspektive setzte, in welcher der Himmel über drei Viertel des Bildraumes einnimmt und der Mönch (!) wie ein im übermächtigen patriarchalen Universum Ausgesetzter den Beschauer erbarmt, ist die westliche Gesellschaft längst auf dem Wege, mithilfe immer neuer technischer und ideologischer Errungenschaften die Entgrenzung einerseits und die menschliche Isolation andererseits weiterzutreiben. Die romantische Beschwörung der Natur meinte genauso wenig die Realität der Natur, wie die Konstrukteure der idealen Landschaft im Jahrhundert davor.



Abb. 16 Mönch am See

In allen Epochen, in denen rationale und "fortschrittliche" Ideale (vaterspezifisch, horizonterweiternd: Himmel) Überhang bekommen, findet sich auch die übersteigerte Sehnsucht nach der Natur und die Lobpreisung des Landlebens. Schon zu Zeiten der Kreuzritter, als der Himmlische Vater und sein reingeistiges Reich hoch und expansiv im Kurs standen, strebte die Aristokratie auf den idyllischen Landsitz zur Rekreation, auch wenn vielleicht noch keine weißgeschrubbten Lämmer an seidenen Bändern die Pastoralen komplettierten, wie zur Zeit des Sonnenkönigs.

Je einseitiger der Himmel zur Forderung und anstrengenden Zielsetzung des Höchsten und "einzig Wahren" wird, destomehr sehnt sich die Seele nach dem Ausruhen im Mutterschoß, von dem sie aber auch nur die "ideale" Seite zu wünschen im Stande ist und darum umgehend ihre Schattenallianzen provoziert, die Verfolgung durch die Trabanten der furchtbaren Mutter. Das Allzu-Hohe konstelliert die Gespenster der "Höhle". Es existiert eine eigenartige Spiegelungsverwandtschaft zwischen "hohl" und "hoch". Auch die Himmelshöhe wird als Wölbung gedacht, eine Wölbung nach oben, in die alles Aufrechte, Hohe (Berg, Turm, Pfeiler, Stele, Menhir etc.) hineinragen kann und ihm nahe kommt. Kuppel und Bogen, zuweilen von Uranos oder Coelus (Anm. 145) getragen, sind, auch in der christlichen Symbolik, "klassische" architektonische Symbole des Himmels.

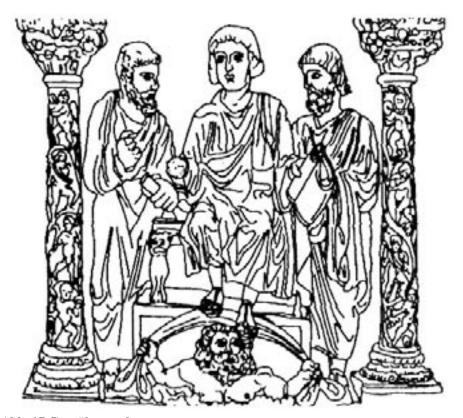


Abb. 17 Gott über coelus

Sie vereinigen alles, worauf sie herabschauen und führen es zu dem Einen, dem einzig richtigen Ziel, nicht nur im Monotheismus, auch wenn dieser typisch ist für patriarchal orientierte Glaubensstrukturen. Bogen und Kuppel suggerieren Festigkeit (Firmament). Sie geben dem schwachen Willen Raum und Halt, Schutz und Schirm. Der "Schirm des Höchsten" ist ein in Baldachinen fortlebendes Attribut orientalischer Herrscher. Kuppel und Bogen symbolisieren, wie auch das Dach, den Übergreifenden, überpersönlichen Überbau, welcher die divergierenden persönlichen Wünsche und Strebungen eint in einem Gesetz, in dem alle Vereinzelung aufgehoben wird. Gleiches Gesetz gilt für Gleiche.

So ist auch der Taghimmel, der sich über der Vielgestaltigkeit der Erde wie eine Kuppel aus einer einzigen Substanz wölbt, ein Bild dessen, dass etwas besteht, was alle Unterschiede in sich aufhebt. Der klare Nachthimmel lässt dann die Zeitalter überdauernde beständige Ordnung der Sternenvielfalt sehen. Insofern alles Himmlische eine geordnete Entsprechung auf Erden findet, muss es also auch auf Erden möglich sein, Einheit und Einigkeit zu schaffen, Bestehendes durch allgemein gültige, vereinigende Gesetze zu ordnen und das, was von Urmütter- und Urväterzeiten her überliefert ist, zu erhalten und zu tradieren. Diejenigen, welche diese Aufgabe übernehmen, müssen in besonderer Weise in Übereinstimmung sein mit dem Einenden. Sie müssen außerdem "auf der Höhe der Moral" sein, ausgezeichnet durch ihre Erfahrung und durch die Distanz zur Erfahrung, durch das Erlebnis der Verwicklung in der irdisch-mütterlichen Welt und durch ihre vollzogene (erwachsene) Ablösung davon.

Diese Bedingungen erfüllen auch schon in einfach organisierten Gesellschaften naturgemäß alle Alten, welchen durch ihre Nähe zum Tod eine natürliche Distanz zu den "Bindungen des Fleisches" und der "privaten" Herkunft gegeben ist, und gleichfalls die erwachsenen Männer in ihrer Funktion, die Trennung zwischen Blutsbanden und Bindung an die Gemeinschaft zu betonen.

"In präpatriarchalischen Zuständen vertreten die Männer und Alten das, was wir den Himmel nannten und sind Übermittler des kollektiven Kulturgutes der Zeit und der Gemeinschaft." (Anm. 146)

Insgesamt stammen alle staatsrechtlichen Grundlagen aus dem Ideologien-Himmel des Vaterarchetypus, ob sie demokratisch oder totalitär angelegt sind.

Ein besonderes Charakteristikum der demokratischen Gemeinschaft ist seit ihren Anfängen in Griechenland die Öffentlichkeit des politischen Geschehens.

Man muss sich den Schritt in seiner ganzen Tragweite plastisch vor Augen führen, Regierungsentscheidungen aus der geheimniskrämerischen Palasthöhle hinaus auf den Marktplatz und buchstäblich unter den offenen Himmel zu holen! Hier haben wir das Himmelssymbol in voller Bedeutung als Herausführendes: es soll Gleiche unter seinem väterlichen Schirm vereinen, ohne den Lebensraum zu verengen, es soll vielmehr der bewussten Lebensgestaltung Raum zur freien Entfaltung geben. Jeder Gedanke kann sich sehen lassen, kann frei geäußert werden. Der Himmel ist Vater aller Abstraktion. Jedes Gesetz kann diskutiert werden, denn der Himmel hat mit Sprache und Denken dem Menschen auch die Fähigkeit gegeben, selbst zu entscheiden, was am besten allen dienlich ist. Das Licht des Taghimmels leuchtet über allen.

Licht, Tag, Sonne, Bewusstsein

"Tag und Licht sind Synonyme des Bewusstseins, Nacht und Dunkel die des Unbewussten. Die Bewusstwerdung ist wohl das stärkste urzeitliche Erlebnis, denn damit ist die Welt geworden, von deren Existenz vorher niemand etwas wusste. »Und Gott sprach: Es werde Licht! « ist die Projektion jenes vorzeitlichen Erlebnisses der vom Unbewussten sich trennenden Bewusstheit." (Anm. 147)

Nicht nur mit der Neuigkeit der Luft, sondern auch mit Licht begrüßt die Außenwelt jedes Neugeborene. Das dunkle Höhlendasein ist, physisch gesehen, zu Ende. Innen und Außen sind voneinander getrennt, die Polarität und das Licht geschaffen (Anm. 148).

Es ist zwar vielleicht zunächst noch ein diffuses Licht, ein noch nicht ganz scharf eingestellter Abglanz des unterscheidenden Bewusstseins, das sich daraus entwickeln soll. Aber es ist da, ist ein Vorbote, eine Verheißung, dass da wieder eine Welt im Entstehen begriffen ist, dass da ein Raum bereitsteht, in den die bisher dunkel gefangenen Gefühle hinaustreten dürfen. Ein Raum, in dem Platz ist für die Gestaltung einer Vielzahl von Erlebnissen, Begegnungen, Bildern und Dingen. Wie jede neue Dimension, die sich uns eröffnet, bedeutet auch die erste Begegnung mit dem Licht Störung und Faszination zugleich.

Diese ambivalente Haltung zu Licht und Tag, in der sich unsere zwiespältigen Gefühle allem Neuen gegenüber spiegeln, wird das ganze Leben lang bleiben: Nicht immer springen wir schließlich bei Tagesanbruch voll Lebenslust und Tatendrang aus den Federn, und manchen Abend begrüßen wir dankbar die bevorstehende Nacht, welche über die "Zusammenstöße" mit der Tagesrealität ihren wohltätigen und heilsamen Mantel des Unbewusstwerdens legt.

Auch das Verhältnis des Menschen zur Sonne ist nicht eindeutig positiv.

Im Deutschen ist "Sonne" zwar weiblich, woraus man ersehen kann, dass ihre Kraft in Breiten der langen Winter und dunklen Wälder überwiegend wärmend und nährend erlebt wurde, mütterlich. In vielen Sprachen aber ist Sonne das väterliche Andere, das gegnerische Element, das mit seinen sengenden Strahlen den Menschen isoliert, abschneidet von den Nahrungsquellen der Natur indem es das Lebenswasser entzieht, abzieht, "abstrahiert" nach oben in Himmelshöhen. Französisch soleil, italienisch sole, spanisch sol sind männlich und abgeleitet vom lateinischen Wort für Sonne, sol, das sich auch in der Isolation, der Vereinzelung, Abtrennung wieder findet und von solus = "allein, einzig, einsam, verlassen, menschenleer" kommt. Die Symbolik des Abtrennenden, Isolierenden, Vereinzelnden, "einzig" Machenden, Individuierenden der Sonne wird uns noch beschäftigen. Gerade diese gefährliche, blendende Sonne auf der Höhe ihrer ganzen Kraft, der hitzebrüllende Löwe, die Sonne des Mittags ist das Vatersymbol. Sie entspricht im Bild der "Lebensstufen" (Abb. 4) der Figur in der Mitte der Doppeltreppe, welche im Zenith ihrer Schaffens- und Wirkungskraft steht.

Wo dagegen das Bild der aufgehenden Sonne gebraucht wird, ist der Heldensohn gemeint, der zwar die Nacht als Mütterlich-Festhaltendes überwand, aber noch entscheidende Auseinandersetzungen in der Welt der Tagesrealität (also des Vaters) vor sich hat. Der strahlende Jüngling steht am Aufstiegspunkt der Sonne im Osten.

In der Astrologie ist dort der "Aszendent" (lat. ascendere = aufsteigen), der Aufstiegspunkt, im Horoskop links markiert. Von dort muss das jugendliche Selbst reifend das Treppchen oder den Bergpfad zum Kulminationspunkt erklimmen, um dort oben dann wie der Steinbock, das vaterarchetypische Bild des Zodiak, souverän und ungefährdet auf dem Gipfel zu stehen. Bemerkenswerterweise sieht die Astrologie diesen väterlichen Kulminationspunkt nicht analog dem jahreszeitlichen Höchststand der Sonne zur Sommersonnwende, sondern genau gegenüber zur Wintersonnwende, also im Zeichen des Steinbock und des Saturn.

Dies ist ein Hinweis, dass auf tieferer symbolischer Ebene mit dem väterlichen Licht ein anderes Licht als das der physikalischen Realität von Sonnen- und Tageslicht gemeint sein dürfte, so wie auch in der Genesis das "Es werde Licht" der Erschaffung der Gestirne um drei Tage vorausgeht. Dennoch haben wir uns bei der Symboldeutung zunächst immer an die konkret erlebbare Schicht der Phänomene zu halten, welche unser Leben bestimmen. Und da kann kein Zweifel bestehen, dass die Sonne am Mittag einen hohen hierarchischen Rang besetzt und das Tageslicht, das wir der Sonne verdanken, eine dem mütterlich-Nächtlichen entgegengesetzte, männlich-väterliche Funktion hat. Nicht nur in der Astrologie ist die Sonne ein Symbol des Bewusstseinslichtes. Darum gehört das Erlebnis von Tageslicht, Bewusstsein und Wach-Sein ursprünglich zusammen, ebenso wie Tag und Arbeit. Die Elektrifizierung der westlichen Welt seit der Jahrhundertwende hat diesen Zusammenhang verwischt. Heute ist nur noch, wer draußen in der Natur sein Erwerbsfeld bestellt, vom Tageslicht abhängig.

Das war vor zwei- oder dreihundert Jahren noch gründlich anders. Eine Fundgrube für Gefühle, die den Menschen noch vor ein paar Generationen mit Tag und Nacht verbanden, sind geistliche Lieder aus dem Barock, die noch heute in den Kirchen gesungen werden: Bei Tag ist der Vatergott präsent im Glanz des Tages- und Sonnenlichts und leuchtet den irdischen Werken, deren Mühsal jedoch nicht verschwiegen wird. Vom Licht wird Stärkung der schwachen Kräfte erhofft und Fernhalten aller Anfechtung. Dass das väterliche Taglicht die Kräfte nicht nur stärkt, sondern das darin geleistete schwere Tagwerk die Energie des Körpers (der Materie) auch aufzehrt, hört man in einem solchen Abendlied:

```
"Das Haupt, die Füß, die Hände
sind froh, dass nun zu Ende
die Arbeit kommen sei … " (Anm. 149)
```

Die Nacht, auch wenn gefürchtet wegen der Gefahren, die sich in der Dunkelheit verbergen können, wegen des Kontrollverlusts, den der Mangel an Helligkeit mit sich bringt, ist doch nicht unwillkommen. Was sie entdämonisiert und ihre regenerierende Mütterlichkeit zur Wirkung bringen, ist eine Art heimliche Beiwohnung des väterlichen Lichtes im Verborgenen. Die gewusste Existenz und Macht des Vaters bleibt auch unbewusst erhalten und nimmt der Nachtmutter das Bedrohliche und Verschlingende.

Licht, Tag und Sonne sind gewissermaßen Kostüme des eigentlichen Lichtes, von dem der Evangelist Johannes spricht (Anm. 150). Sie sind Abglänze. Das wahre Licht ist nicht an diese physikalischen Manifestationen gebunden, es existiert auch unabhängig (absolut) davon. Gebunden ist es in Wissen und Erkenntnis und im festen Glauben an seine unzerstörbare Existenz sowie Präexistenz. Es ist ein inneres Wissen, Ge-wissen und eine Gewissheit, ein inneres Licht, welches niemals "schläft". Es ist die nie vergehende Gegenwart des immateriellen "wahren Selbst", das die Voraussetzung unserer physischen Existenz ist. Das sagt uns die mystische Tradition der Gläubigen aller Religionen, in denen die Gotteserscheinung mit Licht assoziiert ist. Alle Himmelsgötter der Alten waren Lichtgötter. Der zoroastrische Ahura Mazda, der ägyptische Horus. Serapis und Isis wurden als "phos" (gr. = Licht) bezeichnet. Buddha ist unendliches Licht, Allah "das Licht des Himmels und der Erde" (Anm. 151), der alttestamentarische Vatergott ist Licht, das Licht, das uns erst befähigt, Licht wahrzunehmen: " … in deinem Lichte sehen wir das Licht". (Anm. 152)

In katholischen Kirchen wird ein kleines "Ewiges Licht" Tag und Nacht am Leuchten gehalten, welches das göttliche Urlicht versinnbildlicht und seine stete lebens- und bewusstseinsfördernde Macht vergegenwärtigen soll.

Licht ist immer das, was den Bann der Dunkelheit, die Faszinationskraft des Unbewussten aufhebt. In der Sonne, in Gestirnen, im Feuer ist Licht natürlich enthalten, doch hat der Mensch immer versucht, es gebunden an künstliche Lichtträger (Fackel, Kerze etc.) in seinen Ritualen bewusst einzusetzen. Das symbolische Entzünden eines Lichts hatte von jeher eine wichtige bewusstseinsverstärkende Bedeutung, in den großen religiösen Ritualen ebenso wie in den kleinen privaten zur Abwendung von Schaden in den Haushalten.

Es wäre eine Überlegung wert, was die immer noch mehr zunehmende elektrische Ausleuchtung der westlichen Welt seit etwa 1900 für eine Qualität in das Bewusstsein hineingebracht hat. Es scheint, dass die Fähigkeit, alles, was man will, Tag und Nacht auszuleuchten und räumliche und zeitliche Begrenzungen immer mehr aufzuheben, einhergeht mit einer Inflation des Bewusstseins – die Licht-Sucht des heutigen Menschen reflektiert die "patriarchale Krankheit": die Illusion, alle Heilserwartung auf das technisch Machbare zu setzen, auf das Konstrukt, auf das Selberbasteln von Surrogaten des "ewigen Lichts". Doch solange uns ein

Versagen der Technik, ein Stromausfall in blinde Panik stürzen kann, können wir sicher sein, dass das "wahre Licht" woanders herkommen muss. Ein Beispiel, wie man sich dieses väterlich wirkende Licht als alltägliche, persönliche seelische Wirksamkeit vorstellen kann, gibt der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Jacques Lusseyran (1924-71), der mit acht Jahren durch einen Unfall erblindete, in seinem Buch "Das wieder gefundene Licht". Seine Wahrnehmungen waren getragen von einem beständigen und intensiven Licht, das in Begegnungen mit Menschen oder Gegenständen diese in Farbe verwandelte. Lusseyran widerspricht heftig dem Vorurteil von der Dunkelheit des Blindendaseins. Das Licht in ihm strömt durch ihn hindurch, er kann es nicht willkürlich aufhalten oder verdunkeln. Nur Angst reduziert es oder Boshaftigkeit, eigene und die von Anderen. Die Veränderung des Lichts ist ihm somit ein sicherer Indikator für den wahren Charakter jeder Begegnung. Die Qualität seiner Lichterfahrung ist für Lusseyran eine unbestechliche Führungs- und Entscheidungsinstanz, eine Art höherer Instinkt, der aber nicht seinem Willen unterstellt ist, sondern wie "von außen" kommt, um sein inneres Auge zu schärfen: "Da nicht ich es war, der das Licht hervorbrachte, da es mir von außen zuströmte, konnte es mich also niemals mehr verlassen. Ich hatte ein Licht in mir, obwohl ich dafür nur ein Durchgangsort, ein Vorhof war; ich hatte das sehende Auge in mir." (Anm. 153) Auffällig ist die Begründung, dass das Licht gerade deshalb als besonders verlässlich empfunden wird, weil es von außen kommt. Es ist kein auf das Innere beschränktes Erlebnis, sondern erfasst und verwandelt auch die Dinge der Außenwelt, in der Realität. Dieses Beheimatetsein und Wirken im Außen beweist es als explizit vaterarchetypisch.

Man geht sicher nicht fehl in der Einschätzung dieses Lichtes als der verinnerlichten Erfahrung eines transpersonalen Elternarchetypus, der leitend und unterscheidend wirkt. Dazu muss man wissen, dass Lusseyran seine persönlichen Eltern als nahezu "ideale" Eltern erlebt hatte, als äußerst liebefähig, lebenszugewandt, interessiert, zuversichtlich, verantwortungsvoll und unabhängig in ihren Entscheidungen auch in Bezug auf seine Erziehung nach dem Unfall. Lusseyran berichtet von Begegnungen mit anderen Blinden, die ängstliche und resignierte Eltern hatten und deren innere Welt tatsächlich dunkel geworden war mit dem Erlöschen des Augenlichts.

Man mag sagen, diese besondere Lichterfahrung des kleinen Jacques, die ein Leben lang anhielt, sei eine besondere Gottesgabe oder vielleicht eher einer besonders geglückten frühkindlichen Mutter-Kindbeziehung zu verdanken. Doch fällt auf, wie sehr Lusseyran die persönliche Zugewandtheit, Bildung und Aufgeschlossenheit beider Elternteile betont, ihre Differenziertheit und Bereitschaft, unkonventionell und freiheitlich zu handeln, unausgetretene Wege zu er-finden. Dies alles sind Eigenschaften, welche den positiven Vaterarchetypus kennzeichnen, und ich halte den Schluss für zulässig, dass eine Korrespondenz besteht zwischen seiner Erfahrung des leitenden Lichtes und den persönlichen, aufgeklärt

und engagiert handelnden Eltern. Lusseyran "sah" die Dinge mit inneren Augen, die in mancher Hinsicht dem flüchtigen Erfassen einiger oberflächlicher Merkmale überlegen waren.

Doch auch er war auf die Reflexe angewiesen, welche von den Dingen auf ihn zurückstrahlten, nachdem er seine Aufmerksamkeit ausgesandt hatte. Die Quelle dieser Aufmerksamkeit, seine "Lichtquelle", war sein Bewusstsein. Unsere Augen mögen so gesund sein wie immer möglich, ohne ein steuerndes Bewusstsein sind wir so blind verwirrt von der Vielfalt der Eindrücke, dass wir von der Welt nicht mehr sehen, als ein neugeborenes Baby.

Nach der Erfindung neuer Operationsverfahren hat man von Geburt an Blinden mit deren Einverständnis erfolgreich ihr Augenlicht zurückgegeben – aber sie "sahen" nicht. Sie hatten verstörende visuelle Empfindungen von einem Durcheinander an Helligkeit und Farben, aber sie konnten sie nicht zuordnen. Sie erkannten ihre Welt, in der sie sich zuvor leidlich zurechtgefunden hatten, nicht wieder. Sie mussten neu lernen, innere und äußere Erlebnisse und Empfindungen zuzuordnen. Sie mussten sich eine neue Beschreibung der Welt aneignen (Anm. 154).

Sehen ist ein komplizierter Vorgang, zu dem man nicht nur äußere Helligkeit braucht. Allein dass die Augen gewisse oberflächliche Merkmale eines Objektes registrieren, macht noch nicht aus, dass ein Objekt in seiner Realität erfasst ist, auch wenn schon dieses Registrieren ein vaterspezifischer Vorgang ist. Sehen ist in Verbindung bringen, Ordnen, Zuordnen, Einordnen. Das setzt jedoch ein Ordnungsschema, wie einfach auch immer, voraus, und dieses wieder ein gewisses Bekanntsein mit dem Gesehenen, welches ein Wiedererkennen möglich macht. Um mit den Dingen bekannt zu werden, muss als erster Schritt Aufmerksamkeit nach Außen gerichtet werden, eine unsichtbare Grenze überschritten. Wir haben gesehen, dass jede Überschreitung ein Merkmal des Vaterspezifischen ist. Ein weiteres Merkmal ist das "Außen-Vorhanden-Sein". Sehen als Vorgang setzt einen Außenraum voraus und eine (väterliche) Präsenz, ein Objekt, in diesem Außenraum.

", "Sehen' heißt immer auch schon: etwas außerhalb des Auges sehen." (Anm. 155)

Es muss weiter außerhalb etwas Bekanntes, das heißt irgendwie Vorstrukturiertes geben, an dem die Aufmerksamkeit Halt finden kann und sich anheften. Dieses bekannte Element wird zum "Vater" aller weiterer Ent-deckungen, die ihrerseits, sobald sie hinreichend vertraut geworden sind, wieder zu väterlichen Anhaltspunkten werden, mithilfe derer der Spiel-Raum erweitert werden kann oder die Wahrnehmung differenziert: die "klassischen Aufgaben" des Vaters als Herausführer. Aber auch wieder als Gegner: Nicht immer behagt uns, was wir sehen, nicht immer gliedern wir das Gesehene freudvoll und konfliktlos in unser Weltbild ein. Vieles ist schrecklich und wir wollen es nicht wahr-haben, wehren es ab.

weigern uns, es zu realisieren. Wir schließen lieber die Augen und nehmen die Gefangenschaft im mütterlichen Dunkel auf uns. Dann bedarf es geduldiger Zusammenarbeit der mütterlichen und väterlichen Elemente in uns, um uns das Licht der Wahrheit ertragen zu lassen und uns davon zu überzeugen, dass auch dort, wo sie schrecklich ist, die Realität aus der mütterlich-kindlichen Weltordnung herausführt, indem sie uns zwingt, das Schreckliche als das "Andere" wahrzunehmen, das eben auch da ist und gleiche Existenzberechtigung neben dem Angenehmen hat. Ob wir mit unseren Augen sehen, mit anderen Empfindungs- oder Erkenntnisorganen, immer brauchen wir eine bestimmte Art von Licht, einmal in unserem Bewusstsein und einmal als Reflex auf dem Objekt, das wir uns bekannt machen wollen. Und worauf sich das Licht unseres Bewusstseins richtet, ist abhängig davon, wofür wir gerade "Feuer gefangen haben".

Wir alle kennen diese Dynamik: Jahrelang sind wir an etwas achtlos vorübergegangen, da tritt plötzlich ein Umstand auf, der uns die Augen dafür öffnet und zum ersten Mal sehen wir es wirklich, sehen es plötzlich überall und in den verschiedensten Zusammenhängen. Es ist eine Wahrnehmungserweiterung eingetreten, eine Erkenntnis, ja, eine Art von Erleuchtung, die jeder alltäglich erleben kann. Sie ist nicht von physikalischen Lichtquellen abhängig.

Licht, Sonne, Tag sind vaterspezifische Symbole des Urlichts, wie Mythen aus aller Welt beweisen. Die prometheische Variation dieses Urlichts ist der Blitz.

Man nimmt an, dass der Mensch der Frühzeit die ambivalenten Eigenschaften des Feuers bei durch Blitzschlag verursachten Bränden kennen gelernt hat.

Der Blitz steht sowohl für die schöpferisch-zeugende Potenz des Vaters als auch für seine Zerstörungskraft. Der handelnde Umgang mit dem Feuer hat die Entwicklung der Menschheit entscheidend verändert: Er ist sich dadurch seiner eigenen Schöpferkraft bewusst geworden. Er müsste nur begreifen, dass das Feuer nicht ihm gehört, sondern dem "Vater", mit dem er sich nicht gleichsetzen, identifizieren, darf.

Auch Zeus, der erste Tag- und Lichtgott des westlichen Patriarchats, bekommt den Blitz quasi nur zur Verwaltung. Er hat Riesenkräfte und die Kyklopen befreit. Zum Dank erhielt er von ihnen den Blitz. Er darf nur nicht vergessen, dass sie Söhne der Großen Mutter Gaia sind.

Eine interessante Wortverwandtschaft, die uns wieder zum Feld des Sehens, Wahrnehmens und Erkennens zurückführt, besteht zwischen Blitz und Blick.

Setzen wir Sonne und Auge gleich, wie es Goethe in Übereinkunft mit alter mythologischer Tradition getan hat, so entsprechen einander, ebenso Blitz und Blick.

Jean Paul Sartre hat in seinem philosophischen Werk dem Blick eine wichtige Position gegeben. Was geschieht, wenn wir vom Anderen (welches psychologisch dem Vaterarchetyp entspricht) erblickt werden?

Er begrenzt uns. Er macht uns zum Objekt. Er berührt uns. Er macht unsere Verletzlichkeit und Endlichkeit bewusst (Anm. 156). Er verursacht den Zusammenstoß, der unser Ich-Bewußtsein erschafft, der Zusammenstoß mit dem Anderen, der nicht-Ich ist und auch nicht zur distanzlosen Einheitswirklichkeit der narzisstischen Mutter-Kindbeziehung gehört, sondern außen ist. Der Blick des Anderen ist das Licht, welches reflektiert wird, auf uns zurückgeworfen. Wir nehmen wahr, dass wir nicht allein sind, nicht omnipotent, sondern dass noch Andere existieren. Insofern erfüllt der Blick eine ähnliche Funktion wie auch das Tagesund das Sonnenlicht: Wenn ihre Helligkeit die Welt bescheint, werden nicht nur die "Weltfaktoren" unterscheidbar und sichtbar, sondern wir müssen auch realisieren, dass noch andere gleiches Existenzrecht besitzen.

Die Anderen, Gruppe, Gesellschaft

" ... die Beziehung zum Selbst ist zugleich die Beziehung zum Mitmenschen, und keiner hat einen Zusammenhang mit diesem, er habe ihn denn zuvor mit sich selbst." (Anm. 157)

Im Unterschied zum Tier kommt der Mensch nicht mit einer kompletten, auf Erfüllung eines perfekten Artwesens programmierten Ausstattung an Instinktfunktionen zur Welt, die selbsttätig seine Anpassung an spezifische Umwelt- und Sozialsituation regeln würden. Umweltorientierung, Sozialverhalten, Erkenntnishorizont sind nicht erbgenetisch fixiert und mitgegeben, sondern müssen gemäß dem kulturspezifischen Rahmen, in den ein Mensch hineingeboren wird, erworben werden. Auf die Werdephase im biologischen Uterus folgt nach der Geburt zur Ausbildung weiterer Orientierungsfähigkeiten darum erst einmal eine Gestaltungsphase im "sozialen Uterus" (Alfred Portmann), in der weitere unverzichtbare Voraussetzungen menschlichen Daseins (aufrechte Haltung, Sprache, Grundlagen einsichtigen Weltverhaltens) heranreifen können. Die spezielle Art der Ausprägung dieser Voraussetzungen variiert je nach den Kulturnormen einer bestimmten Gruppe und/oder Gesellschaft.

Der partielle Verlust erblich zwingender Instinktmuster beim Menschen, der Mangel an genetischen Vorgaben zur Erfüllung eines einheitlichen Arttypus bedeutet gleichzeitig eine große Variabilität der Anpassungsziele. Da diese nicht "natürlich" in der biologischen Erbsubstanz, quasi "von innen", angesteuert werden, müssen sie kulturell "von außen" als Orientierungsrahmen gesetzt werden: Diese Aufgabe im Dienste des ordnenden Vaterarchetypus übernimmt die soziale Gruppe und ihr Mythos, welche für das werdende Individuum als "die Anderen" in Erscheinung treten. Damit ein Mensch lebenstüchtig werden kann, braucht er

die Anderen und den Halt der Gruppe, über die er seinen Mangel angeborener Instinkte ausgleichen lernt. "Der Mangel an erbgenetisch festgelegten Auslösungen für ein artspezifisches Verhalten wird durch gruppenspezifisch erworbene Verhaltensweisen ersetzt." (Anm. 158)

Vieles, was Tieren als "natürliches" Verhaltensmuster mitgegeben ist, muss der Mensch erst "künstlich" lernen. Aus evolutionärer Sicht kann man wohl sagen, dass sich mit dem entwicklungsgeschichtlichen Heraustreten des Menschen aus dem ausschließlich natürlich dominierten Bereich eine Reihe von naturhaft gebundenen Verhaltensstereotypen von der Fixierung an den Archetypus der Großen Mutter herausgelöst haben. Der Sinn und Ziel anordnende Vaterarchetypus hat sich verselbstständigt und steht dem Mutterarchetypus des natürlich Gegebenen gleichrangig gegenüber. Was einerseits einen Verlust, einen Mangel darstellt, ist andererseits ein Gewinn an Spielraum geworden: Das Freiwerden einer vorher in bestimmten Instinktanordnungen gebundenen Triebkraft hat sich in eine variabel einsetzbare Kapazität namens "Denken und Organisation" verwandelt. Ihr Charakteristikum ist, dass sie nicht mehr in ganz bestimmten physischen Spezialisierungen zur Anpassung an Umwelt und Sozialbildung festgelegt, sondern flexibel den jeweiligen Erfordernissen entsprechend einsetzbar ist. Die Spezialisierung, die damit evolutionär eintrat, ist geradezu eine "Spezialisierung in der Unspezialisiertheit" (Konrad Lorenz).

Die neue Qualität von Triebenergie dient nun der Erfindung und Installation von Ordnungsmustern und ist dadurch als vater-archetypisch definiert. Was immer dem Denken entspringt, es hat vaterspezifische, das heißt anordnende, entweder begrenzende oder befreiende Wirkung. Das gilt auch für die anonymen sozialen Orientierungsmuster, welche die Gruppe und Gesellschaft an Stelle der regulierenden Instinktzwänge setzen: Sie haben vaterarchetypische Funktion.

Außerdem wirken im "sozialen Uterus", in den ein Kind hineingeboren wird, auch ohne dass ein persönlicher Vater sich verantwortlich zeigt und ohne ausgesprochene Familienstruktur, immer die Anderen als "Väter", ob sie nun Geschwister, Verwandte, Freunde, Nachbarn, Gäste oder Fremde sind. Wer immer am Erlebnishorizont auftaucht, wirkt im Sinne des Väterlichen.

Wir haben gesehen, wie schon Luft und Licht als Anderheiten, die Symbiose mit der Mutter anfangen aufzuheben. Der Verlust der vorgeburtlichen unbedingten Verbundenheit im Körperinnern, die physische Trennung von der Mutter, bringt einen Gewinn an Raum und neuen Erlebnismöglichkeiten (z. B. Sinnesempfindungen) mit sich. Das erste "Andere", das die Symbiose mit der Mutter trianguliert, ist also die Außenwelt selber. Sie setzt einen Kontrast, wird zur Repräsentanz für alle weiterhin folgenden Kontraste, die dem sich entwickelnden Kind allmählich eine Vorstellung von seiner Getrenntheit und Eigen-Existenz vermittelt: Qual und Chance zugleich. Der Außenraum wird zeitlebens der Resonanz-

raum bleiben, in dem sich die archetypischen Anlagen je nach dem Grad der gelungenen Differenzierung zeigen, als Personen, Objekte, Anreize. Alle diese lösen Gefühle aus: Lust und Unlust, Liebe und Hass, Glück und Verzweiflung, Bleibenund Fortwollen, Verschmelzungssehnsucht und Freiheitsdrang. Davon, wie es gelingt, sie in Ausgleich zu bringen, hängt das Gelingen unserer Existenz ab. Es kommt darauf an, wie die Instanzen der Außenwelt, insbesondere die Personen, uns reflektieren. Wir sind abhängig von der Qualität ihres Blicks mit dem wir uns angesehen fühlen, und der Blick der Anderen ist aufgeladen mit ihren instinktersetzenden Hilfskonstruktionen, ihren erlernten und für gut befundenen Werten.

Schon die Mutter schaut "mit zwei Augen". Das eine ist einfühlend, bedingungslos liebevoll (mütterlich), das andere trägt die Bedingungen ihrer sozialen, also auch individuellen Anpassungsgeschichte in sich, ist wertend ausgerichtet an der Norm ihrer Sozietät (vaterspezifisch). Hat sie sich selbst kritiklos unterworfen, beziehungsweise die unpersönliche Norm als gültige Überich-Instanz internalisiert, so wird ihre Reaktion von Angst gefärbt sein, sobald etwas mit ihrem Kind nicht "nach Lehrbuch" (Vor-schrift) verläuft, denn es besteht in ihr selbst keine persönlich modulierte Verbindung zwischen ihrem instinktiv-mütterlichen Potenzial und den internalisierten gesellschaftlichen Normen. Diese wirken dann ungefiltert schablonenhaft, persönlich unbezogen und werden desto mächtiger und rigider, je weniger die Mutter Gelegenheit hatte, eine persönliche Einstellung zu erwerben. Für das Kind, das noch nicht unterscheidet zwischen Mutter und Nicht-Mutter wird damit die ganze Welt bedrohlich, und es hängt davon ab, wie andere Faktoren in der Außenwelt diese Bedrohlichkeit abschwächen oder verstärken.

Transportieren Erfahrungen mit anderen Personen oder Eindrücken ebenfalls diese unpersönliche Bedrohlichkeit, so ist es schwer, überhaupt Zutrauen zur Welt – und damit zu sich selbst zu gewinnen. Man ist nur noch, was man im Blick der Anderen ist, ohne Vertrauen, auch in normabweichenden Empfindungen "richtig" zu sein. Das verstellt den Zugang zum eigenen Selbstbewusstsein. Ohne Zutrauen werden auch keine Schritte auf Welt und Anderes zu mehr gewagt. Es nistet sich ein frühzeitiges fatalistisches "So-und-nicht-Anders"-Gefühl ein, eine resignative Beschränkung des Ich-Gefühls auf das, was im Blick der Norm Betonung findet. Alle Überschreitungen in den Außenraum hinein sind mehr angst- als lustbetont. Aber auch wenn die Mutter eigenes Selbstbewusstsein genug hat, um sich in ihrer Sicht auf das Kind nicht durch "patriarchale" Ideal-Normen verunsichern zu lassen, ist es notwendig, dass ihr Blick trianguliert wird, damit der Außenraum wirklich eine dritte Dimension bekommt.

Jeder Andere außer der Mutter, vertritt die Möglichkeit und Tatsache einer unabhängigen Anderheit, eines Anders-Sein-Dürfen an sich. Die Tatsache, dass es außer der Mutter noch andere konkrete "Weltfaktoren" gibt, die getrennt von ihr existieren und trotz des Abstands zu ihr überleben, ist schon an sich ein Phäno-

men, das vaterspezifische Wirkung hat. In dieser Funktion wirken vor allem Geschwister und andere Bezugspersonen in der näheren Umgebung.

Sie wirken noch in anderer Weise entlastend, denn sie sind außerdem Beweise dafür, dass ein weiterer Bezugsrahmen existiert, dem auch die Mutter unterworfen ist: Da sie mit ihnen kommuniziert, muss es etwas Größeres, Differenzierteres außerhalb der Mutter geben, worauf auch diese bezogen ist, sodass außerhalb des engen dyadischen Raumes (der diesen Namen noch gar nicht verdient) ein weiterer, größerer, umfassenderer sichtbar wird. "Die Anderen" sind die Brücke zu diesem anderen Raum, und sie machen ihn sicher. Auch ermöglichen die Anderen die gefahrlosere Projektion widersprüchlicher Gefühle, die sich damit nicht nur alle auf die Mutter richten und verhängnisvolle Komplikationen nach sich ziehen. So wird die dyadische Beziehung entlastet, entzerrt und aufgehellt. Die Existenz des oder der Anderen macht sie weniger faszinierend und absorbierend. Der Beziehungsrahmen wird ausgeweitet und differenziert nicht zuletzt dadurch, dass die Nicht-Mutter-Beziehungen weniger affektbesetzt sind und Distanzen schaffen.

Im Modell der bürgerlichen Familie, das im 18. und 19. Jh. zu seiner patriarchal-idealischen Blüte kam, und woher wir unsere Stereotypen über die Funktion des Vaters beziehen, ist der Vater als Familienoberhaupt die Brücke zwischen den streng getrennten Bereichen des Privaten und des Öffentlichen. Die Mutter ist ausschließlich zuständig für den intimen, privaten Raum, der Vater hält den Kontakt nach außen und vermittelt nach innen so viel Welt, wie er für zuträglich hält. Wenn man einmal absieht von der obligatorischen Kritik patriarchaler Machtverhältnisse, die sich in dieser Anordnung abbilden, so spürt man in diesem Arrangement doch auch eine elementare mythische Inszenierung am Wirken, welche einem tieferliegenden seelischen Strukturierungsbedürfnis entspricht: Die Mutter verwaltet die Geheimnisse des Inneren, trägt die Schlüssel zu allen Kisten, Kasten und Kammern bei sich und nichts entzieht sich ihrer Kontrolle.

Ihr Machtbereich jedoch endet dort, wo der Vater seinen Wirkungskreis hat, beruflich "zuhause" ist: die Außenwelt ist sein Revier, er ist in Kontakt mit dem größeren Ganzen, das auch Fremdes miteinschließt. Er ist Schutz davor und doch auch Garant, dass es Zugänge gibt zu diesen gleichzeitig gefährlichen und interessanten Dingen der Welt, und dass ein Austausch zwischen Innen und Außen stattfindet. Der Vater ist ein Beweis und ein Versprechen, dass es Annäherungsmodi an die verlockende und beängstigende Vielheit der Dinge "jenseits" der introvertierten Mutterwelt gibt, die mit seiner Hilfe erlernbar sind.

Der Vater vertritt aber auch die Bedingungen der Sozietät, den Blick der herrschenden Meinung, ihr Gesetz. Nur in dem Maß, wie er selbst fähig ist, persönliche Kompromisse damit zu schließen, ohne sein eigenes Wesen zu verraten, kann er auch seinen Kindern persönliche Problemlösungsmethoden vermitteln, die den gesellschaftlichen Raum als Trainings- und Selbstverwirklichungsraum vertrau-

enerweckend machen. Jede Begegnung hebt das All-ein-Sein auf. Das Erscheinen des Anderen zeigt mir, dass ich nicht der einzige Mittelpunkt der Welt bin.

Wenn ich den Anderen wirklich als Anderen erlebe, von mir getrennt, also nicht zur Sphäre der mütterlichen Einheitswirklichkeit gehörig, dezentriert er meine Welt, stellt meine Omnipotenz in Frage. Möglicherweise löst er ein Gefühl des Verlusts aus:

" ... ein ganzer Raum ordnet sich um den Anderen herum an, und dieser Raum wird aus meinem Raum gebildet; er ist eine Neuordnung aller meinen Mikrokosmos anfüllenden Dinge, der ich beiwohne und die sich mir entzieht ... " (Anm. 159)

Das Erscheinen des Anderen zeigt mir, dass ich nicht omnipotent bin, Mittelpunkt der ganzen Welt, insofern ist er ein Gegner. Insofern er mir aber auch zeigt, dass noch andere Zentren vorhanden sind, macht er mir auch klar, dass es noch andere Räume mit anderen Perspektiven gibt, er befreit mich also aus meiner egozentrischen (narzisstischen) Situation, er eröffnet mir die Möglichkeit eines erweiterten Raumes mit mehreren Zentren, das heißt mehreren möglichen Blickwinkeln, wenn ich seine Präsenz als "Anderer" anerkenne.

Das erfordert allerdings Aushalten seiner Fremdheit: Mein Horizont erweitert sich nicht, wenn ich versuche, den Anderen in mein Zentrum hineinzuziehen, mir ihn zur Wiederherstellung symbiotischer Omnipotenzgefühle narzisstisch einzuverleiben. Das wäre Regression zum Mütterlichen. Er erweitert sich ebenfalls nicht, wenn ich versuche, seine Präsenz zu leugnen, ihn auszugrenzen, loszuwerden. Dann wird er mir schnell wie ein gefährlicher Eindringling vorkommen, und ich werde mich mit der Grenze selbst, dem permanenten Akt des Ausgrenzens an sich identifizieren, was Identifikation mit dem Väterlichen bedeutet. Beides bringt nicht weiter.

Väterlich-positive Anleitung gebietet Aushalten der Spannung, In-der-Schwebe-halten des Eigenraumverlusts, bis der Andere genügend bekannt ist, dass seine Perspektive gefahrlos nachvollzogen werden kann. Danach hat sich mein Verlust in einen Zuwachs verwandelt: Ich kenne eine mir bisher nicht gekannte Sichtweise, einen neuen Raum und dessen Inhalte, die Welt ist für mich reicher geworden. Mithilfe des Väterlichen habe ich meinen Horizont transzendiert.

Im übrigen kann "der Andere" auch "ein Anderes" sein, ein Wissensgebiet vielleicht, eine Sache. Was immer im Außenraum meines Wahrnehmungsradius auftaucht, kann zum Anderen, Väterlichen werden, einen "Zusammenstoß" provozieren und meinen Horizont erweitern.

Im "sozialen Uterus" ist jedoch erst einmal eine Festlegung des Horizonts intendiert.

Jede Gruppe beabsichtigt zunächst die Vermittlung ganz bestimmter "Weltbeschreibungen", die umreißen, was wie zu sehen und zu bewerten ist und wie die triebhafte vitale Unruhe jedes Individuums kanalisiert und ritualisiert werden kann. Dazu bemüht sie ihre freie Denkkapazität, ihre Fähigkeit, unabhängig von natürlicher Prägung neue Verhaltensmuster und Sinnanordnungen zu erfinden. Rituale, Zeremonien, Mythen, Traditionen, Gesetze, Gewohnheiten werden zum Werkzeug der Anpassung des unreifen Individuums. Träger und Vermittler dieser trieb- und verhaltenskoordinierender Systeme sind, wie wir in den vorigen Kapiteln gesehen haben, die Erwachsenen, die Alten, und – nicht nur in den Stammesgesellschaften - Männergruppen und -bünde. Aus ihren Reihen bilden sich "Senate" oder ähnlich strukturierte gesellschaftliche Institutionen, die über das, was als verbindliche Ordnungsregel für alle gelten soll (Sollensgesetz), befindet. Auf der Basis der Überlieferung und ihrer allgemeinen, am Leben geprüften Erfahrungen, ihren Wertschätzungen und ihrer Einschätzung der Notwendigkeiten für die Gruppe zwecks Anpassung nach Innen und Außen für den aktuellen Zeitpunkt, werden für alle verbindliche Verhaltensregeln festgesetzt, Gesetze bestimmt.

Das Gesetz wird meist über das Wort vermittelt und ist an dessen genaue (logische) Auslegung gebunden. Zwar ist es nicht in jedem Fall an schriftliche Fixierung gebunden, gilt jedoch als Vorschrift.

Das Wesen des Gesetzes seit den Tagen der Polis, welche die Gesetzgebung dem öffentlichen Diskurs aussetzte, ist, dass es öffentlich bekannt sein muss.

"Geheime Gesetze" gehören in den Bereich der auf Magie gegründeten Gesellschaftsordnungen oder des Totalitarismus, der Willkürherrschaft, des "furchtbaren Vaters", nicht des "positiven".

Doch nicht nur die Gesetze der Großgruppe sind es, welche das Individuum beeinflussen. Jeder wächst im Spannungsfeld der Zugehörigkeit zu verschiedenen Normgesetzen auf, die von sich überschneidenden inneren und äußeren Zugehörigkeiten herstammen. Jede Schicht hat ihre eigene Norm. Jede Gesinnungsgemeinschaft, jedes Berufsbild, jede Hobbygemeinschaft pflegt Verhaltens- und Einstellungsnormen, jedes Sachinteresse gibt einen Rahmen ab, innerhalb dessen sich bestimmte Vorgehenskodices, Kommunikationsformen und gemeinsame Werthaltungen ausprägen. Alle diese gesellschaftlichen Gebilde überschneiden sich vielfach und bilden zusammen die Gesellschaftsordnung, in der wir leben, und die unsere spezifische Kultur prägt.

Niemals gehören wir in unserem Leben nur einer Gruppe an. Auch wenn wir strikt keinem Verein beitreten, keiner politischen Partei, keiner Religionsgemeinschaft, finden wir uns weltanschaulich doch wieder in ideologischer und sozialspezifischer Gemeinschaft mit anderen Individuen. Und so differenziert und subtil einerseits die Einordnungs- und Abgrenzungsrituale zwischen Gesellschafts- und Gesinnungsgruppen funktionieren, so subtil sind wir doch am Ende durchtränkt

mit der Luft, die wir gemeinsam atmen, und die alle diese differierenden Gruppennormen im Individuum wieder auf einen Nenner bringt.

Auch wo wir nur "im Geiste" einer bestimmten Vorliebe anhängen, für ein Land, eine Sprache, eine philosophische Richtung, entsteht Gemeinschaft, für welche die Inhalte solcher Vorlieben den strukturellen Rahmen abgeben. Je nach Intensität unsere Leidenschaften, unterwerfen wir uns außerdem einem mehr oder weniger starken Erfüllungsdruck, der ähnlich wie der Reifungsdruck in der allgemeinen psychologischen Entwicklung auf ein gewisses Ziel hindrängt und auf dem Wege dorthin bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Gruppennormen und Gruppengesetze müssen anerkannt werden, aber nicht absolut gesetzt. Ihrem Wesen nach sind sie – wie alles Vaterspezifische – überschreitbar und modifizierbar. Ausschlaggebend für die Art und Weise, in welcher das individuell und sozial bekömmlich geschieht, ist, inwiefern vom Individuum eine eigene, verantwortliche und die Notwendigkeiten überblickende Rechtsinstanz gebildet und verinnerlicht wurde, welche die Rolle des "inneren Vaters" übernehmen kann.

"Die Gesellschaft" ist ein vaterarchetypisches Phänomen erster Ordnung. Wenn sie demokratisch nach Gesetzen der Gleichberechtigung funktionieren soll, fordert sie viel Reife vom einzelnen Individuum, vor allem wenn sie ohne äußere charismatisch-herrscherliche Integrationsfigur auskommen muss.

Herrscher, Richter, Autorität

"Der König auf dem Thron sitzt im Zentrum des Kosmos, er ist dessen Meister und Stellvertreter. Er sichert diesen Besitz zu Gunsten derer, die er regiert." (Anm. 160)

König, Kaiser, Priesterfürst, Priester, Staatsregent, Stammesoberhaupt, weltlicher oder geistiger Führer – sie alle verkörpern das steuernde Zentrum, höchste Autorität und sind zugleich Diener derer, denen sie in diesem Amt vorgesetzt sind. Sie sind Vorbild und Richtpunkt des Kollektivs, freiwillig oder unfreiwillig, im Guten und im Schlechten. Was immer sie im Lichte der Öffentlichkeit sagen und tun, wie immer ihre Persönlichkeit beschaffen ist oder projektiv ausgestattet wird, hat seine Auswirkung.

Ein gängiges Bild spricht vom "Landesvater". Im geistlichen Titel "Pater" und "Papst" oder "Patriarch", ist die väterliche Assoziation unverstellt präsent.

Sie alle sind Erhöhte, Herausgehobene, Gipfelpunkte des Kollektivs mit hohem Prestige, die mit dem Himmel in Verbindung stehen, sei dieser ein gottbewohnter oder ein ideologischer "Überbau" der Staatsraison.

Noch heute sehen wir gekrönte Häupter, auch wo sie längst ihrer regierenden Funktionen enthoben sind, von einem gewissen magischen Glanz umgeben, auch wenn er nur von bunten Journalseiten herabstrahlt, wo die Blaublütigen sich den

Platz mit anderen "magischen Persönlichkeiten", die bezeichnenderweise "Stars" heißen, teilen müssen.

Das beweist, wie sehr auch in demokratisch organisierten, hoch industrialisierten utilitaristischen Kollektiven Bedarf besteht nach diesen vaterarchetypischen Sternen, die voranleuchten sollen. Sie sollen als Träger überirdischer Qualitäten fungieren und mit dem Prestige und Charisma des Auserwählten und Mächtigen ausgestattet sein.

Das Reich, in dem sie herrschen, ist die Gefühlswelt derer, die ihre Fantasien von eigenem größtmöglichen Reichtum, Macht und Herrschaft, auf sie projizieren. Das Vorhandensein solcher Fantasien zeigt nicht nur, dass der Herrscher, Glanz oder Machtträger die Funktion des "Großen", Sinnvermittelnden und Zieltragenden für die Einzelnen hat, sondern dass ein solcher "Leitstern" auch gesucht und gewollt wird. Der Herrscher ist also einmal von "unten" gesehen der Primus, der Erste der Vielen, in dem idealerweise die besten Eigenschaften und Möglichkeiten in hervorgehobener Weise gipfeln sollen, die integrative Spitze der Pyramide auf der Basis der Masse, das überragende, alles überschauende, steuernde Haupt des Volkskörpers.

Von "oben" her gedacht, sind in ihm die Gesetze des Himmels, des Kosmos, der gesellschaftlichen Ideologie gebündelt, und seine Aufgabe ist, diese überindividuelle, der Basis schwer einsichtige, sinntragende Ordnung wo nicht selber handelnd umzusetzen, so doch durch Repräsentation zu garantieren. Die Last und Verantwortung einer solch komplexen Funktion kann nur mittels der Stütze durch symbolische allgemeine Prinzipien getragen werden, die in bestimmten Insignien konkretisiert sind, wie z. B. Thron, Krone, Szepter, Reichsapfel, Reichsbanner, Wappen, Ornat etc.

Jedes dieser Attribute unterstreicht die Position des Herrschers als Schnittstelle (= Brücke) zwischen der unbewusst verhafteten Masse und überbewusst gegebener Seinsorganisation. Dem Volk gegenüber ist er "Mund Gottes", denn er ist von einer höheren Macht auserwählt; Gott gegenüber hat er das unmündige Volk zu vertreten, als dessen bester, wenn nicht göttlicher Exponent er gilt.

"Der Gott der Welt, der Herrscher, der ihn auf Erden sichtbar vertritt, der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der große Priester – sie alle befinden sich dort, wo sich die Beziehungen zwischen Himmel und Erde maximal verdichten, im Mittelpunkt der Welt, auf der kosmischen Weltachse. Dort können sie in ihrer Person die gesamte Wirklichkeit sammeln und auf das gesamte Universum ausstrahlen." (Anm. 161)

In mythischer Zeit, wo der Herrscher ganz diese axiale, lebensleitende Funktion verkörperte, nicht nur für das Gesetz, sondern auch für die Lebenskraft seines Volkes stand, war in festgesetzten Zeiträumen ein Königsopfer obligatorisch, um die Lebenskraft der Gemeinschaft zu erneuern. Dahinter steht die fundamentale Erkenntnis, dass aller Dauer eine Tendenz zur Erstarrung, Erkaltung und des Verlustes an lebendiger Bezogenheit innewohnt.

Dem entspricht die psychologische Erfahrung, dass alle Leitbilder, mögen sie zum Zeitpunkt ihrer Inthronisation noch so strahlend und bewundernswürdig, noch so hoch libidinös besetzt gewesen sein, nach einer gewissen Zeit mit neuer Kraft aufgeladen werden müssen oder sogar revidiert und durch neue Vorstellungen ersetzt, wenn sie nicht unserem Wachstum entgegenstehen sollen. Der Alte König, das überlebte Gesetz oder erfüllte Ziel darf nicht aus falsch verstandener Treue zu ewigen Grundsätzen den lebendigen Fluss der Entwicklung blockieren oder aus Angst vor Stabilitätsverlust die besten Keime der Zukunft verschlingen wie Kronos-Saturn seine Kinder. Zwar ist Saturn ein altes Herrschersymbol und das Tierkreiszeichen Steinbock gilt als das Sternbild der Könige, aber Gesetz und Gerechtigkeit müssen Sinn und Leben angepasst werden, nicht Leben und Sinn dem Gesetz. Das saturnale Vaterbild der Forderung nach Recht und Ordnung muss immer transparent bleiben für das des Jupiter-Zeus, der Vertrauen und Barmherzigkeit hinzufügt.

Im Tarotspiel, in dem die zweiundzwanzig Trümpfe als archetypische Figuren ausgestaltet sind, tritt als viertes Arkanum (= Geheimnis, Verborgenes) der Herrscher auf. Interessanterweise differiert seine Darstellung in verschiedenen Spielen.

Im 1910 herausgegebenen Kartendeck von Arthur Edward Waite finden wir den saturnalen Typus:

Bei Waite ist der Herrscher ein strenger, ernster König im dunklen Purpurmantel über einem roten Gewand, darunter bis zu den Fußspitzen eisern gerüstet. Er sitzt frontal ausgerichtet auf einem grausteinernen, wuchtigen Thron mit hoher, wie ein Grabmal hinter ihm aufragender Lehne mit Widderköpfen an den Ecken sowie den Seitenlehnen. Dahinter ist schroffes, nacktes Gebirge zu sehen, was den Eindruck der Statuarischen, Unverrückbaren und Unerbittlichen noch verstärkt. Der weiße Bart hängt lang und starr wie Eiszapfen über seine Brust, der Blick ist der eines Mannes, der in seiner schweren Verantwortung und Pflicht gefangen ist und alle



Abb. 18 Der Herrscher (Waite-Tarot)

persönlichen Wünsche unterdrücken musste, selbstbeherrscht, hart geworden mit der Zeit, vielleicht wider Willen, vom Gewicht der Krone bedrückt, von der Funktionsrolle in Dienst und Amt verschlungen. Vor langer Zeit hat er sich entschieden, seine Bürde zu tragen, das Unausweichliche mutig und kraftvoll auf sich zu nehmen, doch schließlich hat die Aufopferung für das Amt doch zu einem gewissen Ingrimm geführt. Man spürt eine Melancholie, welche die ganze martialische Inszenierung auch wieder in das mildere Licht der goldenen Insignien taucht: Die Krone als Zeichen der Unterwerfung unter die Gesetze des Kosmos und der Erwählung durch diese, der Reichsapfel, welcher die Weltkugel abbildet und die Macht dessen, der sie in der Hand hält bestätigt, und das Szepter, das hier aus einem T-Kreuz mit einem Kreis darüber gebildet ist: Ist es ein Ankh, ägyptisches Symbol der Lebenskraft oder kann Geist (Kreis) nur aus dem Kreuz der irdischen Ordnung, Transzendenz nur aus gesetzmäßiger Ausrichtung und Einhaltung der Moral hervorgehen? Aus der Beherrschung der Welt, welche eine Welt der Triebe ist, die in Zucht genommen werden müssen? Der Waite'sche Herrscher gibt uns treffend ein Zustandsbild puritanischer Vaterstrenge und Gewaltsamkeit, durch

welche die westliche Welt zu Beginn des Jahrhunderts geprägt war, individualpsychologisch und politisch. Imperialistisch, das heißt durch Unterdrückung und "Zivilisierung" erworbene Reiche – innere oder äußere – zusammenzuhalten, ist zweifellos kein Vergnügen.

Im Gegensatz zu diesem saturnalkriegerischen Überich steht der Herrscher des Marseiller Tarot, eines der ältesten verfügbaren Tarotspiele aus der Renaissance.

"L'Empereur" ist hier nicht in hierarchischer Herrscher- und Richter-Pose frontal abgebildet, sondern, den Oberkörper leicht dem Betrachter zugewendet, im Profil. Fast lässig lehnt er in einem verschnörkelten Thronsesselchen, die Beine tänzerisch überkreuzt zu einer Figur, welche eine 4 bilden, die ich als das astrologische Zeichen des Zeus-Jupiter ansehe. Trotz der gelöst-eleganten Haltung ist dieser Herrscher alles andere als würdelos. Der Oberkörper ist aufrecht, der Blick fest, fast beschwörend



Abb. 19 L'empereur (Marseille-Tarot)

auf das Szepter gerichtet, das er in der rechten Hand hält. Es wird bekrönt von Reichsapfel und Kreuz, die zusammen das in Alchemie und Astrologie gebräuchliche Zeichen der Erde bilden. Ein goldener Gürtel, eine schwere Amtskette zeugen auch hier von der Bindung an die übernommene Verantwortung, doch die Krone ist von ganz anderer Art als die wuchtig-drückende des Waite'schen Herrschers. Sie hat etwas Kappenartiges, sitzt beguem und wie angegossen, und ihr unterer Rand bildet einen eigenartigen, schwungvoll in den Nacken verlängerten Schnörkel, der sich in den Ornamenten des Thrones wiederholt und einen Eindruck der Grazie, Bewegtheit und des Fließenden vermittelt. Der kurze, wellige Bart und die lockigen Haare greifen diese Bewegung auf und leiten im Sinnbezug über zur Farbe des leichten Wamses unter dem roten Herrschermantel: Es ist blau - königsblau, eine Farbe der Barmherzigkeit, der Erlösung und des Wunderbaren, des Himmels und des Wassers, der Hingabe, des Weiblichen, der Intuition, der Weisheit und des Vertrauens. Das sind Qualitäten, die dem Alten König bei Waite abhanden gekommen sind, ja, die er abwehren muss, da er seine Herrschaft einzig auf Disziplin, Macht und Kontrolle gründet.

Der Marseiller Tarot aber zeigt uns den Überwinder des "furchtbaren Vaters", Zeus-Jupiter, wie wir ihn bei Hesiod kennen gelernt haben.

Dieser pflegt die Verbindung zum weiblichen Quellgrund. Er ist in Kontakt mit der Welt des Natürlichen wie unser Herrscher hier: Keine Rüstung macht seine Füße für die Berührung der Erde unempfindlich. Er trägt nur ein strumpfartiges Beinkleid, die auffallend zierlichen Füße sind unbeschuht, verletzlich, und dort, wo der linke Fuß die Erde berührt, wächst ein Grasbüschel.

Auch der Himmel ist weit und frei, ein Frei-Raum, Wachstum ermöglichend und Weitsicht. Der goldene Adler als Wappentier am Fuß des Thrones hat seine Flügel ausgebreitet, solares Symbol des Geistes, das hier in den Dienst der Kultur genommen ist, eingebunden in die Ordnung der bewussten Gestaltungskräfte, welche im symmetrischen Ornament der eingrenzenden Vignette zum Ausdruck kommen. Obwohl also auch in dieser Darstellung die Funktion des Herrscherlich-Väterlichen klar als die des Ordnenden und Zivilisierenden vorgestellt ist, atmet die Darstellung eine ganz andere Atmosphäre. Nicht Unterdrückung und Zwang, sondern kultivierte Bemeisterung und fast kindlich-merkuriale Begeisterung und Leichtigkeit charakterisiert die Ausstrahlung dieses Vaters, dem man zutraut, den kindlichen Kräften verständnisvolle und spielerisch zugewandte Erziehung zukommen zu lassen.

Der Unterschied zwischen den beiden besprochenen Herrscher-Darstellungen gibt zu denken.

Beide veranschaulichen den Vaterarchetypus, doch heben sie verschiedene Qualitäten hervor, woran man zum einen sieht, wie sehr der Vaterarchetypus ein Produkt kulturspezifischer Projektionen ist, zum anderen, dass Überich-Strenge nur eine Spielart des Väterlichen ist.

Der oberste Herrscher ist immer auch oberster Richter. Er vertritt die Gerechtigkeit und das irdische Gesetz. Recht und Gerechtigkeit sind nicht dasselbe. Recht beruht auf traditionell überkommenen Übereinkünften, welche das Zusammenleben in der Gemeinschaft regeln und in einem Gesetzeskanon festgelegt sind. Es hat ordnende, ausrichtende Funktion: Wer ein Gesetz übertritt, kommt vor den Richter, der die Schwere des Verstoßes beurteilt und Maßnahmen verhängt, die der Wiederherstellung des Regelmaßes dienen. Was aus der gemeinschaftlichen Ordnung gefallen ist, wird durch Sühneauflagen wieder richtig eingefügt und ausgerichtet. Dabei kann es vorkommen, dass dem Einzelnen Unrecht angetan wird, was seine individuellen psychologischen Voraussetzungen betrifft: Gerechtigkeit kann auf Erden nur ein idealer Richtwert sein. Darum ist der Herrscher befugt, Gnadenakte zu erlassen, wo exakte Gesetzerfüllung Wahrheit nicht mehr erfassen kann. Der alte strenge König Kronos-Saturn, das Gesetz, kann transzendiert werden durch die Barmherzigkeit des Zeus-Jupiter, der Leben über Gesetz stellt. Diese Begnadigungsrecht steht auch in den meisten modernen Gesellschaften noch dem höchsten Staatsoberhaupt zu.

War im Kaiser oder König der von Gott erwählte Führer noch leibhaftig und mit Glorie umgeben vorhanden, so ergeben sich in demokratischen Gesellschaften für das Volk doch fühlbare Schwierigkeiten, sein Verlangen nach glanzvoller Magie in politischen Vertretern angemessen gespiegelt zu sehen. Ein Kult der suggestiven Prachtentfaltung um einen Großen Einzelnen, würde ja den Grundintentionen des demokratischen Prinzips geradezu widersprechen. Zwar kommt auch die Demokratie nicht ohne "Beste" aus, aber sie sollen Aristokraten der Befähigung und sachbezogenen Leistung sein, nicht Aristokraten der Abstammung aus privilegierten Clans.

Autorität soll nicht mehr bei dem liegen, dessen ererbte Privilegien ihn in seinem wunderbaren Wachstum und seiner Größe (lat. auctus) begünstigen, sondern seine auctoritas soll eine persönlich verdiente sein.

Demokratie meint Herrschaftsausübung durch das Volk. Griechisch demos ist das Volk und in der Wurzel verwandt mit daimon, was Gottheit, Geist bedeutet. Platon verwendet daimon auch im Sinne des uns bewegenden inneren Wesens. Der demos, das Volk ist also durch einen allen innewohnenden Geist, ja eine Gottheit oder einen Dämon bewegt. Wurden im Königtum oder vergleichbaren Organisationsformen noch die "Daimons" der Einzelnen gebündelt in einem herausragenden Einzelnen, dessen Autorität von einem transpersonalen Wunderbaren (Gott, Schicksal, Fügung etc.) verliehen war, so bekommt in der Demokratie der Daimon jedes Einzelnen Verantwortung und Autorität, nach eigener Erkenntnis den Ersten unter Gleichen auszuwählen. Jeder ist der verantwortliche Autor sei-

ner eigenen Autorität, gestützt nur durch das Miteinander der Gleichen. Keiner ist durch seine Abkunft von einer transpersonalen Kraft autorisiert. Das einzige Leitbild, das personale Entscheidung übersteigt und ausrichtet, ist das Wohl der Gemeinschaft an sich. Die Methoden, ans Ziel dieses Gemeinwohls zu kommen, sind streitfähig und werden von wechselnden Agenten zur Diskussion gestellt. Damit der Einzelne sich darüber ein eigenes Urteil bilden und eine Entscheidung für das eine oder andere vorgetragene Ziel treffen kann, bedarf es gesellschaftlich aufwändiger Maßnahmen der Erziehung und Bildung.

Die Leitbilder der Bildungsinhalte treten nun an die Stelle des bündelnden Transpersonalen und bilden eine wie auch immer geartete Ideologie, auf deren Ziele hin erzogen wird und die theoretisch auch die Leitfiguren des demokratischen Lebens mit ganzer Autorität vorleben sollten.

Autorität heißt Macht, Ansehen, Einfluss, Bedeutung, aber auch "Urheberschaft". Das Ansehen der Autorität darf kein äußerlich aufgesetztes sein. Autorität muss durch Selbsterziehung und Kompetenz von innen heraus erlangt werden. Ein durchgestandener Lernprozess ist Voraussetzung. Nichts anderes meint "Bildung" im echten Sinn.

Mitscherlich nennt echte Bildung ein "Kompositum", in dem Sachbildung, Affektbildung und Sozialbildung einander ergänzen (Anm. 162). Es ist offensichtlich, dass wirklich geglückte Bildung mit diesem hohen Anspruch ein rares Phänomen ist. Entsprechend selten sind echte Autoritäten, die mit Recht als solche gelten können. Doch wenn Demokratie funktionieren soll, welche auf die numinos aufgeladene Figur des Herrschers verzichtet, können nur solche Autoritäten seinen Verlust ersetzen, denn sonst überwältigt der "Dämon von Unten" das Kollektiv. Ohne Bezugspunkt "oben" wirkt das Numinose durch Massenphänomene, deren Macht sich leicht verselbstständigt. Ohne differenzierte, selbst-beherrschte, im wahren Sinn gebildete, personale Leitfiguren ist kein konstruktives Gemeinwesen möglich. " ... die differenzierte und differenzierbare Persönlichkeit ist für die Wohlfahrt des Volkes von größter Bedeutung ... Denn wenn das Hervorragende eingeebnet ist, gehen die Richtpunkte verloren ... " (Anm. 163). Der Herrscher steht für diesen hervorragenden Richtpunkt. Ihm fällt auch die Aufgabe zu, das Vielerlei der Charaktere im Volk zu bündeln, und vor allem natürlich: Gegensätze auszugleichen und zu integrieren.

Der Herrscher als intrapsychische vater- oder elternarchetypische Kraft hat dieselbe Funktion: Er ist das Integrationszentrum der Persönlichkeit, in dem unsere divergierenden Neigungen zusammengebracht werden durch seine Autorität, die sich nicht in einer Überich-Funktion erschöpft, sondern durch den Kontakt mit der Autorschaft unseres Daimon zustandekommt.

Lehrer, Leitbild, Norm, Gewissen

"Erziehung muss in sich selbst eine dialektische Funktion erfüllen: Sie muss in die Gesellschaft einüben und gegen sie immunisieren, wo diese zwingen will, Stereotypen des Denkens und Handelns zu folgen statt kritischer Einsicht." (Anm. 164)

"Man könnte sich doch zum Beispiel auf die Voraussetzung einigen, dass jeder sein eigenes Vorbild ist oder es doch werden kann – wenn er nur eine Chance erhält sich zu verwirklichen in seinen besten Möglichkeiten." (Anm. 165)

Erziehung ist englisch und französisch education. Erziehen heißt lateinisch educare, e-ducere ist herausführen, emporziehen, großziehen. Der E-ducator ist also ein Herausführer, der den Zögling auf bestimmte Ziele hin er-zieht.



Abb. 20 Der Lehrer

Natürlicherweise ist die Mutter die erste persönliche Lehrerin des Kindes. Mit ihrem Blick ruft sie das Wesen hervor. Alle Handlungen innerhalb der mütterlichen Pflege, die Distanz, Ordnung, Struktur und Aufforderung betonen, kann man als vaterarchetypisch bezeichnen. Indem die Mutter das Kind pflegend, aufmerksam und anteilnehmend, mütterlich und väterlich zugleich, in seinem natürlichen

Wachstum fördert, fördert sie zugleich sein Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit, welches der Ausgangspunkt für jedes Selbst- bzw. Ich-Bewußtsein ist.

Für diesen natürlich gegebenen Drang nach Selbstwirksamkeit Raum und Gelegenheit bereitzustellen, ihn anzuregen, zu bestätigen, zu regulieren, bedeutet Alternativen zum reinen Angewiesensein auf den mütterlichen Beistand zu schaffen. Es bedeutet Herausführung aus dem Bannbezirk der Mutter, und obwohl die Mutter bis zu einem gewissen Grad selbst diese Aufgabe leistet, darf die Sache keinesfalls an ihr allein hängen bleiben. Sonst wird die Weltordnung der Mutter überwertig und dominant, die Eigenwahrnehmung kann sich an keiner anderen Weltsicht messen, der Blick der Mutter bleibt "Ein-und-alles" und es gibt daraus kein Entrinnen.

Ein Perspektivwechsel, welcher "optimale Distanz" (Bouvet) ermöglicht, ist nur über einen e-ducator möglich, der Bindungsmöglichkeiten außerhalb des Mutterblicks eröffnet und erlaubt. Mithilfe des Vaters wird der Machtbezirk der Mutter überschritten, mithilfe des educators die Grenze der Familie (auch diese ist eine "Mutter", deren Konventionen gefährlich einschränkend sein können).

Seit der Renaissance, in der erst ein allgemeines Bewusstsein für die Bildung und Ausbildung der freien Individualität aufkam, trachtete man danach – ich nehme die obersten Stände mit ihren Hauslehrern einmal aus - diese Grenzüberschreitung aus dem Schoß der Familie hinaus auch durch räumliche Distanz zu betonen. Bis über die Jahrhundertwende hinaus war es üblich, Kinder, die nicht unmittelbar zum Arbeiten zuhause gebraucht wurden, zur weiteren Erziehung in andere Familien zu geben, wenn sie nicht ohnehin in ein Lehrverhältnis eintraten (und beim Meister wohnten) oder eine Schule besuchten, die Unterbringung außerhalb notwendig machte (Anm. 166). Die Konfrontation mit dem andersartigen Lebensraum, die Kenntnisnahme anderer Lebensumstände und -haltungen, hatte schon für sich allein die Wirkung, die familiären Normen nicht für die letztgültigen zu halten. Dort wo die Konventionen übereinstimmten, bekamen sie allerdings, durch ihre Beobachtung auch in anderem Rahmen, noch mehr Gewicht. Im großen ganzen dienten die Arrangements doch eher der Einübung in gesellschaftliche Gegebenheiten, als der Förderung einer wirklich autonomen Persönlichkeitsstruktur. Eine Pädagogik, die das über gesellschaftliche Zwänge hinaus frei entscheidende Individuum zum Ziel ihrer Anstrengung erhob, hielt erst mit Rousseau (1712-1778) allgemeineren Einzug, weitergetragen von Sturm und Drang und romantischer Bewegung.

Schulen gehörten in Mitteleuropa erst seit dem 17. u. 18. Jahrhundert zur allgemeineren Einrichtung, und es erwachte allmählich die Einsicht, dass der Lehrer selbst einer besonderen Befähigung und Ausbildung bedürfe. Zuvor konnten Angehörige der verschiedensten Berufstände ohne besondere pädagogische Qualifikation sich als Lehrer betätigen. Das galt genauso für die Hauslehrer der Ober-

schicht: Voraussetzung waren eine gewisse Allgemeinbildung und manierliche Umgangsformen, die persönliche Reife des "Hofmeisters" wurde nicht als wesentlich angesehen. Ein prominentes Beispiel ist der junge Friedrich Hölderlin, der im Hause von Kalb als Hofmeister des kleinen Karl kläglich scheiterte. Erst seit dem 19. Jh. wurde man sich der pädagogischen Verantwortung und Aufgabe des Lehrers allgemein bewusst. Vom Lehrer als Erzieher ist außer Beherrschung des Lehrstoffs und der Methoden nun ebenfalls die Fähigkeit gefordert, den Heranwachsenden seiner Entwicklungsstufe und seinen Möglichkeiten gemäß in seiner Person zu fördern und zu leiten. Dabei zählt die "prägende Kraft der vorgelebten Haltung." (Hehlmann)

Diese Erkenntnis ist nicht neu: Das ideale Erziehungsverhältnis der Antike gründet auf die Gemeinschaft der Knaben mit vorbildlichen Jünglingen oder Erwachsenen. Die erzieherische Kraft geht selbstverständlich von der Haltung der Älteren aus, von deren eigenem Gebildetsein.

Dasselbe galt viele Jahrhunderte später für das Rittertum des Mittelalters mit seinen hohen Ansprüchen an Treue (triuwe), Stetigkeit (staete), Tapferkeit und Mut (hoher muot), Zucht und Selbstbeherrschung (zuht und maze). Wahre Ritterschaft betont durchaus nicht vorrangig das Helden-Ich, sondern strebt einen vorbildlichen Adel des Geistes an, der die Überwindung des narzisstischen Ego, die Entwicklung des ganzen Menschen fordert. Dazu gehören "weibliche" Eigenschaften, ohne die der positive Vater nicht auskommt, gehört Mitleid, Erbarmen, stete Hilfsbereitschaft gegenüber den Bedürftigen, und es gehört dazu, sich selbst zurückzunehmen, ebenfalls ein Merkmal der reifen Persönlichkeit, die in der Lage ist, den Anderen zu fördern.

"Wendet Eure ganze Kraft daran, den Bedürftigen zu zeigen, dass sie's nicht sind. Hebt sie auf, aber ohne Aufhebens," lässt Adolf Muschg Gurnemanz, den Lehrer des Parzival sagen, dessen Unterweisung ein Musterkapitel verallgemeinerbarer und überzeitlich gültiger väterlicher Tugendlehre enthält (Anm. 167).

Gurnemanz, der "Graukopf", der sich des vaterlosen, in einer symbiotischen Mutterbeziehung befangenen Parzival annimmt, kann als archetypisches Beispiel für einen Lehrer gelten. Er nimmt Parzival in eine Lehre, die dem in einer für ein erwachsenes, verantwortungsvolles Leben völlig unzureichenden mütterliche Weltordnung agierenden jugendlichen Helden-Ich hilft, seine bisherigen Verhaltensmuster einem weiträumigeren Blickwinkel unterzuordnen und sie zu überschreiten, bzw. einem erweiterten Aufgabengebiet entsprechend zu modifizieren. Parzival lernt, die Dinge in anderem Licht zu sehen, von einer höheren Warte aus, in welcher er sich nun nicht mehr als narzisstisches Zentrum seiner unmittelbaren mütterlichen Wertordnung sieht, sondern im größeren Sinnzusammenhang seiner gesellschaftlichen Position und seines Verantwortungsbereichs, seines "Be-Rufs".

Die Sage von Parzival ist der Inbegriff der Quest (Sinnsuche) -und, im weitesten Sinn, die Suche nach dem (verwundeten!) Vaterarchetypus in Gestalt des Fischerkönigs. Erstmalig aufgeschrieben hat sie vermutlich Chretien de Troyes im 12. Jahrhundert. Meines Erachtens ist dies ein Zeichen, dass ein echtes Begreifen und Verwirklichen dessen, was der Vaterarchetypus in seiner Tiefe für die Bewusstseinsentwicklung des Menschen bedeutet, nicht etwa in irgendwelchen "guten alten Zeiten" bereits einmal vollendet vorhanden war und erst im 20. Jh. nach zwei Weltkriegen verloren gegangen ist. Vielmehr sind wir immer noch auf dem Wege, und 800 Jahre nach Parzival vielleicht wieder bewusst auf dem Wege zu verstehen, was die Wunde dieses Archetypus ausmacht (Anm. 168). Doch dies muss hier eine Bemerkung am Rande bleiben – es geht um die Aufgabe des Lehrers als vaterarchetypischen Funktionsträger. Da dieser jedoch nach Eduard Spranger "wachrufen" und aufmerksam machen soll, scheint mir ein abschweifender Hinweis als Denkanstoß an dieser Stelle erlaubt. Das Ziel des Lehrens und Lernens ist von jeher "Die Unabhängigkeit des Handelns von momentanem Triebdruck. ... An seine Stelle tritt allmählich ein System von Interessen, die den Augenblick überdauern, ja Handeln auf lange Sicht ermöglichen. Die gesamte Jugendentwicklung steht unter der Aufgabe, ein zusammenhängendes Antriebs- und Motivationssystem zu organisieren, das dem Wechsel der äußeren Bedingungen standhält." (Anm. 169).

Diese Definition enthält wesentliche Punkte dessen, was bereits in anderen Zusammenhängen als vaterarchetypische Funktionen hergeleitet und begründet wurde, und ich möchte sie insofern ergänzen, als diese Organisation eines zusammenhängenden Antriebs- und Motivationssystems, das dem Wechsel der äußeren Bedingungen standhält durchaus nicht mit Erreichen des Erwachsenenalters abgeschlossen ist. Seine Spezifik besteht sogar gerade darin, dass es immer wieder neu erworben werden muss, denn "das" System, das dem Wechsel äußerer Bedingungen standhält, kann es nicht geben, solange Entwicklung vorangeht, und das tut sie bis zu unserem letzten Atemzug. Dass der Mensch mit Abschluss seiner Ausbildung "fertig" zu sein habe, wäre eine folgenschwere "patriarchale" Denkweise, die gerade ein Pädagoge nicht pflegen darf.

Gleichwohl ist nötig, Strategien und Sinnzusammenhänge zu vermitteln, welche die Abhängigkeit von spontanen Motivationen transzendieren, und in den frühen Stadien der Jugendentwicklung ist es die äußere Autorität, der Lehrer, welcher die Rahmenbedingungen dafür setzten muss, denn er ist der "Ältere" (vgl. altus), welcher mehr überblickt, er übernimmt für das Kind die Rolle des "weitschauenden Zeus", der mit der Richtschnur (lat. norma) das Terrain absteckt.

Das soll aber nicht heißen, dass gegebene Normen mit Absolutheitsanspruch herrschen und einzig die rigorose Einpassung des Zöglings beabsichtigt wird. Im Gegenteil: "Gute" Pädagogik beginnt erst dort, wo danach gestrebt wird, eine

fruchtbare Beziehung zwischen dem Eigencharakter des Heranwachsenden und den Rahmenbedingungen der Gemeinschaft herzustellen.

Nichts Wesensfremdes soll in das Kind "hineingebracht" werden, notfalls auch gegen seine Konstitution, sondern es geht darum, seiner Eigengesetzlichkeit Herausforderung und Spielraum anzubieten. Es geht um das "Herauslocken", wie Spranger mit Hinweis auf die pädagogischen Gespräche des Sokrates sagt:

"Man kann dem Werdenden bei der Geburt seines geistigen Selbst allenfalls Beistand leisten; gebären muss er selbst. Der platonische Sokrates legt immer das größte Gewicht darauf, dass er seinen Jüngern nichts Fertiges gebe, nichts einfach in ihr Bewusstsein hineinfülle, sondern alles nur aus ihnen herauslocke." (Anm. 170)

"Gute" Erziehung heißt demnach: Am Wesen des Kindes orientiert, diesem Orientierung ermöglichend. Die vorrangige vaterspezifische Aufgabe des Pädagogen ist, die seelisch-geistige spezifische "Formtendenz" (Spranger) seines Zöglings zu erfassen und diesem selbst fassbar zu machen. Der Lehrer soll der "Rufer" sein, der dem Schüler eine Ahnung seines "Be-Rufs" übermittelt.

Das Ziel jeder Erziehung ist letztlich, sich selbst überflüssig zu machen und in Selbsterziehung überzugehen. Der Lehrer, der uns als äußere Autorität in die Kunst dieses Sinnverstehens und die Fähigkeit des sinnbestimmten Wollens einführen soll, sollte eines Tages zur eigenen inneren Führungs- und Entscheidungsinstanz geworden sein. "Ein Lehrer muss im Schüler den Lehrer ans Licht bringen", sagt Thich Han Nhat, ein buddhistischer Lehrer unsere Zeit (Anm. 171).

Dies ist zweifellos eine idealistische Forderung, die ein Lehrer des normalen Schulbetriebs schwer einlösen kann. Insofern ist sie aber ein gutes Beispiel für die Funktion eines Leitbildes, ein Exempel dafür, was Leitbilder leisten sollen und als was sie keinesfalls genommen werden dürfen: Leitbilder gehören ins Reich der Ideale. Ein Ideal ist eine Vollkommenheitsvorstellung, eine göttliche Grandiosität, die wir uns geradezu verbieten müssen, real erfüllen zu wollen, denn sie ist übermenschlich. Ideale Leitbilder haben einzig und allein Richtungscharakter im Sinne einer höheren Norm, einer Richtschnur (lat. norma) Als solche sind sie jedoch unentbehrlich. Der Maßstab, mit dem wir uns an ihnen messen, muss jedoch immer verhältnisbezogen, relativ bleiben. "Richtig" und "Falsch" gilt immer nur innerhalb eines ganz bestimmten Bezugsrahmens. Auch das ist eine Funktion der Erziehung, eine Aufgabe des Lehrers: Die idealistische Unbedingtheit des Heranwachsenden an den Grenzen der realen Bedingungen auszurichten und bei der Umwertung zum Treibstoff des persönlichen Gewissens, behilflich zu sein.

Bildung und Erziehung findet im Spannungsfeld zwischen eigenem Wesen und gesellschaftlichen Wertsetzungen statt.

Spranger, den ich hier stellvertretend für andere große Durchdenker der Erziehungskunst herausgreife, formuliert drei Erziehungsziele: Sinnverstehen, Werterleben und bewusste Stellungnahme zu Geschehen und Gehalten der Kultur (Anm. 172). Das impliziert Kritikfähigkeit und so sind Konflikte mit der Gesellschaft, die auf Massenbetrieb gründet, unvermeidlich. Andererseits müssen die gesellschaftlichen "Spielregeln" bis zu einem gewissen Grad erlernt und akzeptiert werden. Das führt zu einer heiklen Position der Erzieher zwischen gesellschaftlichen Absichten und pädagogischer Verpflichtung dem heranwachsenden Einzelnen gegenüber. Er ist die "Schnittstelle", die Brücke:

"Denn durch die ›Seele des Erziehers (wie Kerschensteiner sein 1921 zuerst erschienenes Buch nannte) … wirken mannigfache Geistesmächte überindividueller Art hindurch: Tradition, aufgeschichtete Geistesgüter, Volksgeist, Zeitgeist, evtl. auftraggebender Staatswille – kurz: der Gehalt einer ganzen Kultur und der mit ihr gesetzten verbindlichen Normen." (Anm. 173).

Darum ist entscheidend für die Qualität der Erziehung, die ein Lehrer zu geben vermag, ob er selbst sich seiner unwillkürlich wirksamen Eingebundenheit in diesen Wertekanon bewusst ist, und wie er gelernt hat, dazu auch im Konfliktfall Stellung zu nehmen. Mit anderen Worten: ob er selbst über eine gewachsene Individualität und Autorität verfügt, die von der Kollektivseele hinlänglich unterschieden ist, und ob er als Persönlichkeit glaubwürdig ist. Dazu muss kommen die Bereitschaft und Fähigkeit, Wesen und "Formtendenz" seines Schülers zu erkennen und zu stärken, bzw. dessen noch ungebildeten Fähigkeiten ans Licht und zur Form zu verhelfen. Das wird auch eine gewisse "Zucht" im Erziehungsprozess erfordern: Der Unbegrenztheit der diffus erlebten Möglichkeiten aufseiten des Schülers müssen Ziele und Grenzen gesetzt

werden, geeignete Motive der äußeren Welt müssen zur Motivation der Eigenbewegung gefunden und eingesetzt werden, damit sich die Bilder zu eigener Welterfassung festigen können. Die anlagemäßig gegebenen, aber noch nicht gestalteten Bedürfnisse müssen Korrespondenzen in der Außenwelt finden, um dem Erleben zugänglich zu werden, damit sich der Ich-Kern festigt. Was schließlich solcherart erfasst wurde, hat eine Fassung, einen Rahmen, bekommt Namen und Sinn. Namen und Rahmen geben bedeutet zugleich Einschränkung, Eingrenzung der Uferlosigkeit. Dadurch wiederum bewirkt sie die Möglichkeit, das bisherige Niveau zu überschreiten, bewirkt Horizonterweiterung, sofern durch die Überschreitung ein neues Ziel sichtbar geworden ist.

Wir sehen also auch hier wieder die wesentlichen Faktoren der vaterspezifischen Wirkung beieinander, und es müsste ohne weiteres klar sein, dass es wenigstens im Prinzip nicht darauf ankommt, ob "der Lehrer" männlichen oder weiblichen Geschlechts ist.

Namen und Rahmen gegeben werden muss aber noch einer anderen Uferlosigkeit, derjenigen der Triebe und Affekte, und die Funktion dieses Rahmens übernehmen Moral und Gewissen. Im allgemeinen verstehen wir unter Moral ausschließlich den Sitten- und Gebotekodex, den die Gesellschaft installiert und dem Individuum wie eine Art Korsett verpasst – von außen. Moral und Gewissensbildung sind in unserer Vorstellung eng verbunden, und eine antipatriarchale Denkrichtung, die Ende des letzten Jahrhunderts in Bewegung kam, sah in der Rigidität patriarchaler Gesellschafts- und Moralgesetze das allein schuldige Instrument, Knechtung und Knebelung allen natürlichen und individuellen Gefühls und der Verbiegung, ja Vernichtung der Menschlichkeit.

Das "Gewissen" kam in den Verdacht, eher ein durch Fremdeinwirkung und Druckausübung geprägter Überich-gesteuerter Kontrollapparat zu sein mit der Aufgabe, bei geringsten Abweichungen vom gesellschaftlichen Konsens Schuldgefühle zu verursachen, als autonome Interessen des Selbst zu vertreten. Eltern, Lehrer und Lehrinstitute hatten an der Installation dieser bedrückenden Situation erheblichen Anteil. Hermann Hesse hat 1906 in "Unterm Rad" eindrücklich geschildert, wie diese Art von introjizierter über-ich-hafter Gewissensinstanz zur ausweglosen Besessenheit durch den "furchtbaren Vater" wird und den jungen Hans Giebenrath schließlich zur Selbstvernichtung treibt. Vater und Lehrer werden gebrandmarkt als äußere Funktionäre dieser lebensfeindlichen Gewissensperversion, wie man es eigentlich nur nennen kann.

Die Botschaft dieser Tragödie zeigt, dass das "von außen her" introjizierte Überich-Gewissen, das wir durch Einprägung von Werten unserer Gesellschaft, durch Dressur und mehr oder versteckte Wünsche und Gefühlshaltungen unserer Erzieher erwerben, größten Schaden anrichten kann, wenn es einseitig vaterspezifisch ausgerichtet ist. Symptomatischerweise hat der kleine Giebenrath des Hesse'schen Romans schon früh die Mutter verloren, und vom Gemüt des Vaters heißt es gleich auf der ersten Seite, es sei "längst staubig geworden" – es fließt kein Lebenssaft mehr darin, die Verbindung zu den inneren Quellen in der Tiefe des "Seelengrunds" ist ausgetrocknet.

Eduard Spranger sieht das Gewissen als denjenigen Punkt im "Seelengrund", durch den sich eine metaphysische Sinn- und Sollenskraft den Weg bahnt als ein "maßgebendes Regulierwerk des Lebens".73 Dieses kann nicht irgendwie von außen eingesetzt werden. Es ist ja als existenzielle Mitte vorhanden, und die Aufgabe des Lehrers ist, es zu wecken. "Das Bildungsziel, den jungen Menschen bis an seine existenzielle Mitte: das Gewissen, heranzuführen, gilt für alle Zeiten und für alle Völker, für alle Gesellschaftsformen und für alle Berufe." (Anm. 175)

Es ist klar, dass diese anspruchsvolle Aufgabe nur der "erzogene Erzieher" (Schiller) leisten kann. Denn obwohl er seinen Zögling auch zur Handlungsfähigkeit in der Gesellschaft heranbilden soll, so führt das Bemühen um die Schürfung

der Selbstwahrnehmung seines Schülers notwendigerweise doch auch zu kulturkritischen Stellungnahmen. Und sollen dahin führen: Erziehung soll nicht nur der Weitergabe des gewordenen Kulturbesitzes einer älteren Generation an eine jüngere dienen, denn es sollen ja nicht "Irrwege und Laster der historisch gegebenen Gesellschaft durch Erziehung verewigt" werden (Anm. 176). Wer aber korrigiert diese "Irrwege und Laster" der gegebenen Gesellschaft? Wer setzt ihre ethische Norm?

Es ist ein kompliziertes Wechselspiel zwischen verantwortungsvoller Persönlichkeitsbildung und Ausbildung gesellschaftlicher "höherer Norm":

"Niemand aber wäre in der Lage, die Gesellschaft zu erziehen. Der Weg dazu geht immer über die Erziehung des Einzelnen." (Anm. 177) Es ist das Wechselspiel, das stets stattfinden muss zwischen "der Gesellschaft", welche die Rolle des Alten Königs spielt und dem Individuum als Jungem König, der jedoch eines Gurnemanz bedarf, um seine Berufung zu begreifen und verantwortlich anzunehmen.

So bewegt sich die Aufgabe des Lehrers zwischen der alchemistischen Gestalt des Mercurius, der einmal als Motivator und Educator tätig ist, als puer, der in Einfühlung mit dem Zögling dessen Möglichkeiten erfasst und steuern hilft, einmal als mercurius senex, wenn er diese begrenzt und ausrichtet. Ersterer spiegelt sich mythologisch in Zeus-Jupiter, letzterer in Kronos-Saturn, und damit haben wir wieder den väterlichen Archetypus eingekreist.

Schöpfung, Zeit und Technik

"Jedes Meisterwerk entsteht technisch so, wie der Kosmos entstand … Werkschöpfung ist immer Weltschöpfung." (Anm. 178)

"Denn bevor die Eisenzeit ihre Bedeutung für die militärische und politische Geschichte der Menschheit bekam, hat sie geistige Schöpfungen hervorgebracht." (Anm. 179)

Schöpfung ist immer Bewusstseins-Schöpfung. Väterliche Zeugungskraft ist nur die eine Hälfte des nötigen vaterspezifischen Anteils; die andere heißt Begrenzung. Begrenztheit des Lebens ist schon im ersten Moment der Empfängnis gegeben. Genetische Faktoren werden sofort wirksam und legen ein Gestaltprogramm fest. Alle nötigen Entwicklungsschritte folgen dann immer dem gleichen, vaterarchetypischen Muster: Ein Stadium wird festgelegt, und wird, sobald es zur Reife gekommen ist, überschritten. Überschreitung heißt dabei oft Zerstörung des Erreichten, das an der Grenze seiner Vollendung angekommen ist. Wo gezeugt wird, gibt es auch ein Ende, einen Tod (etymologisch ableitbar von lat. totus = ganz, vollendet). Der Tod ist gleichzeitig Voraussetzung für neue Schöpfung.

Der Göttervater Uranos wollte das noch nicht wahrhaben. Er wollte nur Eros und Zeugung (Liebe, Verbindung), nicht Thanatos (Tod, Trennung), die doch zusammen erst das gestaltschöpferische Prinzip darstellen. Darum schlug die Liebe seiner Gemahlin um in Feindschaft, und er musste eine bittere Lehre hinnehmen durch die stählerne (oder eiserne) Sichel, die sie schuf und Kronos in die Hand legte. Mit diesem Werkzeug kam die technische Weltordnung in die Welt und die Tragik. Die neue Bewusstseinsstufe des Menschen, schöpferisches Bewusstsein überhaupt, war nur durch Schuld zu erreichen (Anm. 180).

Interessant ist, dass auch in einem anderen, vielleicht dem ältesten griechischen Schöpfungsmythos dieses Umschlagen der erotischen Verbindungssehnsucht vorkommt: Okeanos, der Urvater (auch Vater der Gaia) konnte mit seiner Gattin Thetis die ganze mineralische, pflanzliche und animalische Schöpfung erschaffen, ebenso Wesen der magisch-natürlichen Ebene, wie Nymphen usw. Danach aber geriet er – aus nicht erläuterten Gründen – mit seiner Gemahlin in "heftigen Zwist" (Dualität!) und es heißt bei Homer: " ... schon lange Zeit vermeiden sie einer des andern Hochzeitsbett und Umarmung, getrennt durch bittere Feindschaft." (Anm. 181)

Die Einträchtigkeit ist beendet, stattdessen zieht Zwietracht ein und trennt die Welteltern. Das Problem beruht nun allerdings auf einem Etikettenschwindel:

Okeanos firmiert zwar unter "männlich" und "Vater", ist aber eine Personifikation des Urwassers, aus dem alles hervorgeht, und der Symbolkreis des Wassers gehört prinzipiell zum Archetypus des Weiblichen, zum Erosprinzip, das auf unendliche Umschlingung, Verbindung, gerichtet ist. Mythologisch gesehen ist also zwar formal ein Umdeutungsversuch zum Patriarchat hin gemacht, aber das Bewusstsein hat die Problematik noch nicht ganz begriffen oder ist in der Gefühlsüberwältigung haften geblieben, denn Thetys und Okeanos gehören beide dem Wasserelement an, sind also wohl oder übel symbiotisch verschlungen.

Die schöpferische Fantasie findet jedenfalls an diesem Punkt kein das Dilemma überschreitendes Bild, sondern bricht ab und beginnt die Geschichte neu zu erzählen: mit der Erdgöttin Gaia und dem Himmelsgott Uranos als Hauptpersonen. Diese beiden haben als Vertreter verschiedener Elemente bessere Chancen, sich – im exakten Wortsinn – auseinanderzusetzen. Wenn Himmel und Erde sich begegnen, bekommt das Luft- oder Geistelement Gelegenheit, konkret zu werden. Es entstehen Lösungsmöglichkeiten, die über organische Werdeprozesse hinausführen. Schlauheit zieht ein, Erfindergeist, Kunstfertigkeit und: Technik.

Nicht erst Kronos ist "krummsinnig", er hat die Anlage zur List von der Mutter mitbekommen, die als erstes Artefakt der (griechischen) Weltschöpfungsgeschichte eine eiserne Sichel "hervorbringt" – sicher kein natürlicher Geburtsvorgang, sondern eine eigenartige Produktion contra naturam – eine entscheidende Schöpfung.

Gaia hat mit diesem eisernen Instrument ein "Faktum", ein "Gemachtes", ein Werk geschaffen, das die Welt ändern wird. Es beginnt das eiserne Zeitalter, welches das durch Prometheus, (ebenfalls "krummsinnig") geraubte Schöpfungsfeuer in einer Weise nutzbar machen wird, dass Göttern und Menschen noch Hören und Sehen vergehen wird ob ihrer Kunstfertigkeit. Hesiod ist sich dessen bewusst. Der Lobpreis des Zeus, der auch Hesiods "Werke und Tage" durchzieht, ist überschattet vom Bewusstsein der Tragik des Bewusstseins. Seine Erzählung, wie das paradiesische goldene Zeitalter nach und nach abgelöst wird von immer weniger idealen Zuständen, die in das eiserne Zeitalter voller Zwietracht, Kampf und Mühsal münden, spricht eine beredte Sprache.

Im Schlusssatz dieser inhaltsreichen und von praktischen und moralischen Anweisungen überquellenden Schöpfung heißt es: " ... Gesegnet und glücklich lebt, wer all diese Dinge weiß und bei seinem Tun nicht schuldig wird vor den Göttern ... " (Anm. 182). Die Schuld, die selbstbewusste Handlungsmöglichkeit und rapide sich differenzierende Kunstfertigkeit (gr. techne) mit sich bringen, ist die Kehrseite der vaterarchetypischen Schöpferkraft.

Es ist im griechischen Mythos von Uranos, der von Kronos mit der "gezähnten Sichel aus grauem Stahl" überwunden wird, also unübersehbar ein Zusammenhang zwischen dem Qualitätssprung des Bewusstseins, Weltelterntrennung, Herausdifferenzierung des Vaterarchetypus und der neuerrungenen Technik der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung hergestellt. Auf den prometheischen Feuerraub, der natürlich auch hierher gehört, kann ich nicht eingehen. Nur darauf sei hingewiesen, dass Prometheus auch eine Geschichte als Schöpfer des Menschen hat. Er formt ihn aus Ton, und bezeichnenderweise haucht Athene der Tonfigur Leben ein. Beide, Prometheus und Athene, sind mehrfach schöpferisch im Dienst menschlicher Bewusstseinsentwicklung tätig. Sie gelten unter anderem als Vermittler der Handwerkskünste. Athene, die in eiserner (!) Rüstung dem Haupt ihres Vaters entspringt, ist auch Göttin der Schmiedekunst.

Es wird erzählt, dass Prometheus bei der Geburt der Athene aus dem Haupt des Zeus mitgeholfen habe (Anm. 183). Sicher ist diese vielfädige Verbindung von Zeus, Athene, Prometheus und auch Hephaistos, der ja Schmied, Erfinder und Künstler ist, nicht bedeutungslos.

Ich möchte bei der Schmiedekunst und beim Thema Metallurgie noch ein wenig verweilen. Am Verhältnis des Menschen zu den Schätzen des Berginnern, die ja die "Eingeweide" der Mutter Erde sind, lassen sich spannende Bezüge zwischen Wissenserweiterung, technischem Vermögen, Bewusstseinsdifferenzierung, schöpferischem Selbstbewusstsein und mythologischer beziehungsweise zunehmend rationalisierender Einkleidung ablesen.

Die ersten Bergleute und Schmiede hätten sich als prozessbeschleunigende Nachahmer und Gehilfen der Natur gesehen, schreibt Mircea Eliade in "Schmiede und Alchemisten". Die geistige Vorstellung sieht Metalle als "Embryonen" im Bauch der Mutter Erde heranreifen. Sie sind vom Blitz gezeugt: Der Schöpfungsakt, die Heilige Vereinigung von Himmel und Erde findet im dramatischen Naturereignis des Gewitters statt. Der Himmelsgott ist also der göttliche Gemahl der Erde und Erzeuger der Metalle.

Wenn nun der Mensch den heiligen Leib der Mutter Erde öffnet, um sich der Metalle zu bemächtigen, so tut er das nicht etwa als Räuber und Feind der Götter. Im Gegenteil: Indem er das metallhaltige Gestein, die "Embryonen" herausholt, arbeitet er als schöpferischer Geburtshelfer. Er vollendet nur, was der zeugende Gott begonnen hat. Durch seine Arbeit, seine Kunstfertigkeit beschleunigt er den Geburtsvorgang und wird so zum Mitschöpfer der Gottheiten.

Auch bei den nachfolgenden Arbeitsprozessen sieht sich der Mensch in Vertretung des Schöpfergottes: Als Schmied ahmt er die Geste des zeugenden Gottes nach, indem er den Hammer schmiedet. Und wie der Gott des Blitzes (der zum Symbolkreis der Sonne und des "Oberen", der Höhe gehört) bedient sich der Schmied des Feuers als umschaffender Energie (Anm. 184).

In diesen sexualisierten Beziehungsrahmen also sind die Ursprünge der Technik als eine Fortsetzung des Schöpfungsprozesses mythologisch eingeordnet. Eine solche überhöhende Mythisierung des menschlichen Nutz- und Gewinnstrebens ist wahrlich eine vaterspezifische Leistung. Die Erben der Kronos'schen Krummsinnigkeit geben sich bescheiden als "Gehilfen der Natur" aus, wo sie sich insgeheim bereits als ihre Meister fühlen, legitimiert durch "zündende" Ideen und ihren Einfallsreichtum, mittels dessen sie sich in eine Linie mit dem göttlichen Willen stellen.

Es kommt in diesen Gedanken außerdem ein Element ins Spiel, das auch die Alchemisten des Mittelalters bewegte und das besonders nachdenklich machen muss: Der Drang, natürliche Prozesse zu beschleunigen.

"Der Alchemist, ebenso wie der Schmied und vor diesem der Töpfer, ist ein Meister des Feuers«. … Was die natürliche Hitze – jene der Sonne oder des Erdinnern – langsam reifen ließ, vollbrachte das Feuer in unvermutetem tempo. Die demiurgische [= schöpfergöttliche] Trunkenheit entsprang jenem dunklen Vorgefühl, dass das große Geheimnis darin bestehe, zu lernen, wie man es >schneller machen« könne als die Natur … Das Feuer erwies sich als Mittel, >schneller zu machen«, aber auch etwas anderes zu machen als das schon in der Natur Vorhandene." (Anm. 185)

Dieser dranghafte Wunsch, die Dinge zu beschleunigen, der seltsam kontrastiert zur Angst vor Endlichkeit und Tod, ist also nicht erst eine Erwerbung neuerer Zeit, sondern scheint in einer direkten Beziehung zu stehen zu patriarchalem Bewusstseins-Zuwachs.

Die Erinnyen (Rachegöttinnen), die bei der Kastration des Uranos aus den herabtropfenden Blutstropfen entstanden sind und fortan schuldig Gewordene zu Tode hetzen oder zerreißen, sind wohl seit der trennenden Tat des Kronos hinter uns allen her. Zeit gewinnen, Zeit sparen – wenn man schon dem Tod nicht entrinnen kann. Die Wurzeln dieser Manie, welche die hoch technisierten Gesellschaften jagt, liegen in der schieren Todesangst, die ihrerseits ein Preis des vaterspezifischen Bewusstseins ist. Sie ist die Folge eines Zeitbegriffs, der erst existiert, seit der Mensch versucht, in Konkurrenz mit der Schöpferkraft der Natur zu treten, ja, ihr den Rang abzulaufen. Mit Chronos (= Kronos) und der stählernen Sichel beginnt, genau betrachtet, nicht nur ein Wettlauf mit der Zeit, sondern der Versuch, sie zu beherrschen, wie Kronos versucht hat, seine Zukunft zu beherrschen beziehungsweise die Zeit still stehen zu lassen, indem er die Träger der Zukunft, seine Kinder verschlang. Es ist ein Machtkampf um die Herrschaft über die Zeit, ja sogar der Versuch, sich als Schöpfer an die Stelle der Zeit zu setzen, (Anm. 186) als der mächtigsten Gottheit, der alles Lebendige unterworfen ist.

Seit dem Beginn der Eisenzeit, der metallurgischen Techniken mit ihren geheimnisvollen Umwandlungsprozessen, denen der Mensch die Metalle unterwerfen konnte, ist der unaufhaltsame Fluss der Zeit, des Werdens, Blühens und Vergehens, der Todfeind des Menschen. Der Zeit gegenüber wird er immer unterliegen. Und je deutlicher ihm sein Unterlegensein wird, desto hastiger versucht er, diese Qual zu kompensieren durch das Bedürfnis, selbst Erfinder und Schöpfer zu sein, Macher oder wenigstens eigenmächtiger Mitgestalter, der den Gesetzen des Irdischen und natürlichen Abläufen "faktisch" etwas entgegenzusetzen hat. Jeder gelungene Artefakt, jeder Kunstgegenstand, jeder menschengemachte Gegenstand bestärkt das Ich-Bewußtsein. Darum wird das Machen und Produzieren schließlich zum Selbstzweck.

Auch in die kosmologischen Vorstellungen fanden technische Fantasien und Zweckdenken Einzug. Das Universum wurde mechanistisch gedacht.

In der Vorstellung der Manichäer, einer radikalen christlichen Sekte des 1. bis 2. Jahrhunderts n. Chr. findet sich die Auffassung, Gott habe die Welt als ein riesiges Schöpfrad konstruiert, um die in der Finsternis der Schöpfung untergegangenen Teile seiner selbst wieder ans Licht zu heben (Anm. 187). Diese Auffassung ist typisch für die Sicht der patriarchalen Bewusstseinsstufe.

"Sie spiegelt einen Zustand, in dem sich das Bewusstsein, als eine unabhängige Macht, schon wesentlich aus dem Unbewussten zurückgezogen hat …" (Anm. 188)

Der "Zweck" – denn nichts mehr wird ohne Zweck gedacht – des Schöpfungsanliegens ist, was verborgen "unten" liegt, "hinauf" zu transportieren. Dabei will sich der Schöpfervater nicht gern die Hände schmutzig machen, darum hat er ein Arbeitsgerät, eine Maschine gebaut, um seinen sublimierenden Schöpfungszweck zu erreichen. Zwar scheint in der Finsternis irgendeine Art von Schöpfung (vermutlich die "natürliche", welche die Muttergöttin hervorgebracht hat) bereits vorhanden zu sein, aber sie ist finster, chaotisch, unbewusst und minderwertig. Es bedarf des technischen Ingeniums, um sie zu berichtigen – was voraussetzt, dass sie im Moment "falsch" ist. Der Schöpfer dieser einzig richtigen Welt ist ein Deus Faber, ein Ingenieur und Konstrukteur.

Diese Vorstellung hat sich grundsätzlich bis in die Wissenschaft des 17. Jahrhunderts erhalten und bestimmt das Denken noch bis in unsere Zeit hinein.

In früheren Schöpfungsmythen aus dem Umbruch vom Matriarchat zum Patriarchat steht der Schöpfer, obwohl schon männlich-väterlich und Deus Faber, immerhin noch in unmittelbarerem Kontakt zur Materie und dem, was er schafft, als der Gott der Manichäer

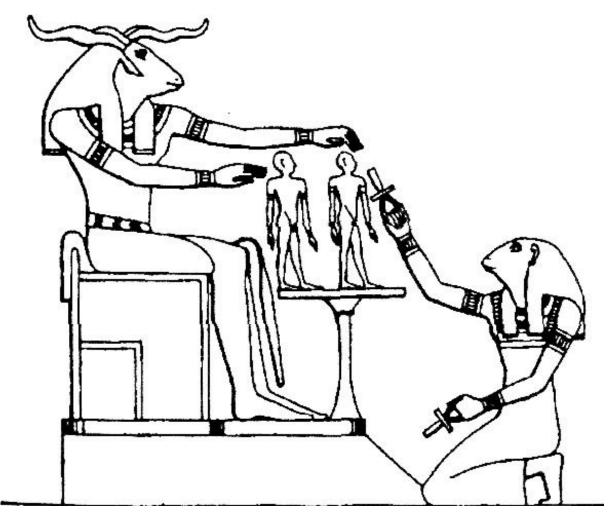


Abb. 21 Chnum formt Menschen

Der ägyptische Chnum formt auf Anweisung des Ptah den Menschen aus Erde. Auch Jahwe tut es im ersten Buch Mose (Anm. 189), und, wie vorher erwähnt, Prometheus.

Hier ist noch eine direkte Verbindung zwischen formender Hand und Urstoff vorhanden. Zwischen vom schöpferischen Feuer initiierten Idee, Hand und Stoff besteht eine intime Beziehung. Der Werkstoff Erde ist noch etwas Wertvolles, seine Berührung für den Schöpfer lustvoll, und der Mensch wird geschaffen, um in der Welt zu sein, nicht, um ihr zu entkommen. Das göttliche schöpferische Feuer überträgt sich dem Geschaffenen leiblich, sinnlich.

Von diesen Schöpfergöttern könnte man also sagen, dass der Schöpfer-Vater in einer persönlichen, produktiven Wechselbeziehung mit seinem Geschöpf steht. Er lässt sich auf die Eigen-Art des Stoffes ein, lässt sich von der Erfahrung, die er damit



Abb. 22 Gott schafft die Welt nach Maß und Zahl

macht (vielleicht auch von den Widerständen, die sie ihm entgegensetzt), bereichern. Er zieht sich auch dann noch nicht in Himmelshöhen zurück, sondern stellt weitere Verbindung her durch den Atem, mit dem er dem Menschen eigenständiges Leben einflößt. Höchstpersönlich und direkt nimmt Jahwe noch eine ganze Zeit lang Anteil an der weiteren Entwicklung seiner Schöpfung.

Auch der Vater in der konkreten Familiensituation, wenn er die Erd- und Alltagswelt unentfremdet handelnd mitgestaltet, beschränkt seinen schöpferischen Anteil nicht auf den Zeugungsakt und zieht sich dann in eine erdferne "Himmelswelt" (eine Entsprechung wäre der gesellschaftliche Außenbereich) zurück, sondern weiß, dass er sich der Herausforderung durch das "faktisch" Gewordene stellen muss. Das kann beängstigend sein, und die Versuchung ist groß, sich in einlinig gerichtete Herrschaftsgebärden zu flüchten. Damit wird jedoch die Distanz zwischen Erzeuger und Erzeugtem vergrößert. In Schöpfungsmythen äußert sich diese Entfremdung dadurch, dass nicht mehr mit der Hand erschaffen wird, sondern mit Werkzeugen, dem Lieblingsspielzeug der patriarchalen Ära.

Töpferscheibe und Schmiedehammer als Schöpfungs-Werkzeuge gehören noch zu den "körpernahen" Mitteln und sind noch an die Mysterien angeschlossen. Winkelmaß und Zirkel, die dagegen ab dem Mittelalter in der Hand des Schöpfers zu sehen sind, machen den Grad der Herrschaft des vaterspezifischen Teilens und Messens klar, der inzwischen die innere Einstellung zur Welt beherrscht.

Der Vater zieht sich damit mehr und mehr in "obere", intellektuelle und analysierende Regionen zurück. Theoretische und funktionale Maßgaben und Gesetze haben eine abgehobene hierarchische Stellung eingenommen. Kausalitäts- und Funktionsdenken vergrößern den Abstand zwischen organi-

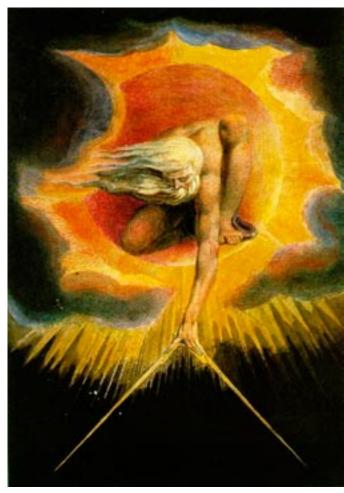


Abb. 22 W. Blake: Der Alte der Tage (Gott als Architekt)

schem und technischem Schöpfertum immer mehr. An der Wiege der Technik stand also nicht nur der Tatendrang, Wunsch nach Selbstwirksamkeit im Handeln Pate, sondern auch Erfinderlust und Umdeutungslist. Es interessiert, was alles machbar ist, und wie es machbar ist.

Das Grundwort von "Technik" bedeutet im Altgriechischen "Kunst" und "Fertigkeit". Wir assoziieren mit Technik sowohl Kunstfertigkeit als auch Künstlichkeit.

Ein zentrales Element der Technik ist vor allem das Werkzeug, dessen Verfertigung ursprünglich eine außerordentliche Bedeutung zukam (Anm. 190). Sie ist eine magisch-heilige Prozedur, ein wahrhaftiger Schöpfungsvorgang. Das Werkzeug ist das "Kind" patriarchalen Geistes.

Technik und Mechanik haben bis heute eine eigene Magie, einen spezifischen Irrationalismus, der einer einseitigen vaterarchetypischen Verfallenheit zu verdanken ist. Im "Roman seines Vaters", einem psychologischen Lehrstück patriarchaler Kleinbürger-Gesittung und -Gesinnung in diesem Jahrhundert, gibt Ludwig Harig (geb. 1927) nicht ohne humorvolle Distanz Kostproben solcher väterlichen Einstellung:

"Nur ein Funktionieren nach Maschinenart überzeugte ihn: die Lunge als Blasebalg, aber auch als Austauschapparatur für Gase … und für den Fall, dass der Klappmatismus einmal aussetzt, gab es Ersatzteile und Handwerkszeug … Ja, ein Maschinenwerk war nicht nur erklär- und erlernbar, es war auch reparierbar." (Anm. 191)

Der Grundtenor dieser Einstellung ist auch heute noch weit verbreitet. Der Traum vom reibungslosen Funktionieren als Selbstzweck wird unentwegt weitergeträumt, genauso wie die typisch patriarchale Illusion, eines Tages mittels technischer Segnungen "alles in den Griff zu kriegen". Nur das "Funktionieren nach Maschinenart" verspricht Sicherheit und größtmögliche Kontrolle, die uniforme Ästhetik des Seriellen und Mechanischen hält den Durchschnittsbürger nach wie vor in Bann, die Macht des Gemachten ist immer noch im Anwachsen, und wir sind durch nichts so leicht zu faszinieren wie durch automatisches Funktionieren auf Knopfdruck.

Offensichtlich möchten wir gern, dass alles "von selbst" läuft, "automatisch". Darin scheint eine vaterarchetypische Zielvorstellung zu liegen. Vielleicht sogar eine Vision, deren essenzieller Kern in der Veräußerlichung, in der patriarchalen Finsternis der Verdinglichung untergegangen ist: Automatisch heißt "vom Selbst aus" (gr. auto-matos: sich selbst bewegend, aus eigenem Antrieb, von selbst; selbsttätig, Duden). So könnte man den Drang, äußere Abläufe zu automatisieren, ihnen den Anschein zu geben, als folgten sie einer magisch steuernden Kraft, als den Reflex einer verschütteten Ahnung sehen, dass im Selbst die Macht liegt, das Leben "automatisch" zu steuern, von Innen her, wenn man es nur machen ließe. Aber an die Stelle des Selbst setzt sich eben das Ich: Das Ich sieht sich nicht als Gehilfe des Selbst, sondern als Demiurg. Es liegt eine Verwechslung vor. Alles technische Bewusstsein, das mittels des Vaterarchetypus erworben wurde, müsste im Grunde darauf gerichtet sein, die Techniküberkrustungen, die sich durch eine vaterfixierte Ich-Überlastung gebildet hat, zu entfernen. Alle Arbeit, alle Disziplin, alle Erziehung müsste angewandt werden, dem Selbst den Weg freizuräumen, dem inneren Wesen Raum zum Ausdruck zu verschaffen. Hartmut v. Hentig hat gesagt, die Hauptaufgabe des Lehrers sei, Lernhindernisse aus dem Weg zu räumen. So müssten unsere Vater- und Lehrerinstanzen in der Lage sein, Techniken zu entwickeln, mithilfe deren wir uns aus der Gefangenschaft im Reich des furchtbaren technischen Vaters und seinen künstlichen Automatismen befreien könnten. Spuren davon findet man jedoch allenfalls noch in religiösen Unterweisungen. Ich habe den alttestamentarischen Jahwe als hand-werkenden Schöpfergott erwähnt, der den Menschen aus Erde schuf. Diese Version der Schöpfungsgeschichte kann man im zweiten Buch Mose nachlesen. Im ersten Buch Mose begegnet uns jedoch eine Schöpfungsart, die gesonderter Betrachtung bedarf: Es ist die Schöpfung durch das Wort.

Wort, Sprache, Logos

"Eine Sprache ist eine Weise, die Welt zu sehen und letztlich, in der Welt zu sein. Dies ist genau das Wesensmerkmal des Wortes: Bild, eikon, Ausdruck und Manifestation der Ganzheit zu sein, das Erstgeborene Gottes, nach den heiligen Schriften des Hinduismus, des Christentums und anderer Religionen." (Anm. 192)

Alle Schöpfungsakte im ersten Buch Mose beginnen mit der Formel: "Und Gott sprach … "

Das magische "Werkzeug" des Schöpfers ist die Sprache.

Überraschenderweise besteht zwischen Technik und sprachlicher Wortgewalt ein Zusammenhang. Im Deutschen kennen wir den "Verseschmied", der an entsprechende gemeinsame Wurzeln erinnert: das schwierige alchemistische Schöpfungswerk des Schmiedes verschaffte diesem in vielen Kulturen eine herausragende Stellung. Er war zugleich der Schamane, Seher, Zauberer und im Besitz des geheimen Wissens, genau wie der Dichter. Eliade erinnert an die Herkunft des Wortes "Poet", das von gr. poietes herkommt, was "Verfertiger", "Macher" bedeutet (Anm. 193).

Schmiede und Dichter sind also beide schamanistische "Techniker", und haben dieselben Schutzpatrone, wie Athene zeigt. Sprache und Wort sind schöpferische Werkzeuge und als solche emanzipatorisch. Sie führen aus der Verstrickung in den Emotionen heraus, indem sie eingrenzen, ordnen, klären. Sprachliche Formulierung hilft verstehen – nicht nur die Gedanken des Anderen, sondern zuerst einmal die eigenen. Sprache hilft Denken. Kleists Traktat "Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" beginnt mit dem Satz:

"Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen." (Anm. 194)

Im Sprechen, in der Überschreitung der Grenze aus dem eigenen Innern nach draußen zum Anderen hin, erkennen wir leicht Elemente des Vaterarchetypischen: Sprechen, in Worte fassen, ist eine Technik des Erschaffens, die nicht nur systematischen Wert hat, sondern durchaus auch magischen. Durch Begriffsbildung schaffen wir unsere Welt. Wörter bilden ist Eingrenzen, Herausheben – mit Wörtern heben wir feste, verlässliche Inseln aus der "Ursuppe", dem Meer des Unbewussten. Wörter bilden ist Benennen, Beschwören, Bannen: Was benannt ist, beim Namen gerufen, muss sich stellen, kann nicht mehr entschwinden ins Diffuse, wo es sich wieder mit allem und jedem vermischt.

Das Namengeben für eine Person war und ist in vielen Kulturen eine heilige Handlung. Es verleiht dem Anderen Eigenständigkeit, Wesentlichkeit.

Wörter bilden ist Dingfest-Machen, Ordnen, Deuten. Was eine Bedeutung bekommen hat, ist ins Wertesystem eingegliedert. Es kann beurteilt werden. Es trifft Unterscheidungen im emotionalen Chaos.

Das Wort spielt die vaterspezifische Rolle beim Erschließen der mütterlichen Fülle des Unbewussten.

Das Wort ist bewusst gefasste Emotion. Zu Grunde liegen Lautbilder, die Stimmungen und seelische Prozesse beschreiben. Dem deutschen "Wort" liegt dasselbe Lautbild zu Grunde wie dem "Wurm" (idg. Wortwurzel uer) oder dem Verbum "werden": Etwas dreht und wendet sich, wird gedreht und gewendet, bis es endlich die mit dem gefühlsmäßigen Zustand übereinstimmende äußere Gestalt erreicht hat und das Gefühl fasst und konturiert. Wortbildungen sind Vorgänge, sprachgeschichtlich und im Moment des Sprechens.

Die Wortwurzel uer meint auch das "feierlich Sprechen, sagen" (Duden).

Das rituelle Sprechen, der künstlerische Vortrag ist immer mehr als bloße Informationsvermittlung. An der Tradition der Sagen und epischen Dichtungen, die oft nur mündlich weitergegeben wurden, und deren Vortrag eine große Kunst war, kann man die Bedeutung der Sprache für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft ablesen.

Gemeinsame Sprache ist auch mehr als Mittel sozialer Verständigung. Form und Rhythmus der Sprache und Inhalt der bedeutsamen Mythen schaffen nicht nur eine verbindende Oberflächenstruktur, sondern wirken tief in Schichten des kollektiven Zugehörigkeitsgefühls hinein. Sagen, Mythen und Märchen der Völker dienen der innerseelischen Ortsbestimmung und Weltverankerung. Darüberhinaus entsteht die Welt im Moment des Erzählens neu: Durch Sprache geschieht Weltschöpfung, jetzt, in diesem Augenblick, in dem gesprochen wird. Das, was wir sprechen, definiert uns selbst. Das Wort hat schöpferische Kraft, und alles, was ausgesprochen wird, hat eine Tendenz, sich real zu bestätigen.

Das lässt sich sogar an scheinbar banalen modischen Wortschöpfungen ablesen. In ihnen kommen Zeitstimmungen zum Ausdruck, die so im Weltbild verankert werden und gleichzeitig Zeitstimmungen prägen. Das Vokabular von Politikern, Wissenschaftlern, Journalisten, Verkäufern, Werbeleuten, Jugendlichen gibt ziemlich präzise Auskunft über Wertungen und Richtungen des Verhältnisses der jeweiligen Benutzer und ihrer Welt.

Sprache ist das Gefäß des kollektiven und individuellen Gedächtnisses, denn sie gibt uns die Möglichkeit, uns mit der nicht-gegenwärtigen Welt der Vergangenheit oder Zukunft zu befassen.

Auf dem Gedächtnis bauen wiederum Erfahrung und Tradition auf. Ohne diese Bewusstseinsfunktion ist keine Kulturleistung, keine Selbsterkenntnis möglich. Kronos zeichnet sich durch sein Gedächtnis aus. Auch wird Kronos, der als

einziger seiner Geschwister den Mut zur Schuld hat, von Hesiod auch durch das dichterische Mittel der wörtlichen Rede als unterschieden von seiner weniger differenzierten Umgebung herausgehoben. Kronos ist der Sprache mächtig und der Herstellung eines logischen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung. Dazu bedarf es des Gedächtnisses, das uns sagt, was gewesen ist, und in welcher Beziehung es steht zu unserer momentanen Situation, aber auch zur Transzendierung des Augenblicks. So tragen Gedächtnis und Sprache dazu bei, uns unsere tragische Verstrickung in der Welt bewusst zu halten und Bewusstheit zu fördern.

"Tragödien" sind ursprünglich Gesänge; zunächst mystische Gesänge der Mysterienreligionen, dann Gedichtformen, in denen die bewusstseinsbildenden Dramen der Seele dem Volk vor Augen geführt wurden. Aus diesen Gesängen ist dann das Schauspiel namens Tragödie hervorgegangen, in dem die großen Einzelnen der Griechen die inneren und äußeren existenziellen Kämpfe des Menschen in kunstvoller Technik dargestellt haben.

Sprache ist ein Instrument des Geistes (lat. spiritus) und des Verstandes (lat. mens). Es ist das vaterspezifische Medium wunderbarer Schöpfungen der Dichter und Philosophen. Aber mithilfe der Sprache kann man auch trügerische Zusammenhänge herstellen. Der Verstand kann den Verstand irreführen. Ich habe auf die "mentale" Versuchung des Lügens (mentiri) schon hingewiesen. Ohne Anbindung der Sprache an Gewissen und Moral sind Wort und Sprache also trotz aller vaterspezifischen Merkmale keine väterliche Stütze. Im Gegenteil: wenn das scheinbar "Logische" verlogen ist, wenn mit Rationalisierungen versucht wird, primitive Triebmotive unter dem Mäntelchen der Rechtschaffenheit durchzusetzen, bedeutet das eher einen Rückfall in das Reich der furchtbaren Mutter. Auch im Gelingen solcher Täuschungen liegt eine schöpferische Macht der Sprache.

Doch wenden wir uns noch einmal derjenigen Art von Schöpfung durch das Wort zu, von der die Bibel spricht.

Gott schafft durch das Wort. Er spricht. Als er zum Beispiel sprach: "Es werde Licht", wurde Licht, allein durch die Kraft des Wortes.

Im Johannesevangelium sind sogar Schöpfer und Wort identisch. Es heißt da an der berühmten Stelle Joh. 1,2: "Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort."

In den Sprüchen Salomons, die älter sind als das Johannesevangelium, steht allerdings, dass auch die Weisheit schon ganz am Anfang da war, "von Ewigkeit her" (Anm. 195). Sie muss also entweder im Wort mit vorhanden gewesen sein, oder als weiblicher Spannungspol der väterlich-männlich imaginierten Schöpferenergie gedacht werden.

Johannes benutzt für "Wort", das griechische logos, ein unübersetzbares Wort. Generationen von Weisheitssuchern haben sich über den exakten Sinn dieses logos den Kopf zerbrochen. Goethe lässt Faust verschiedene Übersetzungen versuchen: zuerst Sinn, dann Kraft, dann Tat – alles Worte aus dem vaterspezifischen Bereich. Keines von ihnen stimmt ganz, alle zusammen können sie die Bedeutung des Logos nicht erfassen. Hätte Johannes ein Wort gemeint im grammatikalischen Sinn, wie das lateinische "verbum", so hätte er dafür das griechische "lexis" nehmen müssen. Aber das tat er nicht, woraus wir schließen können, dass er etwas viel Umfassenderes, Komplizierteres gemeint hat.

Der Sinn des Logos erschöpft sich nicht im Aspekt des Logischen als einem trockenen Folgerichtigen. Eher kommen wir vielleicht der inhaltlichen Essenz nahe, wenn wir eine etymologische Verknüpfung mit der indogermanischen Wortwurzel leuk, die auch dem Leuchten und dem Licht zugrundeliegt, mit-einbeziehen. Da dringt etwas von dem Feuer durch, das nach Simon Magus der Ursprung des Logos ist (Anm. 196), das Feuer des Begehrens, das Faust "Tat" übersetzen lässt, denn es ist schließlich eine glutvolle zeugende Kraft, durch die sich geistig Bewegtes und Bewegendes manifestiert. Logos ist schon der bewegende Gedanke und ordnende Geist vor dem gesprochenen Wort. Ähnlich wie der altägyptische Gott Ptah ersinnt auch Jahwe die Schöpfung, um sie zu erschaffen.

Logos ist das, wodurch der innere Sinn zum Ausdruck kommt, das A und das O. Sein Medium ist das Wort. Vielleicht könnte man den Logos als eine Art Ur-Archetypus bezeichnen, der schöpferisch anordnend und bewirkend alles durchdringt. Im christlichen Religionskonzept entspräche dieser Archetypus dann nicht allein dem Gottesbild des Vaters, sondern der Heiligen Dreieinigkeit. Die Dreizahl scheint im Bereich des Vaterarchetypus eine besondere, dynamisierende Rolle zu spielen. Bis hierher schien das Vaterarchetypische eher eine paradoxe Doppelstruktur zu haben: Wir sahen es im Eingrenzenden und im Herausführenden; im Alten und im Innovativen; im kollektiv Mitgegebenen und im individuell Herausrufenden, in Herkunft und Zukunft, Bindung und Überschreitung, im inneren Daimon und äußerer Realität, im Ureigensten und den Bedingungen seiner Ausfaltung, in Beharrung und Handlung, im Gesetz des Ausgangs und des Ziels.

Nun könnten wir sagen, dass innerhalb des Vaterarchetypus diese polare Struktur immer eines Dritten bedarf, des Herstellens eines übergreifenden Sinnzusammenhangs und des Einordnens darin. Das liefe philosophisch zum Beispiel auf eine Logik hinaus wie die Idee des dialektischen Dreischritts in der Hegeischen Philosophie (einer ausgesprochen "patriarchalen" Philosophie), die besagt: Alle Dinge der Welt folgen dem Gesetz von These, Antithese und Synthese.

Auf ein "logisches" (im Sinne von: in sich schlüssiges) psychologisches Konzept bezogen, entsprächen diese drei Komponenten bestimmten Werdephasen, die quasi spiralig in allen Entwicklungsprozessen der menschlichen Existenz auf verschiedenen Ebenen durchlaufen werden müssen. C. G. Jung hat in diesem Sinne eine Deutung des Trinitätsdogmas gegeben (Anm. 197). Verbunden mit Thesen

aus "Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen" (Anm. 198) ergibt sich folgendes Bild eines "psychologischen Dreischritts": Grundsätzlich begegnen wir alle auf der Suche nach eigener Identität zuerst einem Väterlichen als einer

"bestimmten, vorgefundenen Lebensform, einem Habitus, der Gesetzescharakter hat." (Anm. 199)

Dieses Vorgefundene wird zum Beispiel durch die Lebensform der ersten Bezugspersonen repräsentiert, ihre Denk- und Seinsweise in Bezug auf ihre Herkunft und den größeren gesellschaftlichen Rahmen, sowie die persönliche Wertskala, durch die sie sich definieren.

Das ist die Stufe des "Vaters" oder Alten Königs. Die "Sohnstufe" trägt dies Väterliche in sich, muss sich innerlich und äußerlich teilweise davon abgrenzen, wobei das Väterliche wahrscheinlich als Gegner erlebt wird. Der Befreier erscheint in jenen Anteilen, die als persönlich passend und über das Bestehende hinausführend ergriffen werden können, sodass eine Lösung vom inneren und äußeren Habitus des Väterlichen erreicht wird:

"Die legitime Lösung besteht in einer bewussten Unterscheidung vom Vater und dem von ihm repräsentierten Habitus … Der Habitus wird ersetzt durch eine bewusst gewählte und erworbene Lebensform." (Anm. 200) Das könnte man auch die Stufe des Jungen Königs nennen. Damit ist aber die Reife zur eigenen Vaterschaft noch nicht erreicht.

Um sich und anderen selbst zum "Vater" werden zu können, muss noch ein dritter Schritt vollzogen werden: Das Anerkennen von nicht beeinflussbaren Faktoren, die ein teils bekanntes, teils unbekanntes größeres Ganzes ausmachen. Dazu gehört auch das Unbewusste, das die Grenze unserer bewussten Autonomie ist. Dies fordert das Opfer von eigenen Größenfantasien und Autarkievorstellungen. In Jungs Worten:

"Wie der Übergang von der ersten zur zweiten Phase das Opfer der kindlichen Abhängigkeit fordert, so muss beim Übergang in die dritte Phase die ausschließliche Selbstständigkeit aufgegeben werden." (Anm. 201) Synthese im vaterarchetypischen Sinn kommt also nur durch Verzicht auf absolute Positionen zu Stande.

So kurz wie möglich möchte ich zum Abschluss noch einmal einen Überblick über die wichtigsten Einzelfunktionen des Väterlichen geben.

Der Vaterarchetypus wirkt im und durch das Bewusstsein, über das wir kulturell mit der Gemeinschaft verbunden sind und die dort enthaltenen kollektiven Wert- und Moralsetzungen, Normen und Rollenvorgaben. Er repräsentiert alle Belange des Öffentlichen. (Der Mutterarchetyp entspräche dem kollektiven Unbewussten und dem Verborgenen.)

Er wirkt ebenfalls in und durch die transpersonalen Ziele und Glaubensvorstellungen, die dazu geeignet sind, uns aus der Umfangenheit durch den Mutterarchetypus, der Dominanz der Affekte, Triebe und Stimmungen herauszuführen, desgleichen aus der narzisstischen Grandiosität, die aus der Symbiose mit dem Mütterlichen herrührt. Er bewirkt die "Gegenbesetzung der primären Mütterlichkeit" (Anm. 202), womit Kräfte zur Entwicklung und Individuation freigesetzt werden und dem "inneren Kind" Richtung und Halt gegeben. Er ist der "außertriebhafte, verlässliche Standort" (Anm. 203), von dem aus erkannt und gelenkt wird. Das Väterliche ist unverzichtbar zum Aufbau einer sicheren Objektbeziehung indem es Grenzen setzt zwischen Subjekt und Objekt und zugleich das Interesse für das "Andere" installiert und transportiert. Es hilft, Ängste, die innerhalb der anfänglich-mütterlichen Weltordnung entstehen, in Handlung und Gestaltung umzusetzen und auf die "Dinge der Welt" (Realität) zu lenken. Dazu gehört Kontinuität in der sachlichen Zuwendung und Festigkeit gegenüber Stimmungsschwankungen.

Vaterarchetypisch ist die Distanz und das "Nein", sowie die Erlaubnis zu Distanz und zum "Nein", zur Nichtübereinstimmung mit dem Gegebenen. Daraus resultiert die Möglichkeit zu Dis-Identifikation, zu Positions- und Perspektivwechsel. Ebenso ermöglicht diese Haltung dem Individuum Herauslösung aus identifikatorischem Rollenverhalten, das zwar vaterarchetypisch im kollektiven Bewusstsein beheimatet und für bestimmte Entwicklungsstufen unverzichtbar ist, ab einer gewissen individuellen Entwicklungsstufe jedoch in die Kategorie des hemmenden "Alten Königs", des "furchtbaren Vaters" fällt. Vaterarchetypisch ist, Muster anzuordnen, ist der Drang, sie zu verlassen, ist die Behinderung dabei und zuletzt die Erlaubnis dazu.

Das Väterliche drängt nach Überschreitung der Grenze, der natürlichen und der "künstlichen" die es selbst gesetzt hat. Es repräsentiert das "Andere" jenseits der Grenze, das Fremde, Zukünftige, Transzendente und das Verlangen danach. Es ist die hypothetische Setzung im Unbekannten, die Fähigkeit, das Ziel vorauszuwerfen (zu projizieren) und Grenzen zu überschreiten (zu transzendieren). Kurz gesagt: Väterlich ist alles, was hilft, Entwicklungsziele und -grenzen zu setzen und eine erreichte Entwicklungsgrenze zu überschreiten mithilfe eines jenseits anvisierten Entwicklungsziels.

Väterliches muss dem Wesen oder Impuls, der sich entwickeln will, Antwort geben und Verantwortlichkeit zeigen und fördern, und ebenso helfen, Fragen an das Bestehende zu formulieren. Es muss pragmatische Lösungsformen erfinden und Objekte und Ziele durch Phasen der Enttäuschung festhalten lehren. Vaterspezifische Aufgabe ist es, unproduktive Triebkräfte zu kontrollieren, aufzuhellen und produktiv umzuleiten, damit sie in den Dienst der Ich-Reifung genommen werden können. Das geht nur, wenn die Vaterinstanz ihre achtsamen und mütterlich-einfühlenden Anteile zu Hilfe nimmt in Achtung vor dem, was sich hier ent-

wickeln soll. Der Sinn des Wachsens muss erkannt, gedeutet werden, dem Wachsenden Sinn gegeben. Vaterarchetypisch ist das Herstellen von übergreifenden Sinnzusammenhängen und das Einordnen darin. Modelle und Systeme müssen gefunden werden – wenn auch nur, um sie beim nächsten Entwicklungsschritt wieder zu relativieren.

Der Vaterarchetypus verlangt und bewirkt Erziehung, selbst wo unpersönliche Umstände am Werk sind. Gezielte Erziehung müsste der Sinndeutung gelten, dem sinnbestimmten Wollen, Stellungnehmen, der Fähigkeit zum Werten und Messen an Normen. Ebenso der Affektbildung.

Genannt wurde schon die Zielsetzung, die Fähigkeit, in die Zukunft zu denken, Vorsorge zu treffen, vorauszuschauen auf Grund von erfahrenem Wissen, aber auch auf Grund des Vertrauens in die "transpersonalen Bestimmtheiten seiner Artanlage" (Anm. 204) sowie in die Tragfähigkeit "vorausgeworfener" (= projizierter) Leitvorstellungen. Grunberger sieht den Vater als "Träger der prospektiven Finalität." (Anm. 205)

Das führt in die Nähe der Frage nach der Installation eines Ich-Ideals als eines Bildes, das Leitfunktionen übernehmen kann. Das Ich-Ideal hat Orientierungsfunktion. Es ist ein Entwicklungsziel, das begrenzt, individuell gestaltet und immer wieder in Frage gestellt werden muss, damit es nicht zum "furchtbaren Vater" wird.

Sein problematischer Bruder ist das Überich, das aus introjizierten Vor-Urteilen besteht. Das Überich ist "eine Instanz der Gruppe, der Umwelt, ein historisch und kulturell bedingter Außenfaktor" (Anm. 206) und als solcher ein Exponent des Vaterarchetyps, der Konformität fordert und dem Individuationsvorgang gegenüber eher feindlich. Darum muss ihm eine kritisch aufhellende väterliche Instanz gegenüber treten, welche die Umstände seiner Gewordenheit erkennt, damit überfällige Einschränkungen der wesensverwirklichenden Kräfte überschritten werden können. Immer muss der "erprobten Einsicht" (Oswald Spengler) "kritische Einsicht" (Mitscherlich) folgen. Nur auf diesem Wege ist auch ein individuell funktionierendes, im Sinne einer internalisierten väterlichen Stärkung wirksames Gewissen realisierbar.

Vaterarchetypische Züge trägt schließlich das gereifte Ich, das Einschränkungen, Verzicht, Verlust, Ambivalenz aushalten kann. Dazu gehört auch die Fähigkeit, nicht lösbare Konflikte wahrzunehmen und bestehen zu lassen, wenn im Augenblick keine Entscheidung getroffen werden kann. Nicht jederzeit ist "Gegensatzvereinigung" erreichbar. Das Vaterspezifische besteht oft genug geradezu darin, Spannung zu erzeugen ohne sie gleich aufzulösen. Verzicht auf Harmonie muss da geleistet werden, Konfliktfähigkeit geübt und das Heterogene irgendwie unter einem Dach versammelt, in einen Sinnzusammenhang gebracht, ein typisches Vater-Kunststück, denn es setzt Überblick und Weitsicht voraus.

Das Väterliche muss uns auch den Sinn von Einschränkungen, Verzicht und Verlust einsichtig machen. Unlust muss ertragen werden auf dem Weg zum Erreichen von Fertigkeiten, die der täglichen Bewältigungspraxis dienen oder dem Erwerb von Kenntnissen und Technik, welche Voraussetzungen für weiterreichende Fähigkeiten sind und erst die Spielräume schaffen, in denen schöpferische Entfaltung möglich ist. Handlungsspielräume entstehen auch aus dem Wissen um die Existenz mehrfacher Weltordnungsmöglichkeiten, Produktivität aus der einfallsreichen Anwendung vor- und selbstgefundener Systeme. Doch geht es nie um beliebigen Einfallsreichtum, um Kreativität um ihrer selbst willen. Das Schöpfertum findet seine Grenzen an Sinn und Ziel.

Im Gegensatz zur endlos sprudelnden Lebensquelle des weiblich-mütterlichen Archetypus fordert der Vaterarchetypus Kristallisation und Abschließen von Vorgängen, Annehmen der Endlichkeit.

Der Vaterarchetypus bewirkt Herausforderung, Anruf, Beruf, appelliert an unser Leistungsvermögen, fordert uns auf, unser Bestes zu geben, dem Besten in uns zum Ausdruck zu verhelfen und es irgendwie in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen, es zumindest vor ihr zu verantworten, sei es mit einem "Hier stehe ich, und kann nicht anders".

Väterarchetypisches schafft Schutz gegen die Gefahren der Außenwelt und ist zugleich faszinierender Repräsentant des Äußeren, Anderen, Fremden innerhalb der sicheren Grenzen des Bekannten. Auf diese Weise wird Fremdes bekannt gemacht, die Fähigkeit erzeugt, sich in der Fremdheit zu orientieren ohne sich selbst entfremdet zu werden. Die Vater-Imago könne als "Vertreter, Mittler und Garant der Realität" verstanden werden, sagt Jochen Stork (Anm. 207).

Entsprechend ist das Väterliche auch Schutz gegen die gefürchtete Seite des Weiblich-Mütterlichen: es ist das, was auch die Mutter an Autorität achtet und worauf sie erotisch bezogen ist und macht so im positiven Fall die furchtlose Annäherung an das dunkle Weibliche (auch: das Unbewusste) möglich. "Der Vater ist derjenige, der keinerlei Angst vor der Mutter hat, der den Auswirkungen der fantasierten Allmacht der mütterlichen Imagines entrinnen kann, der frei ist." (Anm. 208)

Das wiederum, und die Kenntnis der Struktur der Beziehungen, ermöglicht Stärkung des Ich und die Freiheit, die gegebene Realität anzunehmen, wie immer sie geartet sei, im Bewusstsein der Kraft, sich behaupten zu können und sich im Gegebenen neu zu entscheiden (Anm. 209).

Der Vaterarchetypus markiert zunächst eine vertikale Bezogenheit: er dynamisiert ein "Weg-von" in Richtung auf ein Voran und Hinauf. Der Wunsch des Kindes, erwachsen, "groß", ja "überragend" zu werden, wiederholt sich in vielen Variationen das ganze Leben hindurch. Zunächst sind diese Intentionen naturgemäß

bezogen auf äußere Verwirklichung: im körperlichen Wachstum, sozialen Wettbewerb.

Der väterliche Überblick, die historische Rück- und Vorausschau sowie die ethische Maßgabe kommt jedoch an den Punkt, da erkannt wird, dass die Verwirklichung des Vaterarchetypus im reifen Ich absehen muss von rein äußerlichen Bestätigungen seiner Autorität. Ihre Verankerung in sich selbst, im Selbst-Bewusstsein des Ichkomplexes macht "horizontale", man könnte auch sagen, demokratische oder geschwisterliche Verknüpfungen möglich: Achtung und Toleranz des Anderen und Andersartigen, aus welcher Kooperation möglich wird statt Gefolgstreue und Folgsamkeit in hierarchischen Bedingungen (Anm. 210). Mitscherlich sieht im Bestimmtsein von hierarchischen Strukturen eine mangelhafte Verinnerlichung des Väterlichen beziehungsweise das Festsitzen in infantilen Abwehrmechanismen.

Wir dürfen also nicht dabei stehen bleiben, unser "inneres Kind" zu hätscheln, wir müssen es auch väterlich fördern im Sinne dieses Katalogs vaterarchetypischer Funktionen, die allerdings immer kritischer Einsicht bedürfen und fragwürdig bleiben müssen.

Anhang

Anmerkungen

- 1. Pelasgischer Schöpfungsmythos nach R. Ranke-Graves, Griech. Mythologie, S. 22
- 2. Romankiewicz, Sternbild Jungfrau Umkreisung eines Mythos, 1994
- 3. E. Neumann, Die Große Mutter, S. 26
- 4. Jung bezieht sich hier auf den chemischen Prozess der Kristallbildung
- 5. C. G. Jung, GW 11, S. 165, Anmerkung 93
- 6. E. Neumann, Die Große Mutter, S. 22
- 7. E. Neumann, Die Große Mutter, S. 22
- 8. Benseler, griechisch-deutsches Schulwörterbuch
- 9. Duden, Herkunftswörterbuch 1963
- 10. Duden, Herkunftswörterbuch 1963
- 11. Vollmer, Wörterbuch der Mythologie, 1874, Fig. 59
- 12. E. Neumann, Die Große Mutter, S. 22
- 13. Badinter, Ich bin du, S. 24
- 14. Herders Kleines Psychologisches Wörterbuch, S. 234
- 15. Jung, Briefe II, S. 383
- 16. siehe Kapitel "Kronos", S. 77 ff
- 17. Ludwig Harig, Ordnung ist das ganze Leben, Roman meines Vaters, S. 7
- 18. Neumann, Das Kind, S. 17
- 19. Neumann, Das Kind, S. 12
- 20. Domes, Der kompetente Säugling, S. 40
- 21. Domes, S. 80
- 22. Feuerbach, Kaspar Hauser, S. 26
- 23. Duden, Herkunftswörterbuch
- 24. Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, S.17
- 25. Neumann, Das Kind, S. 91
- 26. Jung, Aion, GW 9/II, § 6
- 27. Neumann, Das Kind, 41/42

Interessant ist, dass die Haut in der mittelalterlichen Entsprechungslehre dem Saturn zugeordnet wird, der in der Sicht des Mittelalters gewissermaßen an der "Hautgrenze" der Erdatmosphäre wanderte. Als äußerster mit dem bloßen Auge sichtbarer Wandelstern trennt er das Diesseits vom Jenseits, die anthropozentrisch erlebbare (Innen-)Welt von einer Sphäre außerhalb alles Menschlich-Kalkulierbaren. Saturn ist der Herrscher über Zeit und Raum; erst Grenzsetzung erschafft diese Bezugssysteme. Aber er ist mehr: Als derjenige, der diesen menschlichen Raum zwar begrenzt (er ist auch der Tod), aber seinerseits in Kontakt ist mit derjenigen Sphäre, aus welcher nach Platons Ideenlehre (die ja im Spätmittelalter mit dem aristotelischen Gedankengut eine "Renaissance" erlebt) die Urbilder unseres irdischen Seins herkommen, konzentriert er diese Bilder materiell, fungiert also auch als ihr Geburtshelfer. Saturn hat die Aufgabe, das Innen und das Außen zu trennen und das Annehmen der Grenze zu erreichen, um dann auch die Möglichkeit zur Überschreitung einzurichten. Dort, wo die Gegensätze zusammenstoßen, werden auch Übergange durch Begegnung geschaffen, was nicht immer sanft vor sich geht.

- 28 vgl. C. G. Jung, GW 4, § 727, 728
- 29 Hillman, Hundert Jahre Psychotherapie, S. 77/78
- 30 Neumann, Das Kind, S. 9
- 31 Die hermetische Weisheitslehre, so genannt nach der mythischen Gestalt des Hermes

Trismegistos, ist eine Geheimlehre der griechischen Kolonisten der Spätantike in Ägypten. Ihre Grundsätze beeinflussten wichtige philosophische Strömungen bis in die heutige Zeit

- 32 Jung, Psychologie und Alchemie, § 434
- 33 Helen Keller, Meine Welt, S. 61 ff. Dasselbe zeigt auch das Beispiel Kaspar Hauser
- 34 wie ihn Hillman auch noch nennt (Hundert Jahre Psychotherapie, S. 79)
- 35 Jung verwendet die beiden Begriffe "Elternmacht" und "Archetypus des Vaters" in "Die Bedeutung des Vaters" gleichbedeutend, GW 4, § 739
- 36 Roger E. Gould, Lebensstufen, S. 236
- 37 Stork, Das Vaterbild in Kontinuität und Wandlung, S. 14
- 38 Neumann, Ursprung des Bewusstseins, S. 141
- 39 Neumann, Ursprung des Bewusstseins, S. 154
- 40 vgl. Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, S. 301
- 41 Mitscherlich, a.a.O., S. 295 f
- 42 Th. Mann, Joseph und seine Brüder I, S. 250
- 43 Neumann, Ursprung und Bewusstsein, S. 235
- 44 Karl Kerenyi, Mythologie der Griechen, S. 21
- 45 Horaz, Episteln
- 46 Kerenyi, Mythologie der Griechen, S. 146
- 47 Kerenyi, Mythologie der Griechen, S. 23
- 48 Kerenyi, Mythologie der Griechen, S. 23
- 49 Hesiod, Theogonie, vs 167
- 50 Hesiod, Theogonie, vs 176-182
- 51 Die Lebensalter, Bilderbogen aus dem 17. Jh.
- 52 Hesiod, Theogonie, vs 63
- 53 Ariès, Geschichte der Kindheit, S. 81
- 54 J. P. Vernant, Die Entstehung des griechischen Denkens, S. 25 ff
- 55 Jung, GW 17, Über die Entwicklung der Persönlichkeit, § 293
- 56 Gebser, Ursprung u. Gegenwart I, S. 32
- 57 Gebser, Ursprung und Gegenwart I, S. 277
- 58 Gebser, Kommentar, S. 190
- 59 Gebser, Kommentar, S. 190
- 60 Gebser, Ursprung und Gegenwart, Teil I, S. 245, Abb. 24
- 61 Gebser, S. 244, Abb. 23; Saturn und Melancholie, Abb. 9
- 62 Gebser, S. 244/245
- 63 R. Tegtmeier, Sternenglaube, Abb. 9.7
- 64 vgl. Saturn und Melancholie, Abb. 40 mit Herder, Lexikon der Griech. Mythologie, S. 223
- 65 Hesiod, Theogonie, vs 170
- 66 Thukydides (geb. um 460 v. Chr., erster griechischer Geschichtsschreiber)
- 67 Gebser: Ursprung und Gegenwart Bd. I, idg. Wz dais, S. 255
- 68 Hesiod, Theogonie, vs 480-487
- 69 Ranke-Graves, Griechische Mythologie, S. 32
- 70 Ranke-Graves, Griechische Mythologie, S. 32
- 71 Ranke-Graves, Griechische Mythologie S. 32
- 72 Hesiod, Theogonie, vs 498
- 73 Hesiod, Theogonie, vs 499/500
- 74 I. Clarus, du stirbst damit du lebst, S. 69 ff
- 75 Hesiod, Theogonie, vs 505
- 76 Hesiod, Theogonie, vs 506
- 77 Thukydides: Geschichte des Peloponesischen Krieges, zitiert in J. Campell, Mythologie

- des Westens, S. 205-207 36
- 78 Hesiod, Theogonie vs 626
- 79 Hesiod, Theogonie, vs 148/149
- 80 Hesiod, Theogonie, vs 868
- 81 Hesiod, Theogonie, vs 49
- 82 Hesiod, Theogonie, vs 881 885, Hervorhebung B.R.
- 83 Hesiod, Theogonie, vs 888-900
- 84 Hesiod, Theogonie, vs 475
- 85 Campbell, Mythologie des Westens, S. 273 f
- 86 Seneca
- 87 Szabo, Buch der Runen, S. 68 f
- 88 Hölderlin, Hyperion, S. 49 47
- 89 Hesiod, Theogonie, vs 127 48
- 90 Hesiod, Theogonie, vs 177 49
- 91 vgl. Kohuts Studie "Narzissmus"
- 92 Rosenberg, Zeichen am Himmel, S. 47
- 93 Ernst Cassirer
- 94 Jung, Erinnerungen, S. 338
- 95 Jung, GW, Aion 9/II, § 170
- 96 Mann, Joseph und seine Brüder, S. 106
- 97 Fromm, Kunst des Liebens, S. 109
- 98 Fromm, Kunst des Liebens, S. 54

In der väterlichen Welt gilt: "Ich liebe dich, weil du meinen Erwartungen entsprichst, weil du deine Pflicht erfüllst … " (Fromm, a.a.O., S.54)

- 99 Fromm, Die Kunst des Liebes, 134
- 100 ebda.
- 101 Jung, Briefe I, S. 475
- 102 Jung, GW 12, § 20
- 103 GW 9/1, § 271
- 104 GW 9/1, § 301
- 105 Neumann, Die Große Mutter, S. 231 ff
- 106 Cooper, Lexikon der traditionellen Symbole
- 107 Briefe II, S. 168
- 108 Philo von Alexandria, ca. 25 v. bis 50 n. Chr., jüdischer Philosoph, verband die Lehre vom Logos mit der jüdischen Theologie
- 109 griechischer Kirchenvater, Bischof von Lyon 177/178, gilt als Vater der katholischen Dogmatik
- 110 Briefe II, S. 168
- 111 Jung, GW 8, §417
- 112 Jung, ebda.
- 113 GW 12, § 12
- 114 R. L: Gould, Lebensstufen, S. 178
- 115 vgl. auch Badinter, S. 236 ff
- 116 Hillman/Ventura, Hundert Jahre Psychotherapie, S. 18
- 117 vgl. S. 18
- 118 vgl. Stork, S. 29
- 119 Hillman/Ventura, Hundert Jahre Psychotherapie, S. 31/32
- 120 Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens Bd. 8
- 121 Neumann, Ursprung und Bewusstsein, S. 144

- 122 Daniel 7,9
- 123 Jung, GW 9/I, S. 235, Anm. 17
- 124 Stuttgarter Zeitung vom 10.1.95
- 125 Th. Mann, Zauberberg, S. 23
- 126 Viktor Frankl, Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn, S. 247
- 127 Heimito v. Doderer
- 128 Bert Brecht schildert in seiner Erzählung "Die unwürdige Greisin", wie sich seine Großmutter nach dem Tod ihres Mannes völlig gegen die Erwartungen der Kinder verhielt und gegen alle Konventionen Dinge tat, die sie noch nie in ihrem Leben getan hatte.
- 129 Jung, GW 11, S. 583, §960 29
- 130 v. Franz, Schöpfungsmythen, S. 25
- 131 Jung, GW 10, S. 149, § 260
- 132 V. Frankl, Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn, S. 16
- 133 Fromm, Die Kunst des Liebens S. 86
- 134 GW 10, S. 214, § 396
- 135 Rollo May, Sich selbst entdecken, S. 131
- 136 May, ebda.
- 137 Schiller, Ode an die Freude 37
- 138 Psalm 18, 17
- 139 Eliade, zit. n. Symbole 13/14 39
- 140 Mose 1, 6-8
- 141 Off. 21, 18
- 142 Off. 21, 21
- 143 Bächthold-Stäubli, Bd. 6, S. 1422
- 144 Plotin (205-270), Begründer des Neuplatonismus, nach dem das höchste Ziel der Erkenntnis die Rückkehr zu dem ungeschiedenen Einen ist, das Geist, Leib und Materie umfasst und aus dem die Welt hervorging.
- 145 Coelus od. Caelus (von lat. coelum = der Himmel) röm. Vater des Saturn
- 146 Neumann, Ursprung des Bewusstseins, S. 143
- 147 Jung, GW 9/I S. 181, § 284
- 148 vgl. auch Neumann, Ursprung des Bewusstseins, S. 252, Weltelterntrennung
- 149 Paul Gerhardt (1607-1676), "Nun ruhen alle Wälder" Vs. 5 49
- 150 Johannes 1, 59 SO
- 151 Sure 24,35 51
- 152 Psalm 36
- 153 J. Lusseyran, Das wieder gefundene Licht, S. 22
- 154 A. Deikman, Therapie und Erleuchtung, S. 76
- 155 Frankl, Der Mensch auf der Suche nach dem Sinn, S. 201
- 156 "Der Blick" in: Sartre, Das Sein und das Nichts, S. 338 ff
- 157 Jung, GW 16, S. 234, § 445
- 158 Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, S. 50
- 159 Sartre, Das Sein und das Nichts, S. 341
- 160 Champeaux/Stercks, Symbole, S. 414
- 161 Champeaux/Stercks, Symbole, S. 408
- 162 Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, S. 42
- 163 Jung, GW 17, S. 16S, § 248
- 164 Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlose Gesellschaft, 1972, S. 27
- 165 Siegfried Lenz, Das Vorbild, 1973, S. 68
- 166 Ariès, Geschichte der Kindheit, S. 506

- 167 Adolf Muschg, Der Rote Ritter, S. 373 ff
- 168 vgl. hierzu, H. Obleser, Parzival auf der Suche nach dem Gral, 1997 68
- 169 Hehlmann, Wörterbuch der Pädagogik, S. 350
- 170 Spranger, Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen, S. 69
- 171 Thich Han Nhat, Ich pflanze ein Lächeln, S. 74
- 172 Spranger, S. 56 ff 72
- 173 Spranger, S. 22
- 174 Spranger, S. 125
- 175 Spranger, S. 107
- 176 Spranger, S. 121
- 177 Spranger, S. 120
- 178 Wassilij Kandinsky, 1913
- 179 Mircea Eliade, "Schmiede und Alchemisten", S. 25
- 180 vgl. auch den etymologischen Zusammenhang zwischen "Schuld" und "Skuld", welche die dritte, todbringende der nordischen Schicksalsgöttinnen ist, die den Lebensfaden abschneidet
- 181 Homer, Ilias, 14/203, Übers. J. H. Voß
- 182 Hesiod, Werke und Tage, vs 826
- 183 Kerenyi, Mythologie der Griechen, S. 168
- 184 Eliade, Schmiede S. 32/33
- 185 Eliade, Schmiede, S. 83
- 186 Eliade, Schmiede und Alchemisten, S. 51
- 187 M.-L. v. Franz, Schöpfungsmythen, S. 116
- 188 ebda.
- 189 1. Mose 2,7
- 190 Eliade, Schmiede, S. 107
- 191 Ludwig Harig, Ordnung ist das ganze Leben, S. 10
- 192 Raimon Pannikkar, "Rückkehr zum Mythos", S. 12 91
- 193 Eliade, Schmiede und Alchemisten, S. 104
- 194 Kleist, Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden
- 195 Sprüche 8, 22-31
- 196 v. Franz, Schöpfungsmythen, S. 158
- 197 GW 11, S. 195 ff
- 198 GW 4, S. 350 ff
- 199 Jung, GW 4, § 270
- 200 GW 4, §271
- 201 GW 11, § 100
- 202 Stork, S. 29 101
- 203 Mitscherlich, S. 178
- 204 Neumann, Das Kind, S. 198
- 205 Stork, S. 28 104
- 206 Neumann, Das Kind, S. 144
- 207 Stork, S. 29
- 208 Stork, S. 17
- 209 Mitscherlich, S. 181
- 210 vgl. Mitscherlich, S. 319

Literaturverzeichnis

Ariès, Philippe, "Geschichte der Kindheit", dtv Wissenschaft 4320, München 1992 Bächtold-Stäubli, "Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens", de Gruyter, Berlin, New York 1987

Badinter, Elisabeth, "Ich bin du", dtv sachbuch 30397, München 1994

Bornemann, Ernest, "Das Patriarchat", Fischer Verlag, Frankfurt 1991

Campbell, Joseph, "Die Masken Gottes", Bd. 1-3,. Sphinx Verlag, Basel 1991

Champeaux/Sterckx, "Einführung in die Welt der Symbole", zodiaque-echter, Echter-Verlag, Würzburg 1989

Colman, A. u. L., "Der Vater", Kösel Verlag, München 1991

Cooper, J. C., Illustriertes Lexikon der traditionellen Symbole, Drei Lilien Verlag 1986

Clarus, Ingeborg, "du stirbst, damit du lebst", Bonz Verlag, Fellbach 1990

Deikman, Arthur f., "Therapie und Erleuchtung", rororo transformation 8089, Reinbek 1986

Domes, Martin, "Der kompetente Säugling", Fischer Taschenbuch Verlag, Geist und Psyche, 11263, Frankfurt 1993

Duden Herkunftswörterbuch 1963

Eliade, Mircea, "Kosmos und Geschichte", suhrkamp taschenbuch, Insel Verlag, Frankfurt 1984

Eliade, Mircea, "Schmiede und Alchemisten", Herder Verlag, Freiburg 1972

Frankl, Viktor, "Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn", Piper Verlag München u. Zürich, 1985

v. Franz, Marie-Louise, "Schöpfungsmythen", Kösel Verlag, München 1972

v. Franz, Marie-Louise, "Der ewige Jüngling", Kösel Verlag, München 1992

Fromm, Erich, "Die Kunst des Liebens", Ullstein Tb 35258, Frankfurt 1987

Gebser, Jean, "Ursprung und Gegenwart", Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1988

Gould, Roger L., "Lebensstufen", Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1986

Harig, Ludwig, "Ordnung ist das ganze Leben, Roman meines Vaters", Fischer Verlag, Frankfurt 1989

Hehlmann, Wilhelm, "Wörterbuch der Pädagogik", Kröner Verlag, Stuttgart 1971

Hillman, James, "Suche nach Innen", Daimon Verlag, Einsiedeln 1994

Hillman, James/Ventura, Michael, "Hundert Jahre Psychotherapie", Walter Verlag, Solothurn 1993

Hesiod, Werke, Aufbau Verlag, Berlin und Weimar, 1994

Huber, Joseph, "Herrschen und Sehnen, Kulturdynamik des Westens", Beltz Verlag, Weinheim u. Basel, 1989

Jacoby, Mario, "Sehnsucht nach dem Paradies", Bonz Verlag, Fellbach 1980

Jung, Carl Gustav, Gesammelte Werke, Walter Verlag, Olten 1976

Jung, Carl Gustav, Briefe, 3 Bände, Walter Verlag, Olten und Freiburg 1990

Jung/Jaffé, "Erinnerungen, Gedanken, Träume", Walter Verlag Olten 1984

Keller, Helen, "Mein Weg aus dem Dunkel", Scherz Verlag 1993

Lusseyran, Jacques, "Das wieder gefundene Licht", Klett-Cotta/Ullstein Tb 39029, Frankfurt/Berlin 1986

Kerenyi, Karl, "Mythologie der Griechen", Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1966 Klibansky/Panofsky/Saxl (Hrsg.), "Saturn und Melancholie", suhrkamp taschenbuch Wissenschaft 1010, Frankfurt 1992

Kohut, Heinz, "Narzissmus", suhrkamp taschenbuch Wissenschaft 157, Frankfurt 1976

Lenz, Siegfried, "Das Vorbild", Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1979

Lurker, Manfred, "Wörterbuch der Symbolik", Kröner Verlag, Stuttgart 1991

Lurker, Manfred, "Lexikon der Götter und Dämonen", Kröner Verlag, Stuttgart 1989

Mann, Thomas, "Joseph und seine Brüder", Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1976

May, Rollo, "Sich selbst entdecken", Deutscher Taschenbuch Verlag, 1990

Mitscherlich, Alexander, "Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft", Piper Verlag, München 1973

Musil, Robert, "Der Mann ohne Eigenschaften", Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1987 Muschg, Adolf, "Der Rote Ritter", Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1993

Neumann, Erich, "Die Große Mutter", Walter Verlag, Olten u. Freiburg, 1974

Neumann, Erich, "Ursprungsgeschichte des Bewusstseins", Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1984

Neumann, Erich, "Das Kind", Bonz Verlag, Fellbach 1980

Neumann, Erich, "Tiefenpsychologie und neue Ethik", Fischer Taschenbuch Verlag 1985

Pflüger, Peter Michael (Hrsg.), "Der Mann im Umbruch", Walter Verlag, Olten 1989

Pörtner, Rudolf (Hrsg.), "Mein Elternhaus – ein deutsches Familienalbum", dtv, München 1986

Rank, Otto, "Das Trauma der Geburt", Fischer Tb 6570, Frankfurt 1988

Ranke-Graves, Robert, "Griechische Mythologie", Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1984

Riedel, Ingrid, "Die weise Frau", Walter Verlag, Olten 1989

Riesman, David, "Die einsame Masse", Rowohlt Verlag, Hamburg 1958

Romankiewicz, Brigitte, "Sternbild Jungfrau, Umkreisung eines Mythos", Walter Verlag Solothurn u. Düsseldorf, 1994

Rotmann, Michael, "Über die Bedeutung des Vaters in der Wiederannäherungsphase", Psyche, 12/78, Klett-Cotta Stuttgart

Sartre, Jean-Paul, "Der Blick", in "Das Sein und das Nichts", Rowohlt Verlag Hamburg 1962 Schäfer, Thomas, "Vom Sternenkult zur Astrologie", Walter Verlag, Solothurn u. Düsseldorf 1993

Spranger, Eduard, "Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung", Quelle & Meyer, Heidelberg 1961

Stork, Jochen, "Das Vaterbild in Kontinuität und Wandel", frommann-holzboog,

Stuttgart-Bad Cannstatt 1986

Szabo, Soltan, "Buch der Runen", Droemer-Knaur, München 1985

Vernant, Jean-Pierre, "Die Entstehung des griechischen Denkens", Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1982

Vollmer, "Wörterbuch der Mythologie", Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1974 Walker, Barbara, "Das geheime Wissen der Frauen", Zweitausendundeins, Frankfurt 1993

Verzeichnis der Abbildungen und Bildnachweise

- Abb. 1: Boreas, der Nordwind; Vollmer, Wörterbuch der Mythologie, Stuttgart 1974
- Abb. 2: Kaiser Wilhelm II mit Familie; Weber-Kellermann, Die Familie, Frankfurt/M. 1989
- Abb. 3: Afrikanische Kultmaske; Ferne Völker, frühe Zeiten, Recklinghausen 1982
- Abb. 4: Lebensalter oder Lebensstufen; Weber-Kellermann, a.a.O.
- Abb. 5: F. Goya: Saturn verschlingt eines seiner Kinder, 1821-1823
- Abb. 6: Hel; Vollmer, Wörterbuch der Mythologie, Stuttgart 1974
- Abb. 7: Kronos; Gebser, Ursprung und Gegenwart, München 1998
- Abb. 8: Steinbock (Ziegenfisch); Sesti, Die Geheimnisse des Himmels, Köln 1991
- Abb. 9: Saturnus; Tegtmeier, Sternenglaube, Sternenzauber, Köln 1990
- Abb. 10: Triptolemos; Herder Lexikon, Griechische und römische Mythologie, Freiburg 1981
- Abb. 11: Thronender Zeus; Mann, Schöpfungsmythen, Stuttgart 1982
- Abb. 12: Zeus mit den Göttern des Olymp; Vollmer, a.a.O.
- Abb. 13: van Dyck, G. Richardot mit einem seiner Söhne; Aries/Duby, Geschichte des Privaten, Bd. III, Frankfurt/M. 1991
- Abb. 14: Ghirlandaio, Greis und Knabe, Gemäldesammlung des Louvre, Köln 1994
- Abb. 15: Das neue Jerusalem; Champeaux/Sterckx, Einführung in die Welt der Symbole, Würzburg 1989
- Abb. 16: Caspar David Friedrich, Mönch am See, 1809;
- Abb. 17: Gott über Coelus; Champeaux/Sterckx, a.a.O.
- Abb. 18: Der Herrscher; Waite, Rider-Tarot
- Abb. 19: L'empereur; Marseiller Tarot
- Abb. 20: Der Lehrer; Aries/Duby, Geschichte des Privaten, Bd. I, a.a.0
- Abb. 21: Chnum formt Menschen; Ägyptisches Relief aus der Zeit um 1400 v. Chr.; Privatarchiv
- Abb. 22: Gott als Architekt des Universums; Frontispiece of Bible Moralisee, ca 1250, Frankreich, Privatarchiv
- Abb. 23: William Blake, Ancient of Days (God as an Architect), 1794, Privatarchiv